JUNGES EUROPA



JUNGES EUROPA

BLÄTTER
DER AKADEMISCHEN JUGEND EUROPAS

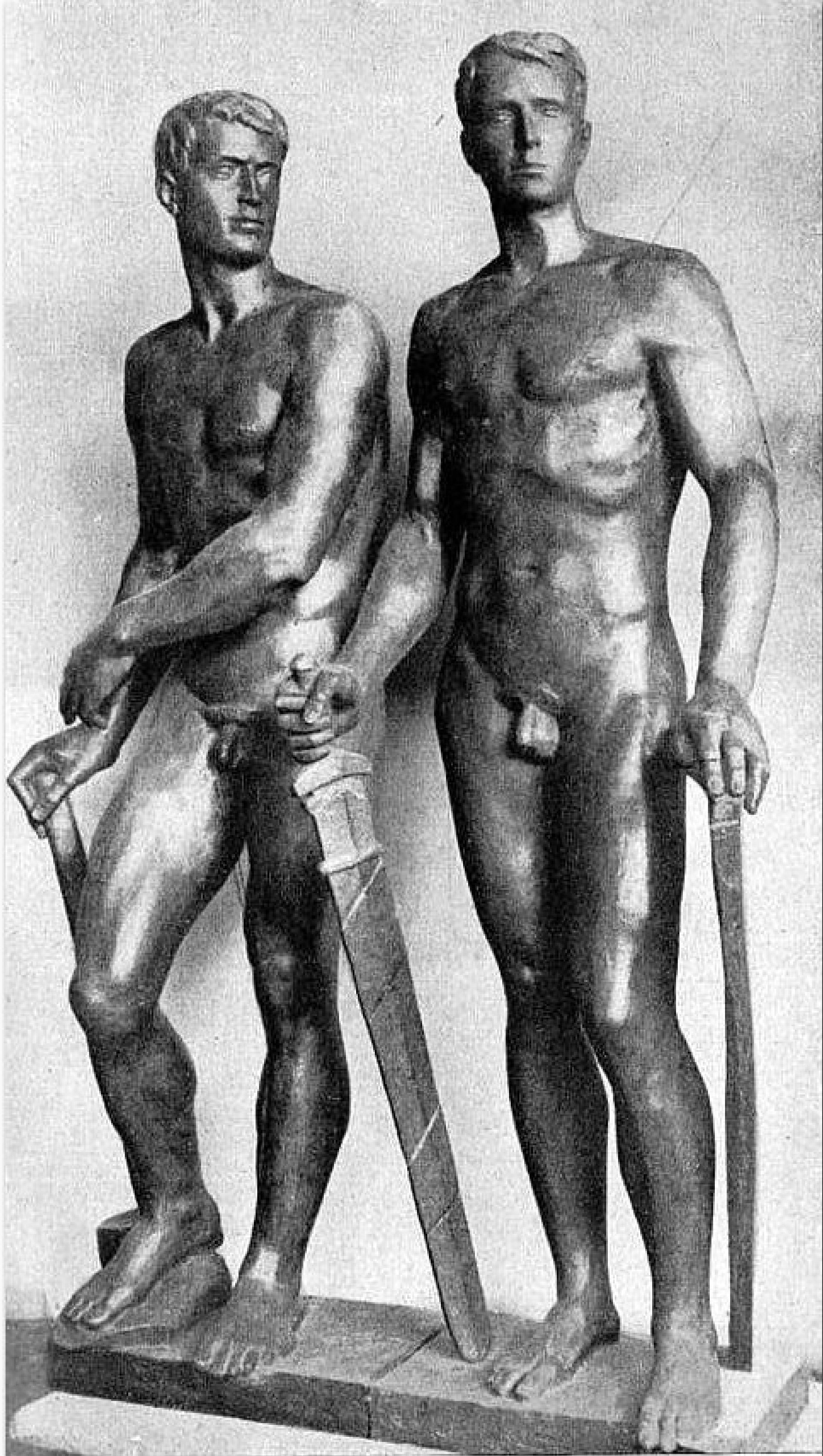
1943 HEFT 1/2

INHALT

HERAUSGEBER: DER AKADEMISCHE KULTURAUSTAUSCH

IVO BEUCKER

Werk und Wehr



DIE GRÖSSEREN ZIELE

DER KAMPF DER ALTEN MIT DER NEUEN WELT AUF ALLEN GEBIETEN DES LEBENS WIRD ALLEM ANSCHEIN NACH DIE GROSSE, ALLES BEHERRSCHENDE FRAGE DES KOMMENDEN JAHRHUNDERTS SEIN, UND WENN EUROPA SEINE DOMINIERENDE STELLUNG IN DER WELT BEHAUPTEN ODER DOCH WENIGSTENS AMERIKA EBENBÜRTIG BLEIBEN WILL, SO WIRD ES SICH BEIZEITEN AUF DIESEN KAMPF VORBEREITEN MÜSSEN. ES KANN DIES NUR DURCH MÖGLICHSTE WEGRÄUMUNG ALLER INNEREUROPÄISCHEN ZOLLSCHRANKEN GESCHEHEN, DIE DAS ABSATZGEBIET EINSCHRÄNKEN, DIE FABRIKATION VERTEUERN UND DIE KONKURRENZFÄHIGKEIT AUF DEM WELTMARKT VERRINGERN. FERNER MUSS DAS GEFÜHL DER SOLIDARITÄT EUROPAS DEN ANDEREN WELTTEILEN GEGENÜBER ENTWICKELT UND ES MÜSSEN DADURCH DIE INNEREUROPÄISCHEN MACHT- UND INTERESSENFRAGEN AUF GRÖSSERE ZIELE HINGELENKT WERDEN.

WERNER VON SIEMENS,
DEUTSCHER PHYSIKER UND INGENIEUR,
1816–1892.

KRIEGSFREIWILLIGER
MOGENS KALL-BERTELSEN, KOPENHAGEN:

Wir sind durch die Schule des Ostens gegangen

Nicht in der Ruhe beschaulicher Stunden, nein, im Kampf ist Europa entstanden, in den Kämpfen der Hellenen bei Marathon, in den Kriegen eines Karl Martell, in den Siegen Prinz Eugens, stets dort, wo auf unserem Kontinent die Träger der alten Kultur gegen kulturlose Horden angetreten sind. Sie verteidigten den Frieden, und sie schützten Europa!

Frühzeitig schon wurde ihnen ihre doppelte Aufgabe bewußt; sagt Platon doch über die Sieger von Marathon:

„Ich behaupte, daß jene Männer nicht allein leiblich unsere Väter seien, sondern gleicherweise Väter der Freiheit, der unsrigen wie der aller Bewohner dieses Festlandes. Dieser Krieg wurde von uns für uns selbst geführt wie auch für die anderen, die eine Sprache mit uns sprechen — gegen die Barbaren!"

Wie es damals war, ist es heute: Europa steht von neuem im Kampf gegen Innerasien. Doch es hat zugleich gegen alle die zu kämpfen, die offen oder versteckt versuchen, Europa geistig und körperlich zu knechten und auszunutzen.

Es war ihnen beinahe gelungen, ihr Ziel zu erreichen. Sie haben so geschickt und so getarnt gekämpft, daß wir nicht den Feind erkannten, vielmehr uns gegenseitig bekämpften und über Dinge stritten, die keinen Streit wert waren. Alles führte dazu, uns zu schwächen und die anderen stark werden zu lassen.

Wie kam es dazu, daß fremde Kräfte die Staaten Europas gegeneinander ausspielen konnten?

Eine Zeit der Unordnung, der Entartung und Auflösung kam über Europa, eine Zeit des Partikularismus und des Mißtrauens, das entweder aus mangelndem Selbstvertrauen oder eigener Sündenerinnerung entstand. Jeder dachte an seine eigene Person, das größere Vaterland, Europa, hatten alle vergessen.

Niemand versuchte, die Jugend Europas aus der Unnatürlichkeit und Entartung zu Natürlichkeit und Gestaltung zu führen! Sie stand, einen Ausweg suchend, allein, niemand zeigte ihr neue Werte und Ziele. Endlich lag sie sich in den Schützengräben des ersten Weltkrieges gegenüber und kehrte nach dem Krieg zurück, jedermann in eine freudlose Heimat. Keiner hatte gesiegt, alle hatten sie verloren. Der Sinn des Lebens war fragwürdig geworden,

und dennoch wurde in den Schützengräben etwas Neues geboren. Wohl war jetzt noch keine Verständigungsmöglichkeit zwischen den Staaten entstanden, aber innerhalb der Völker hatten sich Männer gefunden, die im Erlebnis des Krieges sich auf die Gemeinschaft und die Gefolgschaft besonnen hatten; sie glaubten, daß es Grundelemente gebe, die alle im Herzen — nicht nur in den Meinungen — einigen könnten.

Diese Männer kehrten nicht allein zurück; neben ihnen wirkten Andersgesinnte, die ihren Materialismus nicht preisgeben wollten, die in einer Scheinkultur lebten, die der Auseinandersetzung aus dem Wege gingen, die lediglich mit dem Verstande das Leben betrachteten und den Ruf des Herzens totschwiegen.

Auch sie sprachen von Freiheit; doch sie verstanden unter Freiheit die Zügellosigkeit und Unordnung. Sie wollten es nicht wahr haben, daß die Freiheit in der Ordnung liege.

Von Bruderschaft sprachen sie und sahen in ihr nur einen Schutz für ihre eigenen Interessen.

Diese beiden Fronten standen sich gegenüber, auf der einen Seite die Männer, die das Banner des Blutes, der Opferwilligkeit und der Hingabe trugen, die stark waren, weil sie Vertrauen zu der Zukunft hatten, und auf der andern Seite die, die vom Materialismus gefangen waren und deren Bekenntnis lautete: „Nach uns die Sintflut!“

Endlich traten die Männer auf, die die positiven Kräfte sammeln konnten und die in ihrer Seele die Zukunft Europas tragen: Adolf Hitler und Mussolini.

Nachdem sie zuerst in ihren Ländern den Gegner niedergerungen hatten, kam die Stunde, da Europa zum Kampf gegen die Entartung, Auflösung und Unnatürlichkeit antrat, und die Jugend ganz Europas, die hier endlich die Erfüllung ihrer ungestillten Sehnsucht sah, folgte dem Kampfruf.

Wir sind seitdem durch die Schule des Ostens gegangen, wir haben in diesem Kampf die Erfüllung unseres Lebens gefunden, neben uns sind unsere besten Kameraden gefallen, und die Gräber in Rußland sind uns ein Vermächtnis geworden. Wir wissen, daß unsere Kameraden für die Zukunft Europas gefallen sind, sie leben mitten unter uns fort und wir tragen die Gedanken weiter, für die sie gefallen sind.

Wir wissen, was wir wollen, und wir lassen uns von unserem Weg nicht abbringen, und so glauben wir auch, daß unsere Leistungen und unsere vererbten Anlagen dazu *berechtigen*, ein neues Europa aufzubauen.

Einmal endet auch dieser Krieg, aber — und das sollte niemand vergessen — dann beginnt ein neuer, schönerer Kampf: der Kampf um eine jubelnde, eine lebenserfüllte Gemeinschaft Europas.

MINISTERPRÄSIDENT
PROF. DR. LOGOTHETOPOULOS, ATHEN:

Der griechische Geist und die Zusammenarbeit der Völker

Die Idee der Zusammenarbeit der verschiedenen Völker ist so alt, wie die Welt besteht. Auch das Streben eines und desselben Volkes, sich zu vereinigen und seine eigenen Kräfte zusammenzufassen, ist nichts Neues.

Die Beispiele, die uns die Menschheitsgeschichte liefert, bilden eine ununterbrochene Kette der Zusammenarbeit der verschiedenen Völker zur Verteidigung der gemeinsamen Interessen.

Die *großen Ideen* sind aber auf unserem Planeten jedesmal entstanden, wenn große menschliche Erschütterungen erfolgten. Die große Idee der Zusammenarbeit der Völker haben zuerst die alten Griechen entwickelt und ihr eine einheitliche Form verliehen, indem sie die Amphiktyonien gründeten, und den amphiktyonischen Geist — die vollkommenste Form der Vereinigung von Nachbarstaaten — schufen. Wer die Organisation der alten Amphiktyonien studierte, wird verstehen, daß die Wohlfahrt in dieser Welt unwiderleglich von der sittlichen Größe der Politik sowie von der Solidarität der verschiedenen Gemeinschaften von Menschen, die in Zeiten des Friedens ihren eigenen Fortschritt suchen, abhängt. Es mußte aber eine neue, furchtbare Erschütterung der Völker dieser Erde eintreten, damit jene uralte Idee der *engen Zusammenarbeit* und *Einigung* der verschiedenen Völker in den Seelen der rechtdenkenden Menschen wieder lebendig wurde. Die heutige Erschütterung wird unzweifelhaft diesen neuen Geist schaffen und die große, vielleicht die endgültige Reform der Institutionen verwirklichen, die die heutige Menschheit bestimmen.

Wir befinden uns an einem Wendepunkt der Entwicklung der Gemeinschaften von Menschen und sind Zeugen einer gewaltigen Erschütterung, wovon das einzige Gute, das daraus entstehen kann, unzweifelhaft die Einigung der verschiedenen Völker sein wird, die den europäischen Kontinent bilden. Mit dem Fortschritt der Wissenschaften, mit der Entwicklung der Völkerkultur, mit dem Aufstieg der Völker auf allen Gebieten ihres materiellen und geistigen Lebens haben wir eine Epoche erreicht, die den

Kern der Verwirklichung dieser großen Idee bilden kann. Gewiß werden für die Zusammenarbeit der Völker Europas jene alten Grundprinzipien der antiken Amphiktyonien nicht mehr ausreichen, und werden sowohl die Eide wie auch die Flüche gegen die Übertreter nicht genügen, wie sie uns die alte Geschichte aufbewahrt hat:

„Keine Amphiktyonie ist zu zerstören, und kein Quellwasser ist ihr zu unterbinden, weder im Kriege noch im Frieden."

Auch werden sich die Völker nicht mit dem alten Fluche zufrieden geben:

„Ihre Erde soll keine Früchte erzeugen, ihre Weiber sollen Mißgeburten hervorbringen, sie selbst, ihre Stadt und ihr Geschlecht sollen verschwinden, und ihre Opfer sollen von den Göttern nicht angenommen werden."

Man wird eine neue Institution errichten müssen, deren Grundfeste selbst Atlas nicht zu erschüttern vermag. Die Einigung und die Verbrüderung der Völker des europäischen Kontinents muß aus jenen Gemeinschaften von Menschen gebildet werden, die diesen Kontinent bewohnen, aus jenen Menschen, die seine Erde bestellen, die seine Maschinen in Bewegung setzen, die seine Wissenschaften fördern und die Schöpfer seiner Kultur sind. Die Einigung der Völker Europas wird die Schranken, die zwischen ihnen bestehen, beseitigen, und vielleicht kann die alte griechische Amphiktyonie dem Geiste unserer Zeit heute wieder als Beispiel dienen. In unseren Museen befinden sich jene schönen Silberstatere, die Münzen der alten Amphiktyonie, deren Seiten so gut den Grundgedanken der Zusammenarbeit der Völker symbolisieren. Demeter mit dem Schleier auf der Vorderseite versinnbildlicht die Mutter der Erdfrüchte, die nie aufgehört hat, ihre Gaben für alle Menschen der Welt hervorzubringen. Auf der anderen Seite symbolisiert Apollo, mit der Lyra vor seinen Füßen, die Künste und das geistige Schaffen der Menschen. Diese Münze kündet von der großen Idee der alten Hellenen, von dem amphiktyonischen Geist, der auferstehen muß. Die Menschen des europäischen Kontinents, die verschiedenen Völkern angehören, würden einem und demselben Geiste angehören können, und ihre Währung könnte die Währung ihres Kontinents sein. Sie sollen frei unter sich verkehren, frei arbeiten, ihre Erzeugnisse austauschen, ihre Wissenschaften entwickeln und dadurch den *wahren Sinn der Gemeinschaft* schaffen, wie er im antiken Griechenland entwickelt wurde.

Die „Gemeinschaft der Europäer", aus mehreren seelisch und geistig geeinten Völkern bestehend, ist als Institution auf festem Grundbau zu errichten, und die einzige Sicherheit soll in der Tat die Auffassung der Völker Europas sein, daß sie autonom, frei

und Herren in ihrem Hause sind, daß sie das Empfinden haben, von keinem anderen Volke, das sich außerhalb des Kontinents befindet und den Nutzen ihres eigenen Schaffens, die Früchte ihres eigenen Fortschrittes in Anspruch nimmt, mißgünstig angesehen und verfolgt zu werden.

Vor wenigen Jahren startete ein Läufer aus Olympia mit der griechischen Flamme in der Hand. Er hat diese Fackel als schönstes Symbol den Läufern der anderen Völker übergeben, die sie bis ins Herz Europas trugen. Dieses schöne Symbol soll nicht lediglich in der geistigen Geschichte unseres Zeitalters weiterleben, sondern zur *Wirklichkeit* werden. Die Läufer aller Völker Europas sollen sich einigen und die geistige Flamme ihrer Einheit zu einem Altar, dem Altar der „Gemeinschaft der Europäer" bringen. Und die Geschichte wird nach Jahrhunderten eingestehen, daß aus einem titanischen Kampfe die größte und schönste Idee neu und vollkommener entstanden ist, die die Menschen auf der Erde je gehabt haben: die Idee der Amphiktyonie.

Der gemeinschaftliche Ursprung der europäischen Völker

Was kann also die europäischen Völker verbinden, ohne ihre alten Eigentümlichkeiten und Nationalschranken zu zerstören und ohne die natürliche Entwicklung dieser Nationalität zu kennen? — Vielleicht das lebhaft aufgefrischte, durch wahre Geschichte erneuerte Gedächtnis ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, ihres ehemaligen Verbandes.

Daß unter allen Weltteilen Europa die meisten von der Natur mit allseitigen Anlagen ausgerüsteten Stellen enthält und folglich der vornehmste Sitz o r g a n i s c h e r S t a a t e n ist — darin liegt die Ursache des erhabenen Ranges, den es in den Weltgeschäften behauptet hat.

Darin nun, daß Europa viele solche einander an Größe sehr ähnliche Gebiete enthält, auf welchen die Wechselwirkung der Land- und Stadtwirtschaft, also ökonomische Unabhängigkeit, also ökonomische Persönlichkeit, möglich ist —: darin liegt ein großer Teil von dem Beruf und der erhabenen Stimmung dieses Erdteils.

Adam Müller,
Deutscher Nationalökonom, 1770—1829.

OBERSTLEUTNANT MARIO BACCHELLI, FLORENZ:

Die Lebenslinien der europäischen Kultur

Eines Tages kehrte ich von einer Reise nach der Ägäis zurück, wo ich nach der Aufstellung meiner Staffelei auf den Plätzen und Gassen von Rhodos und Kos die Straßenjungen mit lauter Stimme ihre Kameraden zusammenrufen hörte, um sich gegenseitig meine Arbeit zu zeigen und „o zoografos, o zoografos" zu schreien. Ich begegnete nach dieser Reise einem unserer Philologen und Kenner des Griechischen von großem Ruf und gründlichster Bildung und sprach ihm mein Erstaunen und meine Bewunderung über die unauslöschliche Lebensfähigkeit der griechischen Sprache aus, die durch die Jahrtausende die geschichtlichen, sozialen, religiösen und politischen Umwälzungen, sowie alle Stürme, die die ungestüme Entwicklung der Geschichte und die Völkerwanderungen Jahrhundert um Jahrhundert ohne Pause für das Mittelmeer mit sich gebracht hatten, überlebt hat. Diese wunderbare Lebensfähigkeit beeindruckte mich deswegen so sehr, da sie einem umherstreifenden Maler die unerwartete Freude bereitete, sich in dem Geist einer Sprache, die von einem Volk mit göttlicher Philosophie geschaffen wurde, „zoografos", also Schilderer der lebenden Dinge, nennen zu hören.

Der Gelehrte jedoch antwortete mir, daß man nicht so sehr dem Genius und dem göttlichen hellenischen Geist das fast unversehrte Weiterbestehen der Sprache verdankt, als vielmehr der Tatsache, daß die Geschichte über diese Völker nach den Jahrhunderten, die sie auf der Höhe der Kultur sahen, hinweggeschritten ist, ohne sie weiter in ihrer Tiefe zu berühren und ohne ihnen noch einen aktiven Anteil an der Entwicklung der Geschichte selbst zu verleihen. Ebenso, fügte er hinzu, würde uns die Sprache der Römer überliefert worden sein, und wir würden jetzt noch ein ausdrucksschwaches und durch fremde Einflüsse verdorbenes niederes Latein sprechen, wenn sich Italien nach dem Verfall des Weströmischen Reiches und dem Hereinbrechen der Welle neuer Völker von Norden in untätiger Weise unterworfen hätte, ohne die ihm zuströmenden Lebenskräfte in sich aufzunehmen und in sich aufgehen zu lassen, wenn es also nicht zusammen mit ihnen eine neue Kultur und eine neue Sprache geschaffen hätte: die Sprache Dantes.

Dieses Beispiel zeigt einleuchtend und klar, wie lebenswichtig es für die Völker wie für ihre Kultur, ihre Kunst und ihren Geist ist, daß sie die äußeren Einflüsse in sich aufnehmen und in sich verarbeiten, daß sie in einem Zustand des Austausches leben, daß sie sich nicht isolieren und dem Leben der Welt entziehen.

Gerade diese Wahrheit, die der aufgeklärte Geist des Philologen (und nicht nur eines Philologen, sondern eines Menschen von weitreichender Einsicht) mir veranschaulicht hatte, ist mir jedes Mal wieder sonnenklar erschienen, wenn ich die Entwicklung und das Wachstum der Kunst in der Geschichte der Völker betrachtet habe.

Wir haben in überheblicher und ungerechter Gewohnheit die Jahrhunderte des Mittelalters dunkel genannt. Doch diese Bezeichnung scheint uns weit von der Wahrheit entfernt zu sein, sobald wir unseren Blick auf das Licht der Menschlichkeit, auf die tiefgründigen mystischen Gedanken, auf das Auftauchen neuer Ideen und neuer philosophischer Auffassungen richten und uns den unerforschlichen sozialen Bewegungen und Überzeugungen, dem unbändigen Impuls neuer Ausdrucksformen der Kunst und der Menschlichkeit zuwenden, die das christliche Mittelalter wie einen fruchtbaren Wind durch Europa getragen hat, um in unserer Renaissance und dem künstlerischen und geistigen Erwachen des modernen Europa zur Blüte zu kommen. Es erscheint uns beim Anblick der Kathedrale von Reims unverständlich, daß diesem Stil der Vorwurf der Barbarei und der Minderwertigkeit gemacht werden konnte.

Um von der elementaren Wichtigkeit des großen geistigen Austauschs im Mittelalter Rechenschaft abzulegen, genügt es, daß wir versuchen, uns den Zustand vorzustellen, in welchem sich Italien und sogar ganz Europa befunden haben würde, wenn nach dem Verfall der jahrhundertealten politischen, religiösen und sozialen Ordnung des römischen Imperiums das italienische Volk (und damit die größten Geister unseres Mittelalters) keine europäischen Bindungen aufgenommen, in sich verarbeitet und sich zu eigen gemacht hätte, und zwar dadurch zu eigen gemacht, daß es diese durch die Berührung mit der nicht untergegangenen Tradition unserer antiken Kultur und der jahrhundertelangen Herrschaft im Mittelmeer veredelte.

Dante, der Mensch des Mittelalters, war in großzügigster Weise bereit und vorbereitet, die Begriffe des neuen, stürmischen und vertieften geistigen Lebens aufzunehmen und ihnen die unsterbliche Vollkommenheit der Form und Ausdruckskraft zu geben. Er ist für uns das höchste Beispiel und Symbol einer solchen Erneuerung; aber bis in die vollkommenste und von Klassik erfüllte Renaissance würde es uns unmöglich sein, die Gestalt und das

Werk unserer größten Künstler zu verstehen, wenn man sich nicht die Bande vergegenwärtigte, die sie mit dem Mittelalter selbst verbinden. So Donatello, der das alte italienische Streben nach der vollkommenen klassischen Form in der leidenden Menschlichkeit seiner Bildwerke fortsetzt, die durch die großen Pisanos in gerader Linie von der gotischen Plastik abstammen: Donatello, der uns das überragende und unerreichbare Beispiel für jenen Dualismus der Renaissance in dem klassischen Pferd auf dem Piedestal von griechischer Vollkommenheit und in der überaus menschlichen Gestalt des Kondottiere Gattamelata bietet.

Ich habe „Dualismus" gesagt: in der Tat, so wie ein elektrischer Strom entsteht und sich zwischen zwei Polen bildet, so sehen wir deutlich in der ganzen Entwicklung der Renaissance ein Nebeneinanderbestehen von zwei Elementen in der Art, daß, wenn das eine oder andere von ihnen zu fehlen oder schwächer zu werden beginnt, die Kunst selbst in Verfall gerät und entartet.

Mit dem Auftreten der großen Welle der Erneuerung im 13. und 14. Jahrhundert, die in der darstellenden italienischen Kunst durch die Namen Giovanni und Andrea Pisano, Cimabue und Giotto des römischen Cavallini vertreten wird, kann deshalb auf unserer Erde irgendwelche longobardische, fränkische oder byzantinische mittelalterliche Kunst nicht länger lebensfähig bleiben und auch nicht als lebenswichtig angesehen werden, wenn sie nicht an der Wärme und an dem Licht des neuen Geistes eine Stärkung erfahren hat. So verliert sich andererseits die Kunst, wenn die kulturellen Beziehungen allein vorherrschen und den fruchtbaren Lauf der mittelalterlichen Strömungen in den Schatten stellen und schwächen, in nicht ursprüngliche, sondern in „akademische" Formen.

Das 15. Jahrhundert, das für Toskana das goldene Zeitalter der darstellenden Kunst verkörpert, war im übrigen ein Jahrhundert von tätigstem und glücklichstem Austausch in einem Europa, das von Menschen und Ideen in unermüdlicher Weise durchpulst wurde: ohne diesen Austausch würden wir z. B. Brunelleschi, der das Meisterwerk seiner Architektur, die unvergeßliche leichte Linie seiner Kuppel, auf einem gesicherten mittelalterlichen Urgrund errichtet, auch nicht verstehen können.

Wir wollen mit Recht eine bodenständige Tradition für unsere heutige Kunst wiederfinden: aber wir dürfen nicht die Erlesenheit der von unseren Vätern erreichten Formen vergessen, die auch dann, wenn sie jedem Einfluß in großzügigster Weise zugänglich waren, die echtesten Beweise von ursprünglicher und nicht zu verkennender Kunst lieferten. In der Tat, wie jeder Mensch die eigene Auffassung um so wesentlicher ausdrückt, je größer die

Gesamtheit des intellektuellen und geistigen Austauschs ist, den er mit anderen durch Wort oder Schrift aufgenommen hat, so erreicht ein Volk den endgültigen und charakteristischen Ausdruck seiner selbst nicht durch das Errichten von Barrikaden und chinesischen Mauern, sondern durch lebendigen und organischen Austausch der geistigen und künstlerischen Werte.

Wo dieser *Austausch* lebendig und fruchtbar ist, entspricht er niemals dem Geist des einförmigen Kosmopolitismus oder einer Gleichmacherei über die natürlichen Grenzen hinaus, er trägt vielmehr zur Stärkung des *Eigencharakters* eines jeden Volkes und seiner Kunst bei. Wie bei den einzelnen wird auch bei den Nationen der Stärkste immer der sein, der weniger furchtsam als eher bereit ist, anzunehmen und aufzunehmen, in dem starken Vertrauen, die empfangenen Elemente in sich zu verarbeiten und sich zu eigen zu machen.

Wenn ich meinen Blick auf die großen Kunstbewegungen der anderen europäischen Nationen richte, glaube ich, daß die Beweise nicht weniger überzeugend sein müssen: es mögen zunächst die genügen, die die so lebenswichtigen Beziehungen betreffen, welche zwischen den italienischen und den flämischen Malern bestanden, als mit den Filialen des Handelshauses der Medici die großen italienischen Kaufleute und Reisenden, dem unbeständigen Strom des Goldes folgend, die Gedanken und Vorstellungen des Vaterlandes von einem Ende Europas bis zum anderen trugen. So mehren sich, in sehr viel späteren Zeiten, in der flämischen Kunst die Beispiele italienischen Einflusses, nicht um die falsche und rhetorische Langeweile der Akademie zu begünstigen, sondern um den stärksten und freiesten Ausdruck hervorzubringen: man denke an Rubens.

Allzu bekannte Dinge würde wiederholen, wer die Beispiele kulturellen und auf die Malerei bezüglichen Austausches zwischen *Italien*, *Frankreich* und *Spanien* in den goldenen Jahrhunderten der europäischen Kunst anführen wollte. Aber, um die Aspekte und die Entwicklungen der Kunst von einem weniger allgemeinen und allbekannten Gesichtspunkt zu betrachten, möchte ich einen der stärksten französisch empfindenden Maler aller Zeiten erwähnen: Chardin, mit seiner zarten, lebendigen, festen, in feinster Weise ausgeglichenen, zurückhaltenden und kostbaren Malerei, in der die italienische Schule und der flämische Geschmack von starker, tiefer und lebenswichtiger Bedeutung sind.

Velasquez erreicht seinen vollkommenen spanischen Ausdruck und Stil, durch den er zum Beispiel und zum Symbol für den wirklichen und echtesten Charakter seines Landes erhoben werden kann, sicher nicht mit dem Ausmerzen der Lehren und der Ein-

flüsse, die er in großer Fülle und in so fruchtbringender Weise von der italienischen Malerei empfangen hat.

Aber das überraschendste Beispiel dafür, wie stark ein Beitrag von außen sich im tiefsten Innern eines Volkes verwurzeln kann, gibt uns El Greco, der mit der Seele des östlichen Mittelmeeres nach Venedig kommt, sie dort am Feuer Tizians und Tintorettos stählt und die Werkzeuge der eigenen Kunst in dem erlesenen Handwerk des Bassano schafft, dann plötzlich nach Toledo kommt, wo er zum allen überlegenen Erläuterer des tiefsten Mystizismus des katholischen und imperialen Spanien wird. Auch die Spanier kennen keinen Maler, der spanischer wäre als Greco.

Was die Wechselwirkungen anbetrifft, die Kultur und Geist des Mittelmeeres in der Renaissance mit den *deutschen* Künstlern verbanden, so ist es nicht einmal nötig, davon zu sprechen, so sehr sind sie in ununterbrochener Tradition bekannt, fruchtbar, ohne Unterbrechung, vom unübertroffenen Dürer bis zu unseren Tagen.

Dagegen haben wir in der letzten Zeit ein Umsichgreifen von schlecht verarbeiteten Aneignungen beobachten können. Wir sprechen von jenem Modernismus, an welchem, wie in jeder intellektuellen Schwäche und Unausgeglichenheit, der jüdische Geist einen überwiegenden Anteil hatte. In den Jahren der Verwirrung, des mangelnden Vertrauens in die eigenen Kräfte und in die geschichtlichen Charaktere des eigenen Landes hat der kosmopolitische Intellektualismus die Oberhand gewonnen: in den europäischen Kunstausstellungen trieb, in nicht zu fernen Jahren, ein Geist der Unruhe, der Auflösung und der Unausgeglichenheit sein unheilvolles Wesen. Wir haben ihn in unangenehmster Erinnerung. Die Kunstzeitschriften der sogenannten Avantgarde fanden reißenden Absatz, sie überfluteten die Ateliers der Künstler, die Salons und die Schulen und trugen das allerneueste Schlagwort, das in jeder Saison erneuert wurde, von einem Ende des unruhigen und unzufriedenen Europa zum anderen. In dem Hunger nach Neuheiten, in der Verdrießlichkeit über ein ständiges Gleichgewicht bestand das erzielte Ergebnis in einer unerträglichen Monotonie: in jeder europäischen Hauptstadt glichen sich die Ausstellungen moderner Kunst zum Verzweifeln.

Die Reaktion war natürlich: sich in der eigenen Schale zu verschließen, in das eigene Land zurückzuziehen, wurde eine Pflicht der Verteidigung für sich selbst und für die eigene Seele. Aber die Gefahr könnte noch größer werden, wenn wir uns nicht Rechenschaft ablegten von der tiefen wesentlichen Verschiedenheit, die zwischen diesen literarischen und intellektuellen kosmopolitischen Einflüssen und einem *gesunden und fruchtbaren Austausch von*

Kunstwerten besteht, der allein geeignet ist, wie uns die Beispiele der Vergangenheit gezeigt haben, den Eigencharakter eines jeden Landes und einer jeden Kultur zu stärken.

Wer nur anderen gleichen will, verrät die anderen und sich selbst; wer aber im eigenen Blut die Kraft und Aufrichtigkeit des Ausdrucks findet, trägt seine Stimme weit in die Welt.

Ein lebendiger Organismus kann niemals von einer formlosen Masse gebildet werden, sondern setzt sich aus verschiedenartigen Teilen zusammen, genau so wie in jenem besseren, einigeren und größeren Europa, das wir ersehnen und für das wir kämpfen, die Stärkung der Charaktere und die Entwicklung der Lebensrechte einer jeden einzelnen Nation zu einer harmonischen Zusammenarbeit der verschiedenen Völker führen wird. Ebenso wird auch die Arbeit der Künstler jedes Volkes tief verwurzelt in der besten Tradition und dem wesentlichen Charakter des Landes stehen, aber sie wird zur gleichen Zeit frei und bereit zum kulturellen Austausch sein, um alle starken gegenseitigen Lebensrechte des Geistes und der Kunst von Land zu Land, von Mensch zu Mensch, zu geben und zu empfangen.

Der Reichtum Europas

Kann es einem einzigen Volke zum Verderben gereichen, wenn es von seinem Grund und Boden, von seinen Flüssen und Meeren den besten Gebrauch macht und die Menge der nützlichen Produkte des Ackerbaues, der Viehzucht, der Fischereien usw. ohne Unterlaß vermehrt? Kann es einem einzigen nur gleichgültig sein, ob diese Vermehrung geschieht oder unterbleibt? Nein, es ist in ganz Europa für alle das wünschenswürdigste Glück, der Absicht der Natur gemäß alle unbeweglichen Güter und Grundstücke zur Vervielfältigung der Nahrungsmittel und übrigen Erfordernisse und Ergötzlichkeiten der Menschen aufs beste zu nutzen.

Freunde! Hieraus entspringen die Reichtümer der Staaten Europas.

Johann August Schlettwein,
Deutscher Volkswirtschaftler, 1731—1802.

OBERLEUTNANT
EKKEHARD BARON VON ARDENNE,
DEUTSCHE WEHRMACHT:

Das heilige Ziel

Aus den Frontbriefen eines Gefallenen

Jetzt wird unsere Generation gefragt, ob sie bereit ist, sich zum Opfer zu bekennen. Es tut jeder gut daran, sich ganz klar darüber zu werden, damit er vorne nicht überrascht werde. Wir wollen ja alle nicht gerne sterben, aber anständig zu leben erscheint mir wichtiger. Das haben wir dem Kriege zu verdanken, daß er uns zurückführt auf das Wesentliche — könnten wir seine Erkenntnis nur für das Leben mitnehmen!

*

Es ist uns jetzt wieder vor Augen geführt worden, wie ohnmächtig wir Menschen und wie vergänglich Menschenwerke sind, so daß für den Betrachtenden wie für den Nachlebenden wohl nicht das Werk an sich wesentlich erscheint, sondern der Geist, mit dem es erfüllt wurde. Nun kann man sein Leben von vielem bestimmen lassen, aber wir werden immer wieder zu unserer Endlichkeit geführt, wenn wir es nicht erfüllt sein lassen von der Liebe, die uns allein zu Gott und damit zur Ewigkeit führt. Nur im Augenblick, wo wir lieben, und bereit sind, uns ganz zu verschenken, sind wir Gott nahe und ahnen die Größe und das Wunder seiner Schöpfung. In diesem Punkt des Selbstaufhörens und Nur-für-den-andern-daseins begegnen sich Liebe und Krieg. Vielleicht kann nur der wirklich lieben, der bereit ist, sich freudig im Kampfe zu opfern. Der Kampf erhebt uns ja am weitesten über uns selber, wenn wir auch dessen im Augenblick nicht bewußt werden. Aus der Unruhe, in die uns diese Erkenntnis versetzt, werden wir dann plötzlich erlöst, als wir merken, daß alle unsere aufs Gegenwärtige gerichteten Anstrengungen auf das wunderbarste übernommen, weitergetragen und ergänzt werden von einem Wesen, mit dem zusammen wir erst ein Ganzes scheinen. Da wundern wir uns, daß wir das Teilleben so lange ausgehalten haben.

Ich kann Euch verraten, daß wir erst langsam erkennen, wie unendlich reich wir sind, und daß jeden Tag neue Reichtümer dazu kommen. Immer wieder werden wir ehrfürchtig und andächtig stehen, weil wir plötzlich in dem andern Menschen das

Ebenbild Gottes erkennen, der blind verschenkt aus seiner Lust zu schöpfen und in seiner Liebe sich ausgießt. Mehr kann wohl keinem Menschen gegeben werden. Wenn es uns auch nicht gegeben ist, festzuhalten, was sich dort offenbart, so wollen wir doch immer bereit sein, das Licht zu sehen, welches uns da geschenkt wird. Schlimm ist es nur, wenn es nicht gelingt, sich von der eigenen Schwere zu lösen, nichts gefährlicher, als Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten. Ist nicht der Liebende ein anderer Mensch? Er ist heiter und seltsam beschwingt, jedem ist er freundlich zugetan, sein Wollen ist stets auf das Gute gerichtet, sein Leben wird nicht mehr von den Interessen seiner Person bestimmt. Wie bedauern wir die, welche diesen Zustand nicht kennen, sie kennen die Welt ja dann nicht von ihrer schönsten Seite.

Nun wünsche ich Euch, daß Euer Leben erfüllt sei von dieser Liebe und nicht müde werde, sich zu verschenken, und Euer Herz nicht erstarre, sondern des ehrfürchtigen Staunens und des Dankes immer fähig bleiben möge.

*

Ich lebe wie in zwei Welten: einer, die mich umgibt, und einer, die die eigentliche Wirklichkeit ist, tief innen in mir, stets gleich, während die draußen sich in jeder Minute verändert. Aber wenn sie draußen müde und still wird und das Dunkel sie überfällt, dann ist es innen ganz hell, und mir, als kehre ich von des Tages Arbeit heim.

*

Es ist wohl so, daß die Begegnung mit dem Tode gleichsam die über unserer Landschaft liegenden Nebel aufreißt, und wir nun Täler und Höhen und die Grenzen unserer Sicht erkennen, und Diesseits und Jenseits jetzt erst ihre Spannung bekommen. Nun sehen wir uns als Handelnde dazwischen, ohne daß wir dabei entscheiden dürften, wo es hingeht, es bleibt uns allein das Wie übrig. Es wird der Tod aber durch die Liebe überwunden und ich bitte nur um eines: daß sie mein Leben ausfüllen möge. Es ist dies sicher nur eine Stufe, die jeder auf dem Wege zur menschlichen Reife durchschreiten muß, doch bin ich dankbar, daß ich sie schon jetzt erreichte.

*

Niemand soll denken, daß wir bei unserem jetzigen Leben im Kriegslager und selbst in der Mitte des Kampfes die Musik vergessen hätten. Es war uns wohl nicht möglich, im Konzert die Meister anzuhören, aber in den Ruhestunden gingen wir oft in die heimischen Schatzkammern, in die wir alle unsere Jahre Reichtümer einsammeln konnten. Ich war dann dankbar, wie reich mein Leben

war. Denn angesichts des Todes rechnet man jeden Tag seines Lebens ab. Die Kraft aber, die uns aus der Stille einer reinen Melodie oder einem edlen Gedicht zufließt, ist groß und macht uns einfach und sicher, ja heiter in der Unruhe und dem gefährlichen und betörenden Lärm des anderen.

*

Sind nicht jene glücklich zu preisen, von denen das Opfer angenommen wurde? Die draußen blieben, sind Könige. In ewiger Jugend stehen sie vor dem Volke, sein leuchtendes Vorbild. Gott nahm sie zu sich auf, nun sind sie Ritter in seinem Heere. Sein Bestes legt das Volk in die Opferschale, auf daß ihm der Sieg zuerkannt werde. Denn siegen wird allein das Volk, das bereit ist, sich ganz einzusetzen.

*

Nicht um einen Acker zu verteidigen, oder ein schönes Bauwerk oder sonstige Vorteile kämpfe ich hier, sondern um vor Gott und der Welt die Opferwilligkeit zu beweisen, aus der allein unser Volk den Anspruch auf Neuordnung der Welt herleiten darf. Und dafür, daß immer wieder Ideen geboren werden und herrschen, die die Welt schöner und besser machen wollen.

Aus »Europa« 1804

Laßt uns doch unsern Blick über die enge Gegenwart erheben, laßt uns bedenken, wie das, was den gewöhnlichen Menschen ganz absorbiert, seine Umgebung, der Kreis seiner Lebenserfahrungen, bald nur ein Punkt in der Geschichte sein wird; wie tausend mit so lautem Geräusch betriebene Bestrebungen keine Spur hinterlassen, andre der Nachwelt klein und unbedeutend erscheinen werden; laßt uns einen Standpunkt erschwingen, von wo aus wir dieses Ganze vielleicht gar nicht als etwas für sich Bestehendes, sondern als einen Übergang, eine Vorbereitung, völlig zusammenhanglos erblicken. Für die wahrhaft historische Betrachtung gehen Menschenalter und Jahrhunderte zusammen in ein einziges Aufatmen des Menschengeschlechts, ein einziges Pulsieren seiner Lebenskräfte.

August Wilhelm von Schlegel,
Deutscher Schriftsteller, 1767—1815.

DR. PAUL MOREAUX, LÜTTICH:

Europa und das Ideal der Antike

Die Ursachen dieses Krieges liegen im Geistigen wie im Materiellen begründet. Hinter der Gegnerschaft der Interessen, die einem oberflächlichen Zuschauer als die Ursache des Zerwürfnisses unter den Völkern gelten möge, verbirgt sich der Gegensatz der Weltanschauungen.

Auf dem Boden Europas wird heute die Entscheidung über die Zukunft der menschlichen Seele ausgefochten. Jahrhundertelang sog diese ihre Kraft aus dem Griechentum, wie es sich, verklärt und geläutert, dem Blicke darstellte, der nach einem Maßstab für das eigene Leben suchte. Im Mittelalter freilich, zur Zeit der Gotik, erschien das Europäertum gefestigt genug, sich aus eigener Kraft zu behaupten, später, von der Zeit der Renaissance an in zunehmendem Maße, richtete es sich am griechischen Vorbild auf. Im vorigen Jahrhundert aber lockerte sich die Verbindung und brach schließlich ab; jetzt steht Europa vor der Frage, ob es sie ganz aufgeben oder sich nur um so leidenschaftlicher das antike Ideal wieder erringen soll.

Aber wie groß auch das Verlangen danach sein mag, was vergangen ist, ersteht nicht neu. Die heutige Zeit, von der wichtigsten Epoche des Griechentums, den Regierungsjahren des Perikles, um mehr als zweieinhalb Jahrtausende getrennt, vermag nicht jene Lebensform bedingungslos nachzuahmen.

Der Grund allen Übels, des Erbteils der letzten hundert Jahre, das es zu überwinden gilt, liegt in der Unfähigkeit, sich die Wirklichkeit im ganzen Umfange vorzustellen. Wir fühlen es: Wir müssen noch einmal von vorn beginnen, ein neues Werk errichten; die vergangenen Epochen europäischer Kultur haben die Substanz, von der sie nacheinander lebten, allmählich aufgezehrt. Auch das Griechentum kennt eine solche Krisis, diesen Zustand der Unzufriedenheit mit dem Überlieferten, des Suchens nach Neuem, des Vertrauens auf die Zukunft, und gerade jene Zeit erschien uns dadurch, daß wir sie voreingenommen betrachteten, als die größte. Vorher aber muß die Polis, und das heißt nicht nur Athen, noch geschlossener, noch großartiger gewesen sein, und ihrer gilt es, sich zu entsinnen.

Damals wurde der Mensch als ein *einheitliches Ganzes* betrachtet; der harmonische Ausgleich von Körper und Geist ergab sich von selbst. Das Volk begeisterte sich an sportlichen Wettkämpfen wie an Schauspielen, es bewunderte den starken Körper des Athleten wie die Epen Homers. Der griechische Mensch zeigte alle Züge seiner Menschlichkeit; ein Beispiel vollkommener Ausgeglichenheit.

Eine einzige Idee beherrschte die politische Anschauung der Griechen: Das Einzelwesen konnte sich nur im Rahmen der Gemeinschaft voll entfalten.

Demgegenüber war in den letzten Jahrhunderten ein zunehmender Hang des Einzelwesens zu beobachten, nur in sich selbst die Möglichkeit einer vollkommenen Entfaltung zu sehen.

Die liberale Theorie ist dafür das beste Beispiel: die Menschen sollen nach dieser Theorie unter sich einen sozialen Vertrag abschließen, damit durch eine übergeordnete Stelle ein Maximum an persönlicher Freiheit gewährleistet sei; sobald sie diese einfache Funktion der Sicherung überschreitet, wird die Autorität als störend empfunden.

Der Liberalismus ist jedoch nicht die einzige Form dieses übertriebenen Selbstbestimmungsrechtes des Individuums. Eine derartige Erscheinung ist viel älter und viel weitläufiger; — älter, weil sie bereits in der Renaissance, wenn nicht noch früher, auftritt, und weitläufiger, weil sie sich auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckt; selbst die Staaten leiden unter dieser individualistischen Krisis.

Seit mehreren Jahrhunderten wächst der politische Egoismus auf allen Gebieten; jede Nation möchte auf sich allein beschränkt bleiben, als ob nur sie allein auf der Welt lebte.

Die große europäische Tradition war erloschen; in Europa lebten viele Staaten nebeneinander, die alle die lebendige Verbindung untereinander verloren hatten.

Ein weiteres charakteristisches Verfallszeichen für die Lage des alten Europa war die Tatsache, daß ein allgemeiner Dualismus die verschiedenen Ansichten von der Wirklichkeit schied. Es gelang nicht mehr, die Schwere der Materie durch den Geist leichter zu machen, die Sorge um den Körper führte zu einer Vernachlässigung der Seele oder umgekehrt.

Die Sehnsucht nach einem Jenseits war nur mit Mühe mit der Sehnsucht nach einem irdischen Ideal in Einklang zu bringen. Der Mensch schien sich zum Nachteil des Menschentums zu entwickeln.

So entstand eine Gemeinschaft von spezialisierten Robotern, wahre Auswüchse menschlicher Art, ja, sogar lebenswichtige Äußerungen der Nationen oder Völker schienen sich nur künstlich aufrechterhalten zu lassen; politische Mächte trieben diese Gleichgültigkeit so weit, daß selbst die wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen einen kleinbürgerlichen Stil erhielten.

Der Hauptfehler aller dieser Auffassungen war, daß sie als absolute Wahrheit nur einen Teil des gesamten Bildes gelten ließen.

So betonte der Liberalismus die Freiheit und überging stillschweigend andere Rechte des Menschen. Der Marxismus kannte allein den homo economicus und die Klassenkämpfe.

Die Gefahr, welche Europa bedroht, ist die gleiche, der das Griechentum erlag: Die Erschütterung aller überkommenen Lebenswerte wurde damals nicht durch eine neue, gleichwertige Lebenshaltung abgelöst; als die Polis zerbrach, stürzte der Rahmen zusammen, der alles gehalten hatte. Wir, durch die Vergangenheit gewarnt, erkennen unsere Stellung in der Zeit, und wenden uns rechtzeitig dorthin, wo die geistigen Grundlagen eines neuen Menschentums, das dem alten folgen wird, sich schon am weitesten entwickelt haben: zu den Achsenmächten, die nicht nur für eine politische Überzeugung, sondern eben für die geistige Neuerstehung, die seelische Zukunft Europas kämpfen.

Bei klarer Erkenntnis der Wirklichkeit erscheint ein Organismus notwendig, der die Völker des Kontinents umfaßt und jedem einzelnen die Möglichkeit vollkommenster Entfaltung gibt. So, wie die Zellen, was auch immer ihre Aufgabe sei, nur im Körper selbst leben können, so kann jede der ethischen Ideen Europas sich nur beständig behaupten, wenn sie am Wiederaufbau des neuen Lebens teilnimmt.

Der Glaube an Europa

Ich glaube so stark an die Lebenskraft der europäischen Kultur, daß mir nicht einmal der Gedanke kommt, es könne eine Nation untergehen, die im Banne der mächtigen und belebenden europäischen Kultur sich befindet.

Juan Valera,

Spanischer Dichter, 1824—1905.

VAN UYTVANCK, FLANDERN:

Europäische Kunst

Es ist naheliegend, daß man jetzt, da sich die europäischen Staaten zu einer bewußten Einheit zusammenschließen, auch an den Anteil, den die Kunst daran hat, denkt. Dies ist um so berechtigter, als gerade auf dem Gebiet der Kunst ein Bestreben bestand und noch besteht, sich auf die Eigenart und Empfänglichkeit des eigenen Volkes zu beschränken, sich also auf das eigene Land zurückzuziehen. Dieses Bestreben in der Kunst war eine begreifliche Reaktion auf das anarchistische Bild der ehemals internationalen Kunst. Die äußerst individuellen Reaktionen einzelner junger Künstler auf das „Bürgerliche" der vorausgegangenen Generation wurden damals durch fremde Elemente in eine Richtung gedrängt, die überdies vom internationalen Kunsthandel unterstützt wurde; kam es doch für den damaligen Kunst- und Geistesanalphabeten, gleich welchem Land oder Erdteil er entstammte, nur darauf an, die Kunst zu liefern, die in den Zeitschriften und im Kunsthandel als die internationalste angepriesen wurde. Auf diesen Übelstand — der im Wesen nichts anderes war als die verderbliche Folge der Bemühungen volksfremder Elemente — mußte seinerseits eine Erwiderung erfolgen. Ob diese Antwort auch außerhalb der politischen Entwicklung einzelner europäischer Völker gegeben worden wäre, kann im Augenblick außerhalb dieser Betrachtung bleiben. Daß die Kunst dabei ihre Zuflucht beim eigenen Volk suchte und gleichzeitig auch ihre Motive im eigenen geistigen Klima suchte und fand, ist begreiflich, obwohl manch einer die allzu große Strenge dieser Beschränkung innerlich verurteilte. Und nicht mit Unrecht! Denn jetzt, nachdem der Künstler wieder gelernt hat, in sich selbst und in seinem Volk die Themen für seine Kunst zu suchen, und da einige Künstler gleichzeitig den passenden Stil für die psychischen und geistigen Werte (so zum Beispiel für das Heroische) wieder entdeckten, kann man, ohne der Verwurzelung des Künstlers in seinem Volk zu schaden, die Nachteile und Gefahren dieser oft zu einseitigen Auffassung der Berufung des Künstlers ruhig betrachten. Und das ist sogar unsere Pflicht! Die Gefahr bestand ja darin, nach dem Kampf gegen einen zu unpersönlichen, zu farblosen Internationalismus in einen ebenso farblosen,

aber nicht weniger engen Partikularismus zu verfallen. Das Volk wurde unterteilt in Landschaften und Provinzen mit den daraus hervorgehenden landschaftlich gebundenen Schulen und Unterscheidungen. Das Volk, um dessen Einheit zuerst gekämpft wurde, zerfiel allmählich in Sprach- und Kunstprovinzen, in welchen die Kultur unvermeidlich einen provinziellen Charakter erhielt und nur nach provinziellen Maßstäben beurteilt wurde.

Diejenigen, die nun für eine Europäische Kunst kämpfen, haben also ihr Ziel in eine ziemlich ferne Zukunft verlegt? Doch die Kluft zwischen der landschaftlich gebundenen und der Europäischen Kunst ist weniger groß als es beim ersten Anblick erscheint, da die landschaftlich gebundene Kunst alle Vorbedingungen für die Verwirklichung der Europäischen Kunst besitzt.

Die Europäische Kunst muß keineswegs nach einem neuen Stil suchen, der dann gleichsam ein Europäischer Stil wäre. Die europäischen Völker werden in dem Augenblick, in dem sie von denselben Idealen beseelt sind, in einer ihrem Volk vertrauten Sprache wie auch in Form und Stil dieselben Gedanken zum Ausdruck bringen. Ideale und Gedanken auf dem Gebiet der Kunst sind immer menschlich und allgemein gewesen. In der Europäischen Kunst wird der Mensch im Mittelpunkt stehen und den Schwerpunkt bilden, sei es daß er als Persönlichkeit oder als Begriff aufgefaßt werde. Nach einer Periode der Mystik oder der Abstraktionen schöpft die Kunst stets neues Blut und frische Kraft aus dem Thema Mensch. Zweifellos geht der Künstler hierbei von sich selbst und von seinem Volk aus.

So wie die Volksgemeinschaft aus verschiedenen Persönlichkeiten und Individuen gebildet wird, die alle ihre besonderen individuellen Triebe, Eigenschaften und Charakterzüge mit den daraus entstandenen Empfindungen und Konflikten besitzen und dabei trotz aller Unterschiede doch unverkennbar zu *einem* Volk gehören, so ist eine durch Ideen verbundene Gemeinschaft von Künstlern innerhalb des europäischen Raumes gleichfalls aus verschiedenen „Individualitäten“ zusammengesetzt, die sich auch bei gleichen Auffassungen und Idealen deutlich voneinander unterscheiden. Im Verband der europäischen Kultur behalten ihre Werke immer die eigene „Farbe“.

Der Künstler, der sich allen von außen herantretenden Anregungen verschließt, muß auf die Dauer in seinem geistigen Leben — also auch in seiner schöpferischen Kraft — geschwächt werden. Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß der Gedankenaustausch und das Kennenlernen von Kunstwerken anderer Völker eine der wichtigsten Forderungen für das Leben wie für die Kunst und

ihre Schöpfer ist. Die großen Meister aller Jahrhunderte haben mit mehr als gewöhnlichem Interesse Kenntnis von dem genommen, was außerhalb der Grenzen ihrer Stadt oder ihres Landes auf künstlerischem und geistigem Gebiet geschaffen wurde.

In der Europäischen Kunst werden die Themen und deren geistiger Inhalt so aufgefaßt werden müssen, daß die verschiedenen Völker in ihnen ihre eigenen Prägungen wiedererkennen können. Andererseits ist für den Künstler jetzt, da er sich in und mit seinem Volk selbst wieder gefunden hat, die Zeit gekommen, in der er ohne Gefahr seinen Blick über die Grenze lenken kann; nicht aus Neugierde oder Muße, sondern mit der Aussicht und Erwartung auf Bereicherung und Austausch auf geistigem Gebiet. Wir sehen ja die Entwicklung des neuen Europa in der Richtung eines sehr engen Zusammenschlusses der europäischen Völker nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern unzweifelhaft auch auf *geistigem* Gebiet. Der Künstler kann hier die wichtigste Rolle als Mittler erfüllen! Die *„geistigen Landschaften" Europas* müssen der europäischen Volksgemeinschaft ebenso vertraut sein wie das eigene Haus; der Austausch, das gegenseitige Kennenlernen, muß fester und enger entwickelt werden.

Die Zusammenarbeit der verschiedenen europäischen Völker auf dem Gebiet der Kunst kann um so einfacher verwirklicht werden, als die Technik des heutigen geistigen Verkehrs kein Problem mehr ist. Die aufeinander abgestimmten Vertreter der europäischen Kunst sind berufen, die Verwirklichung des zukünftigen europäischen Schöpfertums zu beschleunigen. Aber auch die Völker untereinander müssen von den Bestrebungen und Versuchen der europäischen Künstler unterrichtet werden. Der Künstler wird zweifellos in dem Widerhall der Völker Anregung und Kritik finden. Die Wechselwirkung zwischen Künstler und Kunstfreund kann und muß stärker werden.

Auch auf dem Gebiet der Kunst hat das neue Europa eine große Aufgabe zu erfüllen. Um die Wege zu einer neuen Europäischen Kunst zu ebnen, müssen die Künstler und die Völker Europas Gelegenheit erhalten, die Kunstschöpfungen der verschiedenen Völker ausführlich und eingehend studieren zu können. Dafür muß ein Zentrum geschaffen werden. Dieses Zentrum könnte ein *„Haus der Europäischen Kunst"* sein. In den verschiedenen Ländern Europas würden in diesem „Haus der Europäischen Kunst" regelmäßig Ausstellungen, Vorlesungen, Vorträge und Musikdarbietungen veranstaltet werden, in denen das geistige, idealistische Streben des neuen europäischen Menschen zum Ausdruck kommt.

PROF. DR. MAX PLANCK, BERLIN:

Das wissenschaftliche Weltbild

Wer in unserer sturmbewegten Zeit, die so vieles ins Wanken gebracht hat, nach einem festen inneren Halt sucht, der richtet seinen Blick wohl auch auf die exakte Wissenschaft, die mit ihren strengen logischen und mathematischen Methoden sich vor allen anderen geistigen Betätigungen auszeichnet. Nur ergibt sich hier gleich von vornherein eine ernste Schwierigkeit; denn so zuverlässig die Wissenschaft arbeitet, so bedenklich gestaltet sich die Frage nach dem Fundament, auf dem sich ihr Gebäude erhebt. Denn eine voraussetzungslose Wissenschaft gibt es nicht. Aus nichts läßt sich nichts folgern, auch nicht mit den exaktesten Methoden.

Die große Frage nun, an welche Grundprinzipien die exakte Wissenschaft anzuknüpfen hat, ist von jeher der Gegenstand der tiefsinnigsten Forschung der Philosophen aller Zeiten und Länder gewesen, von Thales bis zu Hegel, aber es hat sich immer wieder gezeigt, daß eine Antwort in abschließendem Sinn nicht zu finden ist. Man versteht leicht, daß bei dieser Sachlage viele besinnliche Menschen sich enttäuscht von der exakten Wissenschaft abwenden und entweder einem radikalen Skeptizismus oder auch einem krassen Aberglauben verfallen.

Um die Frage nach der Bedeutung der exakten Wissenschaft in positivem Sinn beantworten zu können, müssen wir vor allem nach einem Ausgangspunkt suchen, an dessen Festigkeit sich keinerlei Skepsis heranwagen kann.

Das Allersicherste nun, was wir wissen, ist zweifellos das, was wir selber an unserm eigenen Leibe erfahren. Es sind die Eindrücke, die wir im Leben unmittelbar durch unsere Sinnesorgane (Auge, Ohr usw.) von der Außenwelt empfangen. Wenn wir etwas sehen, hören, fühlen, so ist das einfach eine gegebene Tatsache, an der kein Skeptiker rütteln kann. Daher bildet die erlebte Sinnenwelt die einzige unangreifbare Grundlage für die Arbeit der exakten Wissenschaft.

Worin besteht nun diese Arbeit? Sie dient kurz gesagt der Aufgabe, in die bunte Fülle der uns durch die Sinnenwelt übermittel-

ten Erlebnisse *Ordnung* und *Gesetzlichkeit* hineinzubringen. Das ist ganz dieselbe Aufgabe, die wir in unserem Leben von frühester Jugend auf gewohnheitsmäßig tagtäglich üben, um uns in unserer Umgebung zurechtzufinden. Nicht nach der Qualität, sondern nur nach dem Grade der Feinheit und Vollständigkeit unterscheidet sich das wissenschaftliche von dem gewohnheitsmäßigen Denken.

Wir werden daher auch für die Resultate, welche die Wissenschaft bei ihrer Arbeit erzielt hat, ein anschauliches Verständnis dadurch gewinnen, daß wir an die Erfahrungen anknüpfen, welche uns aus dem Verlauf des täglichen Lebens bekannt und vertraut sind. Diese *Erfahrungen* haben uns dahin geführt, daß wir uns von der umgebenden Welt eine einheitliche Vorstellung, ein zusammenfassendes, praktisch brauchbares Bild machen, daß wir uns die Umwelt denken als erfüllt von Gegenständen, die auf unsere verschiedenen Sinnesorgane einwirken und dadurch die verschiedenartigen Sinneseindrücke erzeugen.

Dieses praktische Weltbild, das jeder von uns in sich trägt, besitzt aber, da es nicht unmittelbar gegeben, sondern auf Grund unserer Erlebnisse erst allmählich erarbeitet ist, keinen endgültigen Charakter, sondern es wandelt und korrigiert sich mit jeder neuen Erfahrung, die wir machen, von der Kindheit bis zum Erwachsenenalter.

Ganz das nämliche läßt sich behaupten von dem wissenschaftlichen Weltbild. Auch das wissenschaftliche Weltbild ist nichts Endgültiges, sondern ist in steter Wandlung und Verbesserung begriffen. Um zu einem richtigen Verständnis des wissenschaftlichen Weltbildes zu gelangen, werden wir daher am besten verfahren, wenn wir uns zuerst einmal mit dem primitivsten, dem kindlich naiven Weltbild beschäftigen.

Sobald das Kind zu denken anfängt, geht es an die Formung seines Weltbildes. Zu diesem Zweck richtet es seine Aufmerksamkeit auf die Eindrücke, die es durch seine Sinnesorgane empfängt, es sucht sie zu ordnen und macht dabei allerlei Entdeckungen, so z. B. die, daß die so verschiedenartigen Eindrücke des Sehens, Tastens, Hörens doch in gewisser regelmäßiger Weise zusammenhängen. Gibt man dem Kind ein Spielzeug, etwa eine Klapperbüchse, in die Hand, so ist mit der Tastempfindung immer auch eine entsprechende Gesichtsempfindung verbunden, und bewegt es die Büchse hin und her, so entsteht regelmäßig eine bestimmte Gehörsempfindung.

Was denkt nun das Kind bei diesen Entdeckungen? Zunächst wundert es sich. Dieses Gefühl des Sich-Wunderns ist der Ur-

sprung und die nie versiegende Quelle seines Erkenntnistriebes. Es drängt das Kind unwiderstehlich dazu, das Geheimnis zu lüften, und wenn es dabei auf irgendeinen ursächlichen Zusammenhang stößt, so wird es nicht müde, das nämliche Experiment zehnmal, hundertmal zu wiederholen, um immer wieder von neuem den Reiz der Entdeckung auszukosten. Auf diese Weise gelangt das Kind in unablässiger täglicher Arbeit allmählich zur Ausgestaltung seines Weltbildes bis zu dem Grade, wie es dessen für das praktische Leben bedarf.

Je reifer das Kind wird, je vollkommener sein Weltbild wird, um so weniger häufig hat es den Anlaß sich zu wundern, und wenn das Kind erwachsen ist und sein Weltbild eine feste Form angenommen hat, findet es diese Form selbstverständlich und hört auf sich zu wundern; aber nicht etwa deshalb, weil der Erwachsene das Wunderrätsel gelöst hat, sondern nur deshalb, weil er sich an die Gesetze seines Weltbildes gewöhnt hat. Warum aber gerade diese und keine anderen Gesetze bestehen, bleibt für ihn ebenso wunderbar und unerklärlich wie für das Kind.

Als erstes Wunder müssen wir mit Fug und Recht die Tatsache verzeichnen, daß wir überhaupt in der Natur Gesetzmäßigkeiten vorfinden, die für die Menschen aller Länder, Völker und Rassen genau die gleichen sind. Das ist eine Tatsache, die durchaus nicht selbstverständlich ist. Und die folgenden einzelnen Wunder sind, daß diese Gesetze zum großen Teil einen Inhalt haben, wie wir ihn uns vorher niemals hätten träumen lassen können.

So steigert sich mit der Entdeckung jedes neuen Gesetzes das *Wunderbare* im Aufbau des Weltbildes. Das gilt bis auf die wissenschaftliche Forschung des heutigen Tages, der unausgesetzt Neues bringt. Man denke nur an die Geheimnisse der kosmischen Ultrastrahlung, oder an die rätselhaften Atomspaltungen, oder auch an die Enthüllungen des Elektronenmikroskops. Für den wissenschaftlichen Forscher ist es immer ein beglückendes Ereignis und ein frischer Antrieb zur Arbeit, wenn er auf ein neues Wunder stößt, ganz nach der Art des Kindes, und er bemüht sich um dessen Aufklärung durch vielfache Wiederholung der nämlichen Experimente mittels seiner feinen Messungsinstrumente nicht anders als das Kind mit seiner primitiven Klapperbüchse.

Der Übergang von der Sinneswelt zum Weltbild, von der Welt der Sinne zur Welt der Gegenstände, bedeutet die Einführung einer objektiven Gesetzlichkeit. Die Sinnesempfindungen gehören

dem einzelnen an und wechseln von einem zum andern. Aber die Welt der Gegenstände ist für alle Menschen die nämliche.

Man bezeichnet daher die Welt der Gegenstände im Gegensatz zur Sinneswelt auch als die *reale* Welt. Doch muß man mit dem Wort „real" vorsichtig sein. Denn mit diesem Wort verbindet sich die Darstellung von etwas absolut Beständigem, Unveränderlichem, und es wäre zuviel behauptet, wenn man die Gegenstände des kindlichen Weltbildes als unveränderlich hinstellen würde. Denn das Spielzeug ist nicht unveränderlich, es kann zerbrechen oder auch verbrennen, und dann ist es mit seiner Realität in dem genannten Sinne vorbei.

Was hier von dem kindlichen Weltbild gesagt ist, das gilt nun ganz ebenso auch vom wissenschaftlichen Weltbild. Wie nämlich für das Kind in seinen ersten Lebensjahren das Spielzeug, so waren für die Wissenschaft durch Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch, in der sogenannten klassischen Periode, die Atome das eigentlich Reale in den Vorgängen der Natur. Sie waren es, die beim Zerbrechen oder Verbrennen eines Gegenstandes unverändert die nämlichen blieben und daher das Bleibende in allem Wechsel der Erscheinungen darstellten. Bis sich zur allgemeinen Überraschung eines Tages herausstellte, daß auch die Atome zertrümmert werden können. Wir wollen daher, wenn wir im folgenden von der realen Welt reden, dies Wort immer in einem bedingten naiven Sinn verstehen, welcher der Eigenart des jeweiligen Weltbildes angepaßt ist.

Gegenwärtig ist die wissenschaftliche Forschung, befruchtet durch die Relativitätstheorie und die Quantentheorie, im Begriff, sich ein neues Weltbild zu schaffen. Die realen Elemente dieses Weltbildes sind nicht mehr die chemischen Atome, sondern es sind die *Wellen der Elektronen und Protonen.* Vom heutigen Standpunkt aus müssen wir daher den Realismus des klassischen Weltbildes als einen naiven bezeichnen. Aber niemand kann wissen, ob man nicht einmal in Zukunft von unserm gegenwärtigen modernen Weltbild das nämliche sagen wird.

Was bedeutet nun aber dieser ständige Wechsel in dem, was wir als real bezeichnen? Ist er nicht für jeden, der nach endgültiger wissenschaftlicher Erkenntnis sucht, im höchsten Grade unbefriedigend? Wenn wir dieser Frage nachgehen, dann machen wir eine Entdeckung, die wir unter allen Wundern, von denen wir vorher gesprochen haben, als das größte und höchste bezeichnen müssen.

Es ist die Entdeckung, daß bei einem Wechsel des Weltbildes das neue Weltbild das alte nicht etwa aufhebt, sondern daß es vielmehr dieses in seiner ganzen Vollständigkeit bestehen läßt, mit dem einzigen Unterschied, daß es ihm noch eine besondere Bedingung hinzufügt, — eine Bedingung, die einerseits auf eine gewisse Einschränkung hinausläuft, andererseits aber eben dadurch zu einer erheblichen Vereinfachung des Weltbildes führt. In der Tat bleibt die klassische Mechanik vollkommen zutreffend für alle Vorgänge, bei denen die Lichtgeschwindigkeit als unendlich groß und das elementare Wirkungsquantum als unendlich klein betrachtet werden darf. Eben dadurch wird es möglich, die 92 verschiedenen Atomarten des klassischen Weltbildes auf zwei Arten, nämlich Elektronen und Protonen, zurückzuführen. Das frühere Weltbild bleibt also erhalten, nur erscheint es jetzt als ein spezieller Ausschnitt aus einem noch größeren, noch umfassenderen und zugleich noch einheitlicheren Bilde.

Ähnlich ist es in allen Fällen, soweit unsere Erfahrungen reichen. Während auf der einen Seite die Fülle der beobachteten Naturerscheinungen auf allen Gebieten sich immer reicher und bunter entfaltet, nimmt andererseits das aus ihnen abgeleitete wissenschaftliche Weltbild eine immer deutlichere und einheitlichere Form an. Der ständige Wechsel des Weltbildes bedeutet daher nicht ein regelloses Hin- und Herschwanken im Zickzack, sondern er bedeutet ein Fortschreiten, ein Verbessern, ein Vervollkommnen. Mit der Feststellung dieser Tatsache ist, wie ich meine, die grundsätzlich wichtigste Errungenschaft bezeichnet, welche die naturwissenschaftliche Forschung überhaupt aufzuweisen hat.

Welches ist nun die *Richtung* dieses Fortschritts, und welchem *Ziele* strebt er zu? Die Richtung ist offenbar eine beständige *Verfeinerung* des Weltbildes durch Zurückführung der in ihm enthaltenen realen Elemente, auf ein höheres Reales von weniger naiver Beschaffenheit. Das Ziel aber ist die Schaffung eines Weltbildes, dessen Realitäten keinerlei Verbesserung mehr bedürftig sind, und die daher das *endgültig Reale* darstellen. Eine nachweisliche Erreichung dieses Zieles wird und kann niemals gelingen. Um aber einen Namen dafür zu haben, bezeichnen wir das endgültig Reale als die reale Welt im absoluten, metaphysischen Sinne. Damit soll ausgedrückt sein, daß diese Welt hinter allem Erforschlichen steht. Ihr gegenüber bleibt das aus der Erfahrung gewonnene wissenschaftliche Weltbild immer nur eine Annähe-

rung, ein mehr oder weniger gut geratenes Modell. Aber die Tatsache der beständig fortschreitenden Vervollkommnung des Weltbildes treibt den Forscher notgedrungen dazu, nach dessen endgültiger Gestaltung zu suchen. Und da man das, was man sucht, auch als vorhanden annehmen muß, so befestigt sich bei ihm die Überzeugung von der tatsächlichen Existenz einer realen Welt im absoluten Sinn. Aber die metaphysisch reale Welt ist nicht der Ausgangspunkt, sondern sie ist das in unerreichbare Ferne wirkende und richtungweisende Ziel aller wissenschaftlichen Arbeit.

Die Wurzel der exakten Wissenschaft liegt ja, wie wir sahen, im *Leben*. Aber die Wissenschaft *wirkt auch auf das Leben zurück*. Denn mit der *Erkenntnis* der Naturkräfte ist auch die *Herrschaft* über dieselben verbunden. Die erstere zu gewinnen, ist Aufgabe der reinen *Forschung*, die zweite ist Aufgabe der *Technik*. Ich kann es mir nicht versagen, hier auf einen erst in neuerer Zeit aufgetauchten eindrucksvollen Beleg für die engen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Technik noch etwas einzugehen. Durch die Untersuchungen von Otto Hahn und seinen Mitarbeitern ist festgestellt worden, daß bei der Aufspaltung, welche ein Uran-Atom erleidet, wenn es von einem Neutron beschossen wird, 2 bis 3 Neutronen frei werden, von denen ein jedes für sich allein weiterfliegt und nun seinerseits wieder ein anderes Uran-Atom treffen und aufspalten kann. Auf diese Weise multiplizieren sich die Wirkungen, und es kann geschehen, daß durch das fortgesetzt gesteigerte Aufprallen der Neutronen auf die Uran-Atome die Anzahl der frei werdenden Neutronen und dementsprechend der Betrag der durch sie entwickelten Energie in kurzer Zeit lawinenartig anschwillt, nach dem Muster der berüchtigten Kettenbriefe — bei der Unzahl der vorhandenen Atome bis zu ganz enormen, kaum vorstellbaren Ausmaßen.

Eine Berechnung hat ergeben, daß auf diese Weise in einem Kubikmeter Uranoxydpulver innerhalb einer Zeit von weniger als $^1/_{100}$ Sekunde ein Energiebetrag entwickelt wird, der ausreicht, um ein Gewicht von 1 Milliarde Tonnen 27 km hochzuheben. Das ist ein Betrag, der die Leistungen aller Großkraftwerke der ganzen Welt auf viele Jahre hinaus ersetzen könnte.

Wenn auch zur Zeit noch nicht die Rede davon sein kann, einen solchen stürmischen Atomspaltungsprozeß technisch verwertbar zu gestalten, so öffnet sich hier doch eine ernsthaft zu nehmende Möglichkeit, und wenn wir an die mit der *Flugtechnik*, dem *Rundfunk*, dem *Fernsehen* erzielten Erfolge denken, so werden wir auch

den Gedanken an die Konstruktion der *Uranmaschine* nicht zu den bloßen Utopien rechnen. Vor allem käme es darauf an, den Prozeß nicht explosionsartig erfolgen zu lassen, sondern seinen Zeitablauf durch geeignete chemische Mittel soweit zu bremsen, daß die Geschwindigkeit der Energieabgabe nicht über ein bestimmtes Maß hinausgeht. Sonst könnte es passieren, daß sie für die betreffende Örtlichkeit, ja für unsern ganzen Planeten zu einer gefährlichen Katastrophe werden würde.

Angesichts solcher Möglichkeiten werden vielleicht manche von denen, die sich das Wundern mit der Zeit gänzlich abgewöhnt haben, Veranlassung nehmen, es von neuem zu lernen. Und in der Tat: der unermeßlich reichen, stets sich erneuernden Natur gegenüber wird der Mensch, soweit er auch in der wissenschaftlichen Erkenntnis fortgeschritten sein mag, immer das sich wundernde Kind bleiben, und muß sich stets auf neue Überraschungen gefaßt machen.

So sehen wir uns durch das ganze Leben hindurch einer höheren Macht unterworfen, deren Wesen wir vom Standpunkt der exakten Wissenschaft aus niemals werden ergründen können, die sich aber auch von niemandem, der einigermaßen nachdenkt, ignorieren läßt. Hier gibt es für einen besinnlichen Menschen nur zwei Arten der Einstellung, zwischen denen er wählen kann: entweder Angst und feindseliger Widerstand, oder *Ehrfurcht* und vertrauensvolle *Hingabe*.

In jedem Falle bleibt dem einzelnen nichts übrig, als in seinem Lebenskampf geduldig und tapfer auszuharren und dem Willen der höheren Macht, die über ihm waltet, sich zu beugen. Denn ein rechtlicher Anspruch auf Glück, Erfolg und Wohlergehen im Leben ist niemandem von uns in die Wiege gelegt worden. Darum müssen wir eine jede freundliche Fügung des Schicksals, eine jede froh verlebte Stunde als ein unverdientes, ja als ein verpflichtendes Geschenk entgegennehmen. Das einzige, was wir mit Sicherheit als unser Eigentum beanspruchen dürfen, das höchste Gut, was uns keine Macht der Welt rauben kann, und was uns wie kein anderes auf die Dauer zu beglücken vermag, das ist eine reine *Gesinnung*, die ihren Ausdruck findet in gewissenhafter *Pflichterfüllung*. Und wem es vergönnt ist, an dem Aufbau der exakten Wissenschaft mitzuarbeiten, der wird mit dem großen deutschen Dichter sein Genügen und sein innerliches Glück finden in dem Bewußtsein, das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

FELDWEBEL LUCIO HERRANZ DEL NOGAL,
SPANISCHE BLAUE DIVISION:

Wir sind Soldaten

Wer könnte in dem bequemen Leben seines Zuhause auch nur für kurze Augenblicke den symbolischen Wert empfinden, den das schlichte militärische Wort „Soldat“ besitzt? Wer könnte ihn beschreiben, der nicht selbst im Felde die vaterländische Begeisterung gefühlt hat und bereit war, sie in die Tat umzusetzen?

Viele können vielleicht durch ihre Phantasie etwas von dem feinen Gehalt dieses Wortes ahnen. Andere sehen im Soldaten eine mehr oder weniger ansehnliche Uniform, die für die großen Paraden notwendig ist. Wenige jedoch wissen, was Soldat sein in glorreicher und leidvoller Wirklichkeit bedeutet.

Diese wenigen sind die Frontkämpfer, wenn sie von der Front in den geheimnisvollen Frieden ihres Heimes zurückkehren, für das sie gekämpft haben. Mit schweigender Beredsamkeit werden sie oft die Stunden ihres Lebens wachrufen, die sie in der Kälte der Schützengräben verbracht haben, um das Vaterland zu retten.

Soldat sein, das heißt: Nicht essen, wenn Du Hunger hast; nicht trinken, wenn Du Durst hast; wenn Du todmüde bist, die Last des Kameraden übernehmen.

Wenn der Sturm mit harter Grausamkeit tobt, wenn unerbittlicher Regen bis auf die Knochen durchgeht, der Schnee Berge bildet, die den Vormarsch unmöglich zu machen drohen, das Thermometer 40 und 50 Grad unter Null zeigt, wenn menschliche Wesen ohne Deckung, in Wind und Wetter, besessen sind von einer Idee, das Vaterland zu verteidigen: Das heißt, Soldat sein.

Soldaten sind die, welche mit nassen Kleidern in den Gräben Deckung suchen, in denen das Grundwasser steht, und andere, die in erstarrten Gliedern den Brand allmählich steigen fühlen, der ihren Tod bedeutet.

Stechende Schmerzen sind für den Soldaten kein Grund, den Posten zu verlassen, solange die qualvolle Wache dauert. Er weiß sehr wohl, daß er sich nicht vom Fleck bewegen kann, wenn der Feind angreift, weil seine Füße erfroren sind; aber er vergißt auch nicht, daß seine rechte Hand die Handgranate bereit hält und *seine* Stimme das Wort „Alarm“ in die Stellung schreien wird. Vielleicht hat er Hunger, keine Nachricht von den Seinen, wenn

er so auf den Kampf wartet. Sich immer seiner ehrenvollen Aufgabe bewußt, greift er mutig die stärksten Bollwerke an, gebraucht sein Bajonett, ehe der Feind es tun kann ... Maschinengewehrsalven fegen über das Totenfeld. Die Geschütze sprechen mit heiserem Grollen, erfüllen die Luft mit Pfeifen und Zischen, das in einer schmerzenden Sinfonie tausend zerstörte Illusionen birgt; die eisernen Vögel singen ihren Triller zu Ehren des Todes, erreichen den zerrissenen Boden, auf dem sich, wie eine Lavaschicht, Steine, Sand, Pulver, zerrissene Körper, Blut häufen.

Phantastische Schatten tauchen in der Ferne auf, wie Götter des kriegerischen Streites. Ihre Körper, an den Boden gepreßt, scheinen zerbrochene Statuen zu sein; und doch, hier schlägt ein Herz, dort fühlt eine Seele, hier denkt ein Gehirn. Die verkrampften Hände bedienen das Gewehr. — Ihre Silhouetten sind kaum wahrzunehmen im Geprassel der Schlacht. Pulverdampf, Staub, Erde, die ständig in nächster Nähe aufspritzt, machen die Luft unerträglich. Aber er, der Soldat, erträgt alles und wartet nur auf den Befehl zum Angriff. Er kommt! Und sein Geist, sein Herz, seine Muskeln, Federn aus Stahl, stürzen sich auf das Ziel, und dann können weder Granaten, die überall einschlagen, noch das dumpfe Ächzen, das ensteht, wenn er über die Körper seiner toten Kameraden wegsteigt, seinen Angriffsgeist lähmen. Im Gegenteil, der gefallene Kamerad im Stacheldraht feuert ihn an, sein Mut klimmt auf den Höhepunkt. Er ist kein Mensch mehr, nur eine einzige, wilde Begierde des Blutes, die wie ein unwiderstehlicher Sturm losbricht und das Leben des Feindes mit dem Bajonett vernichtet. Er, der Soldat, sieht nur sein beleidigtes Vaterland, seine gefährdeten Lieben, das Heim, in dem er das Licht der Welt erblickte.

Und weiter geht der Marsch des Soldaten. Hohe Berge, reißende Ströme, staubige Straßen und verschlammte Wege werden unter Mühen bezwungen. Der Tornister, Gewehr, Patronentaschen, all das kriegerische Gerät gräbt sich allmählich in seinen Körper. Müdigkeit beginnt sich bemerkbar zu machen, der Durst zerreißt seine trockenen Lippen, Hunger schwächt ihn. Seine Moral? Glänzend! Bei all diesen Schwierigkeiten singt er! Singt, um die Schmerzen zu vergessen, singt, um die Schwachen aufzumuntern, singt, weil sein Charakter in dieser neuen Generation geschmiedet wurde, die die Welt retten wird.

Wenn der Friede kommt, und der Krieger, gebräunt und verbrannt von der Sonne ungastlicher Steppen, endlich wieder die Luft seiner geliebten Heimaterde atmet und sein edles Ziel verwirklicht sieht, wird er auf seiner jungen Brust die Ehrenzeichen tragen, die seine Tapferkeit verkünden, und die vernarbten Wunden, die stumm vom Preise des Sieges zeugen.

I. S., LISSABON:

Der zerstörte Traum

Stimmungen und Strömungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Leute, die aus den Vereinigten Staaten in das England der letzten Jahre vor Kriegsausbruch heimkehrten, pflegten, nach ihren Eindrücken befragt, stets davon zu sprechen, wie ruhig die Atmosphäre Europas im Vergleich zu der fiebernden Erregung jenseits des Atlantik wirke. „Man muß nach Amerika fahren, um zu merken, wie ernst die Lage in Europa ist — da drüben stehen sie Gewehr bei Fuß!“ sagte schon Anfang 1938 ein aus New York zurückkommender Abgeordneter halb im Scherz in einem Vortrag. Solche Schilderungen hatten häufig eine Note belustigter Überlegenheit, zuweilen auch ernsthaften Widerwillens; am Ende aber befestigten sie den Eindruck von der amerikanischen Kriegsbereitschaft, der den Engländern damals schon dadurch eingepflanzt wurde, daß so viel ihrer wirksamsten Kriegsagitation amerikanischen Ursprungs war. Amerikaner waren die Autoren der gelesensten Bücher gegen Deutschland; was von Propagandastücken mit europäischem Krisenhintergrund in London das Publikum anzog, kam von New Yorker Bühnen, und alle „guten“ Agitationsfilme gegen den Nationalsozialismus waren Hollywooder Fabrikat. Was sie mit volkstümlichen Argumenten predigten, wurde durch die Reden Roosevelts und seiner Minister, die gelehrten Analysen eines Raymond Gram Swing und anderer Rundfunkkommentatoren, die viel zitierten Leitartikel solcher Zeitungen wie der „New York Times“ allmählich beinahe wissenschaftlich unterbaut — von den Aktionen und Äußerungen amerikanischer Diplomaten vom Typ der Bullitt und Biddle ganz abgesehen. Es war die These von der Unvermeidlichkeit des „zweiten Weltkrieges“; und diese These mußte, nachdem Amerika auf das Abkommen von München mit einem Ausbruch schäumender Entrüstung reagiert hatte, den Engländern geradezu als ein amerikanisches Evangelium erscheinen. Es war nicht erfreulich für sie, in Amerika Feiglinge, Schwächlinge, Deserteure und Verräter geschimpft zu werden, weil sie bei der Sudetenkrise noch nicht kriegsfertig gewesen wären; um so sicherer schien aber, daß die Ankläger selbst solche

Versäumnisse vermeiden und beim ersten Schuß in Europa alle Kraft gegen den gemeinsamen Feind einsetzen würden.

Gewiß brachte die abwartende Haltung Amerikas beim wirklichen Kriegsausbruch im Herbst 1939 eine Ernüchterung. Gewiß wiesen Kenner Amerikas warnend darauf hin, daß all das Waffenklirren da drüben eine Reklamefassade sei, hinter der sich eine innerpolitische Niederlage Roosevelts und außerdem die tiefe Abneigung der amerikanischen Mehrheit gegen alle Kriegsbeteiligung verberge, und daß die Neutralitätsgesetze mehr ausdrückten als nur den Widerstand eines korrupten Kongresses gegen einen weisen und weitblickenden Präsidenten. Aber es gab eine plausible und tröstliche Antwort darauf, die lautete: Selbstverständlich zieht kein Volk von sich aus die Opfer und Entbehrungen des Krieges dem Frieden vor, besonders nicht ein so verwöhntes wie das amerikanische; es muß zur Erkenntnis seiner Aufgabe erzogen und vorbereitet sein, ehe es erfolgreich mobilisiert werden kann, und Roosevelt hat zeitig und gründlich genug damit angefangen; wir müssen nur warten.

Der erste Schock

Die agitatorische Bearbeitung des amerikanischen Volkes begann um die Mitte der dreißiger Jahre, die planmäßige Umstellung des amerikanischen Systems auf Kriegstouren mit der ersten Abänderung des Neutralitätsgesetzes zugunsten Englands im November 1939. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs gab es auch unter den einsichtigen Amerikanern, wie man sie durchaus gelegentlich noch hier und da in Europa antreffen konnte, keinen mehr, der die Teilnahme seines Landes am Kriege für vermeidbar hielt; und die wenigsten in Amerika konnten sich eine Alternative zur Politik Roosevelts vorstellen.

Aber selbst dann blieben noch weitere anderthalb Jahre bis zum Winter 1941, Jahre der intensivsten Aufrüstung militärischer, wirtschaftlicher und moralischer Art. Und während Rekruten eingezogen und kriegsindustrielle Anlagen aus der Erde gestampft wurden, ging der Kurs Roosevelts vom Tausch der fünfzig Zerstörer gegen britische Stützpunkte über das Pacht- und Leihgesetz, die Besetzung Islands, die „Atlantische Erklärung" und den „Schießbefehl" so gradlinig auf den Krieg zu, daß die hypnotisierte Welt allmählich erwartete, der tatsächliche Übergang vom unerklärten zum „Schießkrieg" werde sich so natürlich und mühelos vollziehen wie das Reifen einer Frucht.

Die Washingtoner Reklamebüros — gewitzigt durch den Leidensweg des Londoner Informationsministeriums, hatte Roosevelt

auf eine entsprechende Zentrale verzichtet — verbreiteten emsig die Mär vom „organischen Übergang“ zum Kriegszustand, die neue Zensurstelle trat sofort in Tätigkeit, um abweichende Darstellungen zu unterbinden, der kriegsfeindliche Teil der Presse, der freilich schon nach dem atlantischen Treffen den Krieg als „de facto ausgebrochen“ erklärt hatte, „stand auf einmal stramm und soldatisch hinter dem Obersten Befehlshaber“, wie ein Engländer berichtete. Aber in der Folge erwies sich das Land als zu groß, die Inlandpresse als zu eigenwillig und die Stimmung der Auslandskorrespondenten, vorwiegend natürlich der Engländer, als zu rebellisch, als daß der Mythos hätte aufrecht erhalten werden können. Vierzehn Tage nach Kriegsausbruch war von den amerikanischen Ereignissen und Gefühlsreaktionen der Übergangszeit noch vieles ungeklärt; man stritt darüber, ob Roosevelt den Krieg mit Japan habe erzwingen wollen, ob das amerikanische Volk „Hitler oder Hirohito mehr hasse“, ob das Durcheinander in der Wirtschaft und das Verwaltungschaos in Washington „Kinderkrankheiten“ des neuen Stadiums oder Überbleibsel des alten seien. Aber über eins herrschte volle Einstimmigkeit bei allen Beobachtern: Amerika war am 7. Dezember auf Krieg weder gefaßt noch vorbereitet. Es war wirtschaftlich, militärisch und moralisch so unfertig wie England im Herbst 1939. Es wurde durch den Schlag auf Pearl Harbour so überrascht wie Frankreich durch die Umgehung der Maginot-Linie.

„Zu wenig und zu spät”

Wer oder was war schuld an diesem Versagen der langjährigen Vorbereitung? Eine englische Darstellung, die am 14. Januar 1942 in der „Times“ erschien, gab eine psychologische Diagnose; danach wirkten die vielen Jahre, in denen die Amerikaner die unbehaglichen Einzelheiten der Kriegsereignisse als ungefährdete Zuschauer beobachteten, wie „eine Schutzimpfung gegen die Vorstellung, daß der Krieg sie eines Tages persönlich angehen könne“. Sie sahen den Krieg „als eine entstellende und beschämende Krankheit, wie Krätze, die gut gewaschene Menschen nicht bekommen“. Anklagen gegen den Materialismus des amerikanischen Volkes, seine Verwöhntheit, Parvenühaftigkeit und Formlosigkeit wurden auch von amerikanischer Seite erhoben, und Hinweise auf die Uneinheitlichkeit seiner Rasse und besonders die Anwesenheit zahlreicher amerikanischer Bürger mit gefühls- und blutmäßigen Bindungen zum Feinde waren als Erklärung häufig. Es wurden aber, als sich das Maß der Unfertigkeit voll zeigte, noch konkre-

tere Vorwürfe erhoben. „Jedermann beschuldigte jemand anders", berichtet „Time" in stark desillusionierter Stimmung. „General Thurman Arnold beschuldigte die Monopolwirtschaft der Großindustriellen. Die salonkommunistischen Zeitschriften „Nation" und „New Republic" beschuldigten den Kapitalismus im ganzen. Der Leitartikler Westbrook Pegler beschuldigte die Gewerkschaften. Sein Kollege Walter Lippman zeigte mit dem Finger auf die amerikanische Luxusindustrie, deren schändliche Auswertung der kommerziellen Hochkonjunktur riesige Mengen kriegswichtiger Rohstoffe aufgesogen habe. Gegner des New Deal beschuldigten dessen Anhänger und umgekehrt. Der Kongreß beschuldigte das Produktionsministerium — und umgekehrt. Die Geschäftsleute bezichtigten Heer und Flotte. Die Bürger der Vereinigten Staaten verfluchten alle und jeden. Der Satz „zu wenig und zu spät" traf zu tief für Tränen."

Groteske

Das Bild der ersten Reaktion des Landes auf den puren Schock des Krieges ist beinah pure amerikanische Groteske. Dabei soll hier von den Exzessen der Kriegspsychose, die in Film, Rundfunk und Jazztexten Triumphe feierte, nicht gesprochen werden; es wäre unfair, Karikaturen als typisch zu nehmen. Toll genug waren jedoch auch die Fälle von Luftangriffspanik und Spionenhetze in den ersten Wochen, die Orgien von Gerüchten, die Stürme angstvoller Hamster auf die von Vorräten strotzenden Geschäfte; typisch war sicherlich die eigentümliche Mischung aus Naivität und Skepsis, Hilflosigkeit und hochgradiger Überorganisation, Furcht und Fanatismus, mit der die ganze Nation auszog, Krieg zu spielen und das Gruseln zu lernen. Die englischen Korrespondenten verglichen die Nervenstürme jener Anfangswochen entschuldigend mit denen, die ihr Land bei Kriegsausbruch durchmachte, aber ihr Format war durchaus uneuropäisch; offenbar, schrieb „Colliers Weekly" bekümmert, sind wir das Land der unbegrenzten Möglichkeiten auch für Schildbürgerstreiche. Der Vergleich mit den Ausbrüchen von Massenhysterie, die Anfang 1939 in vielen Teilen des Landes durch ein mißverstandenes Hörspiel über eine Invasion von „Mars-Geschöpfen" verursacht wurde, liegt nahe und wurde auch verschiedentlich warnend angewandt. Die folgenden Einzelheiten sind aus den Dezembernummern amerikanischer Zeitschriften zusammengestellt, zum größten Teil in wörtlicher Übersetzung:

„Die Panik begann in der Dämmerung am Montagabend (8. Dezember) ein paar Stunden nach der amerikanischen Kriegserklärung. Fünf Tage lang hatte die ganze pazifische Küste Nervenzustände. In San Franzisko wurden öffentliche Gebäude bis zum ersten Stock mit Sandsäcken verkleidet. In Seattle sammelten sich während der ersten Verdunkelung an dreitausend Bürger, um schlecht verdunkelte Schaufenster zu zerschlagen. Gendarmeriepatrouillen wurden alarmiert, um Buschfeuer zu bekämpfen, von denen es hieß, sie seien in der Form eines auf Seattle zeigenden Pfeils angelegt. In den Holzsägereien im Innern des Landes löschte die Feuerwehr die großen Abfallverbrenner, weil man sie nicht verdunkeln konnte; man brauchte für jeden Brenner fünfundzwanzig Tonnen Rohöl, um ihn wieder in Gang zu bringen, und mehr als fünfhundert mußten wieder angezündet werden. Cowboys in Arizona vernachlässigten ihre Herden, um Luftschutzwache zu halten. In Texas wurden Milizen gegen einen erwarteten feindlichen Einfall gebildet, die sich Guerillas nannten, jedes Mitglied mußte ein Gewehr, fünfhundert Schuß Munition und einen Wagen mit vollem Benzintank stellen. In Los Angeles stiegen die Verkehrsunfälle um das Sechsfache. Rundfunkstationen schlossen bei jedem falschen Alarm, manchmal fast vierundzwanzig Stunden hintereinander, wodurch die Panik verschlimmert wurde; auf Beschwerden der Hörer antwortete der für die Stillegung verantwortliche General: „Zur Hölle mit Unterhaltung. Es geht um Tod und Leben". Die atlantische Küste hatte ihren ersten Alarm am frühen Nachmittag des 9. Dezembers. In New York mißglückte er völlig, da der Verkehr dort zu stark ist, als daß er von Sirenen übertönt werden könnte, auch gibt es, so wird behauptet, in ganz Amerika nicht genug schwarzen Stoff, die New Yorker Fenster zu verdunkeln. Es wird jedoch von einem geheimen Plan „defensiver Beleuchtung" gesprochen, durch den angreifende Flugzeuge durch besondere Lichtanordnung verwirrt werden sollen. Die offiziellen Anweisungen waren undeutlich und widerspruchsvoll. Wolkenkratzerbewohner hatten gerade die tröstliche Mitteilung empfangen, daß sie innerhalb ihrer Stahl- und Zementwände völlig sicher wären, solange sie darauf achteten, sich vier Stockwerk unter dem Dach und vier Stock über dem Erdgeschoß aufzuhalten, als bereits ein Sachverständiger der zivilen Verteidigung erklärte, 98 Prozent aller New Yorker Gebäude seien „bombenunsicher". In Boston hätte bei einem Alarm, der sich später als Übung herausstellte, die Aufregung nicht größer sein können, wenn die Stadt in der vordersten Kriegszone läge. Im Staate New York saßen Mütter tagelang in ihren neben der

Schule parkenden Wagen, um ihre Kinder beim Erscheinen feindlicher Flieger nach Hause zu fahren."

Im Washingtoner Zentralpark fällte ein rachedürstiger Patriot, da er nicht an die Japaner selbst herankonnte, wenigstens die berühmten japanischen Kirschbäume. In Tennessee reichte ein Spaßvogel bei der Forstverwaltung einen Antrag auf sechs Millionen Jagdscheine auf Japaner ein und bekam die Antwort, es sei „offene Saison für Japaner — Jagdschein unnötig". In Chikago empfahl man den Chinesen das Beispiel eines journalistischen Landsmannes, der ein riesiges Abzeichen mit der flehenden Aufschrift trug: „Chinese Reporter, NOT Japanese, PLEASE!" So viele harmlose Bürger mit orientalischem Gesichtsschnitt wurden verprügelt, daß die Zeitungen illustrierte Anweisungen zum Erkennen der Rassetypen druckten; eine Wochenschrift stellte Mitte Dezember die Photos sympathischer Chinesen- neben abstoßende Japanertypen und gab im Text dazu solche Erkennungsmerkmale an, wie „Die wenigsten Chinesen tragen Hornbrillen ... Japaner sprechen nervös, lachen laut und grundlos". Die Panikeinkäufe begannen mit einem Sturm auf Mehl, Zucker, Konserven, Autoreifen (Zucker ist seither rationiert, Autoreifen sind eingezogen worden). In Washington wurden binnen weniger Tage alle Gewehre und Pistolen ausverkauft — zum Gebrauch gegen Fallschirmjäger. Als die Herstellung von Sport- und Haushaltartikeln aus Gummi verboten wurde, verkaufte ein einziges New Yorker Sportgeschäft innerhalb einer Vormittagsstunde zweitausend Dutzend Golfbälle. An der Westküste verschwanden Taschenlampen und Kerzen aus den Geschäften, im ganzen Land wurden Rundfunkapparate, Kühlschränke, Staubsauger und Gartenschläuche knapp — diese wieder als idealer Schutz gegen Brandbomben empfohlen. Einige Warenhäuser gaben alle Waren „feindlicher" Herkunft, vor allem also japanische und italienische Artikel, umsonst ab, allerdings unter der Bedingung, daß die Beschenkten für den ersparten Preis im Hause Kriegsanleihe zeichneten; sie konnten es sich leisten, denn sie machten gewaltige Gewinne in Verdunkelungsstoffen, Schaufeln, Sandsäcken, Ausrüstungen für die erste Hilfe und allerhand ausgefallenen Luftschutzerfindungen; ein gefeierter Modesalon kreierte einen Damenhut aus feuerfestem Glas und Asbest, innen gegen Kälte und Stöße gefüttert, mit einer Taschenlampe in der Krempe.

Gehamstert wurden übrigens auch Banknoten höherer Werte, was zu sorgenvollen Artikeln in Finanzzeitschriften Anlaß gab; die „bedenkliche Tendenz" dauert an, teilte ein Leitartikel der „New York Herald Tribune" mit; als Gründe wurden „Angst vor Roose-

velts Technik der Kriegsfinanzierung und Inflationsbefürchtungen" angegeben. Aber dieses Symptom gehört schon zum zweiten Stadium der amerikanischen Kriegsreaktion, in dem der Durchschnittsamerikaner weniger an so imaginäre oder theoretische Gefahren wie Bomben und Spione zu denken schien als an die Verteidigung seines sehr nah und direkt bedrohten Lebensstandards. Auf das patriotische Delirium der ersten Wochen folgte ein intensiver Katzenjammer. Nachrichten von großartigen militärischen Rachetaten, wie man sie zur Auswetzung der Niederlagen fest erwartet hatte, blieben aus. Daß Marineminister Knox und so wichtige militärische Sachverständige wie Hanson Baldwin antworteten, auf eine Flottenaktion gegen Japan sei für längere Zeit keine Aussicht, verbesserte die Stimmung nicht. Alle schlechte Laune der Enttäuschten und Verlegenen entlud sich schließlich in einem Entrüstungssturm gegen die Organisatoren der freiwilligen Zivilverteidigung, gegen Bürgermeister La Guardia und Frau Roosevelt, weil ihre „schrillen Aufrufe, Drohungen und Warnungen die ganze Nation lächerlich gemacht hätten"; ihre prompte Entfernung aus dem Amte verursachte den Amerikanern, so berichtete die Londoner „Times" ein wenig spöttisch, „die Befriedigung einer gewonnenen Schlacht".

Gewisse politische Beschlüsse der Jahreswende wurden von der Propaganda als große Siege aufgezogen, darunter das vereinheitlichte Kommando im Fernen Osten, das „Sechsundzwanzig-Nationen-Abkommen", die Ernennung des Produktionsdiktators Douglas Nelson und vor allem der neueste Kriegswirtschaftsplan Roosevelts, „das gigantischste Durcheinander von Wunschträumen in der Geschichte" (the greatest mess of wishful thinking in history). Der Londoner „Economist" kam in einer eingehenden Untersuchung der astronomischen Zahlen des Plans zu dem Schluß, daß er eine Senkung des amerikanischen Lebensstandards unter das in England nach drei Jahren Krieg erreichte Niveau voraussetze. „Ohne die patriotische Entschlossenheit des amerikanischen Volkes im mindesten anzweifeln zu wollen, darf doch in Frage gestellt werden, ob die Amerikaner ihren Gürtel enger schnallen werden, als wir es getan haben. Entweder können also die Zahlen des Präsidenten in Wirklichkeit nicht erreicht werden oder nur durch weit größere Preissteigerungen, als der Plan veranschlagt." Dies scheint eine Sorge zu bestätigen, die in Amerika seit dem schnellen Steigen der Preise immer häufiger geäußert wird: daß nämlich Roosevelt vorhabe, die kriegsnotwendige Senkung des Lebensstandards nicht durch Besteuerung und Konsumkontrolle zu erzwingen, die ihm innerpolitische Schwierigkeiten eintragen könnten, sondern „hintenherum" durch Inflation. Gewiß habe er

selbst, so wird gesagt, oft genug das Schreckgespenst der Inflation warnend beschworen; aber habe er nicht auch gesagt, er werde Amerika nicht in den Krieg führen, habe er nicht beinahe bis zuletzt versucht, „Business as usual“ mit der großen Aufrüstung zu vereinen? Was er durch Maßnahmen „short of war“ auf außenpolitischem Gebiet erreicht habe, werde ihm durch Maßnahmen „short of inflation“ auf dem wirtschaftlichen Gebiet gelingen, behauptet der Volksmund.

Mißtrauen

In solchen und anderen volkstümlichen Redensarten drückt sich ein Mißtrauen gegen Roosevelt aus, das letzthin in einigen amerikanischen Monatsschriften wie „Fortune“ und „Yale Review“ analysiert wurde. Danach wirft man ihm vor, er habe durch seine doppelzüngige Propaganda, „in der die Worte ‚Krieg‘ und ‚Frieden‘ so oft ihren Sinn vertauscht hätten, bis sie ihn verloren hätten“, die Amerikaner moralisch geschwächt, geistig verwirrt und unheilbare Zwietracht zwischen ihnen gestiftet. Er habe ferner seinem Volke „keine Vision der Zukunft geben können, wie sie Hitler den Deutschen geben konnte“, denn niemand sehe in der atlantischen Erklärung mehr als schöne Worte. Roosevelt hatte Aussicht auf Verständnis im Publikum, wenn er Versäumnisse in der Kriegsvorbereitung mit der Obstruktionspolitik des Kongresses entschuldigte. Allerdings gibt es Anzeichen dafür, daß die rebellischen Elemente im Kongreß durch energisches Vorgehen gegen die Brennpunkte öffentlicher Unzufriedenheit wieder Prestige gewonnen haben. Als Schuldige am enttäuschenden Stande der Rüstungsproduktion — Mangel an bestimmten Rohstoffen, Transportmitteln, Werkzeugmaschinen und Facharbeitern — werden abwechselnd die Gewerkschaften und die Großindustriellen genannt, was den Vorteil hat, daß eine Anklage gegen eine der beiden feindlichen Mächte regelmäßig von der anderen unterstützt wird.

Sieben Jahre...

Ein amerikanischer Publizist erklärte neulich, seine Landsleute hätten sieben Wochen gebraucht, bis sie ihre persönliche Beteiligung am Kriege begriffen hätten, oder, fuhr er fort, „sind es nicht in Wirklichkeit sieben Jahre gewesen?“ Viele Amerikaner sind gewöhnt, den Beginn des „zweiten Weltkrieges“ auf ein viel früheres Datum als den September 1939 zu setzen, die volkstüm-

lichen Chronologien beginnen oft mit dem abessinischen Feldzug. „Sieben Jahre Krieg — und nichts gelernt!“ klagt der Moralprediger, der seinen Lesern die von Roosevelt jetzt so viel getadelte „complacency“, die träge Selbstzufriedenheit austreiben möchte. Es ist schwer zu verstehen, was für eine Ausbildung in soldatischem Denken diese Jahre dem amerikanischen Publikum gegeben haben sollen. Es saß sieben Jahre auf dem sichersten, bequemsten Parkettplatz im großen Welttheater. Sieben Jahre Wochenschauen und Propagandafilme von höchster technischer Vollkommenheit und äußerster Ausnützung aller Momente des Grauens, schmissig geschriebener oder gesprochener Reportagen, unermüdlicher Kriegskorrespondenten, tadelloser Großaufnahmen von Kampf, Tod und Zerstörung in Abessinien, China, Spanien, Finnland, Frankreich, England, Afrika, Balkan, Rußland. Sieben Jahre Zuschauen; und wer es müde wurde, konnte heimgehen und aus dem Rundfunk Tanzmusik beziehen. Sieben Jahre staunende, unwissende Überlegenheit über die barbarische Lebensweise der „armen Verwandten“ da drüben, und die letzten paar Jahre davon noch dazu eine wirtschaftliche Hochkonjunktur, sieben Jahre „It can‘t happen here“. Und unter dem wachsenden Einfluß der Politik Roosevelts sieben Jahre Parteinahme, stolzer und begeisternder Aufwallungen des Mitgefühls und des Protests auf sichere Entfernung, bei vielen gewiß auch des Wunsches, mitzumachen, zu helfen, auch ein Held zu sein. In England als Retter, in Paris als Befreier, in Berlin als Sieger einzuziehen, Lehrer und Beherrscher dieser hochmütigen, faszinierenden Alten Welt zu werden. Welch ein Traum für Millionen Besitzer von kleinen Häusern, Autos, Radio-Empfängern und Kühlschränken, für Millionen, die mit standardisierten Bequemlichkeiten überfüttert waren, ohne Aussicht auf große Erlebnisse, abgesehen von dem Umweg über Filmzelluloid oder bunt bedrucktes Glanzpapier!

Der Präsident Roosevelt, der das psychologische Fingerspitzengefühl des erfolgreichen Parteipolitikers in hohem Maße besitzt, versteht die Empfänglichkeit dieser durch Serien-Zivilisation verarmten Gemüter für starke Worte, hohe Gefühle, wilde und gefährliche Romantik; er kennt ihre Sehnsucht, durch elementare Leidenschaften gerührt und fortgerissen zu werden, vielleicht teilt er sie, vielleicht befriedigt er sie sogar. Die Amerikaner mögen später einmal, nach dem unvermeidlichen Rückschlag ihrer Gefühle, das Spiel unverzeihlich finden, das er mit ihrer emotionellen Labilität getrieben hat, um oberster Kriegsherr zu werden; einstweilen plagt sie vor allem das Mißtrauen, die Prüfung, die sie nun unabänderlich zu bestehen haben, könnte eine ganz andere Vorbereitung erfordern, als er ihnen gegeben hat.

GESANDTER TODOR NEDKOFF, SOFIA:

Der Freiheitskampf der Kaukasier

Die iranische Ebene mit dem Persischen Golf wurde immer als das Tor Indiens angesehen, während der Kaukasus als der Schlüssel zu diesem Tor galt. Deshalb hat Großbritannien bei der Regelung seiner äußeren Verhältnisse durch Verträge oder Koalitionen sowie durch die gegen die russischen Zaren geführten Kriege sich bemüht zu verhindern, daß diese sich dem Tor Indiens näherten. Erst letztlich hat es als Bundesgenosse Sowjetrußlands in dem gegenwärtigen Kriege gegen die Achsenmächte ein militärisches Abkommen mit den Sowjets hinsichtlich Irans geschlossen, durch das Sowjetrußland sich eine größere Freiheit des Handelns, als die Engländer zugestehen wollten, erlauben konnte. Durch dieses Abkommen wurde bei den Iranern die Befürchtung eines endgültigen Verlustes ihrer Unabhängigkeit verstärkt.

Während des ganzen 18. Jahrhunderts begann der Kaukasus immer mehr die Aufmerksamkeit der russischen Staatsmänner auf sich zu lenken. Dies entsprach der Entwicklung der Handelsbeziehungen Rußlands zu Asien, durch das seine Handelswege führen. Für die Eroberung des Kaukasus machte Rußland auch das Motiv geltend, daß dieses Gebiet ihm für seine Sicherheit gegen die Türkei und Persien notwendig sei, die ebenfalls ihren Einfluß im Kaukasus geltend zu machen versuchten. Ende des 18. Jahrhunderts nahm Rußland die Verwirklichung seiner Ziele in Angriff. Die sich in Transkaukasien und hauptsächlich in Grusien abspielenden Ereignisse sollten ihm den gesuchten Anlaß geben. Dieses von innerer Zwietracht und häufigen Kriegen geschwächte Land wandte sich um Hilfe an Rußland, das nun die Gelegenheit ausnutzte, Grusien zu annektieren. Mit der Herstellung der russischen Oberherrschaft in diesem Lande beginnen schwere Zeiten für die kaukasischen Völker, die einen ungleichen Kampf gegen die russische Ausbreitung auf eigene Rechnung unternahmen. Dieser Kampf hat beinahe ein Jahrhundert gedauert. Der Widerstand der nordkaukasischen Völker zu dieser Zeit verdient hervorgehoben zu werden, und zwar einerseits der-

jenigen, die den östlichen Teil, nämlich Daghestan, bevölkern, der Tschetschenzen unter Führung ihres berühmten Chefs Schamyl, und auf der anderen Seite der Völker des westlichen Kaukasus, nämlich des Kuban, der Schwarzmeerküste und des Gebietes um Stawropol, deren Führer Scheik Mansur und Mechmed Emir große Berühmtheit erlangten.

Auf diese beiden Zonen, die ihrer Abstammung, ihrem Geist und ihren Bestrebungen nach verwandt, aber infolge ihrer ungleichen geschichtlichen Schicksale voneinander getrennt sind, konzentrierten sich die Kräfte der Kaukasier, unter denen das Bewußtsein zur nationalen Einheit und Selbständigkeit ihres Staatenlebens ganz klar zum Ausdruck kam.

Dieses Nationalbewußtsein, das sich im Kampf gegen die feindlichen Kräfte widerspiegelte, schuf den inneren Zusammenhalt und die eiserne Disziplin, die zur Einigung aller Kaukasier von der Küste des Kaspischen Meeres bis zu den Quellen des Terek und der Küste des Schwarzen Meeres beigetragen haben mit dem gemeinsamen Ziel, einen gesunden politischen Organismus zu schaffen, der stark genug sein sollte, um dem Druck und dem Aufmarsch des russischen Kolosses Halt zu gebieten.

Diese schwere Aufgabe hat der berühmte kaukasische Führer *Schamyl* auf sich genommen, der zu außergewöhnlichen Maßnahmen griff und alles aus dem Wege schaffte, was die Volkseinigung störte. Schamyl besaß eine große Popularität unter den breiten Massen und fand ihre volle Unterstützung durch seine begeisterte Anhänglichkeit an den Islam, aus dem er die von ihm gepredigten Ideen für Brüderlichkeit und Gerechtigkeit schöpfte. Er war nicht nur ein würdiger Führer, sondern auch ein *Reformator*, der die nationalen Grundlagen des Kaukasus schuf. Als wahrer Volksführer wurde er allmählich unbeschränkter Herrscher, in dessen Händen die Macht und alle Regierungsinitiativen konzentriert wurden, wozu allerdings die örtlichen Bedingungen und die dauernden Kämpfe mit den äußeren Feinden zwangen.

Der Kampf der kaukasischen Völker gegen die russischen Zarenarmeen wurde heldenhaft und sehr oft mit bedeutendem Erfolg geführt. Die militärische, politische und finanzielle Organisation Daghestans und Tschetschans stand auf einer bedeutenden Höhe, aber angesichts der militärischen Überlegenheit des Gegners und den ungünstigen Bedingungen der internationalen Politik blieben alle Bemühungen der kaukasischen Völker, ihre Unabhängigkeit zu erhalten, umsonst. Der Kaukasus wurde unterdrückt. Der

Führer Schamyl fiel in die Hände der Russen, und damit wurde der Sache der kaukasischen Einigung ein tödlicher Schlag versetzt. Manche Kaukasier vom Stamme Adigi, bekannt in der Geschichte unter dem Namen Tscherkessen, setzten auch danach den Kampf um ihre Unabhängigkeit fort, aber auch sie sollten ihren Kopf vor dem stärkeren Gegner beugen. Nach ihrer Unterdrückung verließen viele von ihnen zwangsweise das Land, das sie seit Jahrhunderten bevölkerten, und siedelten in die Türkei oder nach anderen Gebieten über.

Der erste Weltkrieg, in dem Rußland im Westen voll in Anspruch genommen war, schien für die kaukasischen Völker der günstige Augenblick zu sein, um ihre nationalen Bestrebungen zu verwirklichen. Es wurden in dieser Hinsicht Versuche mit einigen Aufständen im Lande unternommen. Außerdem wurde im Juni 1916 eine Konferenz von Vertretern der kaukasischen Völker nach Lausanne einberufen, die öffentlich die Unterdrückungspolitik Rußlands verurteilte und ihr Mitgefühl für das Befreiungswerk aller Kaukasier zum Ausdruck brachte, die untereinander durch Rasse, geographische Lage, wirtschaftliche Interessen und den Islam eng verbunden sind. Die 1917 in Rußland ausgebrochene bolschewistische Revolution unterband diese Versuche und beraubte die kaukasischen Völker jeder Hoffnung auf eine nationale und selbständige Regierung.

Heute stehen die siegreichen Heere des Dritten Reiches und seiner Verbündeten im Kriege mit dem bolschewistischen Rußland. Sie sind Träger der Freiheit für alle unterdrückten Völker. Den Kaukasiern bietet sich jetzt eine Gelegenheit, sich von dem bolschewistischen Joch zu befreien und ihre nationalen Bestrebungen zu verwirklichen.

Der europäische Geist

Ich glaube in Wahrheit mehr und mehr, daß es einen bestimmten europäischen Geist gibt, der außerhalb unseres Europa keine Heimstätte besitzt.

Bernard de Fontenelle,

Französischer Schriftsteller, 1657—1757.

PROF. GIUSEPPE FRISELLA VELLA,
PALERMO:

Der industrielle Aufbau des neuen Europa

Die Entwicklung und Erstarkung der Großindustrie, die bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht, kam zuerst den Ländern an der Atlantikküste zugute. Seit dem Auftreten der USA als Machtfaktor und dem Niedergang der Mittelmeermächte, hatten sie den Handel der Welt an sich gerissen.

Große Kapitalien strömten in die Zentren des atlantischen Europa, besonders nach England, dem es gelungen war, seine Konkurrenten, Frankreich und Holland, zu überflügeln. Die übrige Welt verblieb indessen auf einem Platz, der es ihr lediglich erlaubte, Rohstoffe an England zu liefern, und es so zu bereichern.

Die englische Vorherrschaft jedoch wurde in Europa bald mit Unwillen ertragen. Nachdem Jahrzehnte lang allein England Fabriken im modernen Sinn besessen hatte, gelang es nun Frankreich ebenfalls im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, sich eine industrielle Machtstellung zu schaffen. Auch Deutschland besann sich seiner zahlreichen Rohstoffquellen und errang sich in kurzer Zeit eine feste Stellung in der ersten Reihe der Völker. Nach seiner politischen Einigung vollbrachte auch Italien Wunder auf dem Gebiet der industriellen Organisation.

Schließlich schuf sich jedes Land in Europa sein eigenes nationales Industriesystem, in manchen Fällen ermöglichten Kolonien einen raschen Ausbau, in anderen Fällen entstanden enger begrenzte und künstliche Systeme, die sich nur unter Opfern durch eine gewaltsam begünstigte Ausfuhr halten konnten. Aber die eine wie die andere Lösung mußte fehlerhaft sein, weil sie keine Dauer versprachen. Ein Kolonialreich entwickelt sich nur so lange fort, bis die Kolonien selbständig werden und ihre wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit beanspruchen. Andererseits birgt der künstliche Schutz der Industrie die Gefahr in sich, daß er die Industrie kontrollieren will und ihre organische Entwicklung hemmt, oder daß er nicht aufrecht erhalten werden kann, wenn sich aus irgend einem Grunde keine Ausfuhr mehr ermöglichen läßt.

Die europäische Wirtschaftsordnung des neunzehnten Jahrhun-

derts, bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein, geriet daher bald ins Wanken, obgleich sie durch eine Politik von Handelsabkommen gestützt war, die besser als Verkaufs-Koalitionen gelten können. Schließlich führten diese Gegensätze zum Krieg von 1914, der aber auch keine Befriedigung brachte, da die Zeit für eine endgültige Lösung noch nicht reif war. Dennoch ermöglichte der Krieg viele Erkenntnisse die eine neue Epoche einleiteten. Jetzt erst wurde man sich der Notwendigkeit bewußt, daß alle Länder Europas gemeinsam die wirtschaftlichen Aufgaben lösen müßten, und daß das wahre Wesen der Freiheit nicht darin bestehe, sich abzuschließen, seinen eigenen Weg zu gehen, sondern daß allein aus einer vollkommenen moralischen Disziplin der Gesamtheit der Frieden und das eigene Gedeihen erwachsen könne. Die Erfahrungen aus der Zeit vor dem Weltkrieg, aus den Fehlern der Nachkriegszeit und aus dem Vertrag von Versailles hat die Jugend dazu angespornt, selbst die Ansprüche der modernen europäischen Gesellschaft zu vertreten: Die Jugend Mussolinis beseitigte die Ungerechtigkeiten mit welchen Italien der politische, wirtschaftliche und soziale Ausgleich vorenthalten war, und schuf damit die endliche Freiheit. Die Jugend Hitlers erhob noch lauter die Stimme, um Europa aus der Krise zu retten. Das untrügliche Gefühl für wahre Gerechtigkeit führt heute die europäische Jugend in kühner Begeisterung zusammen. Vor ihren Augen liegt die autarke Zukunft Europas, die sie gegen die starrköpfigen Plutokratien durchsetzen werden.

Das Schicksal des Kampfes ist bereits entschieden. Ein Sieg aber wird die Bewegung der Jugend nicht zum Stillstand bringen, er fordert vielmehr von ihr noch mehr, schwierige Anstrengungen. Das industrielle System der vergangenen Zeit muß beseitigt werden, besonders dort, wo der industrielle Fortschritt durch Kunstgriffe und durch das Opfer der Verbraucher gefördert wurde, und an seiner Stelle muß eine völlig neue Ordnung aufgebaut werden. Es ist nötig, die Industrien gebietsweise zu spezialisieren, und sie, entsprechend der modernen Technik, nach einem sorgfältig ausgearbeiteten kontinentalen Wirtschaftsplan zu rationalisieren.

Auf den Ruinen des zusammenbrechenden Gebäudes wird ein starkes Industriesystem entstehen, das den Bedarf der Europäer, vom ersten bis zum letzten Bürger, in Frieden und ohne durch Zoll oder Schutzsteuer verteuert zu sein, decken wird. Die Jugend wird das Ziel eines erhöhten Lebensstandardes erreichen, indem sie gleichzeitig eine wahre Freiheit verkündet.

STAATSSEKRETÄR DR. HANS FISCHBÖCK,
REICHSKOMMISSAR FÜR DIE PREISBILDUNG:

Die Preispolitik in Europa

Eine europäische Preispolitik in dem Sinne, daß gemeinsame Richtlinien für ganz Europa bestehen und gleichmäßig durchgesetzt werden können, gibt es noch nicht. Die einzelnen Länder müssen vielmehr vom Gesichtspunkt der Preispolitik verschieden beurteilt und von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Diese Vielseitigkeit und Dezentralisierung, die für die Preispolitik in Europa gelten muß, schließt jedoch eine *einheitliche Zielsetzung* nicht aus. Der gemeinsame Gedanke, der das gesamte Wirtschaftsleben in Europa beherrschen muß, aber ist die Beseitigung aller Reibungen und die bestmögliche Ausnutzung der europäischen Wirtschaftskräfte sowie die zweckmäßige Verteilung der in Europa produzierten Werte.

Wenn heute die Preisfrage stärker im Vordergrund steht als früher, so hat das seinen Grund darin, daß im europäischen Raum der Preis die *Grundlage der Währung* geworden ist und die Stabilität einer Währung nach den Gütern und Leistungen beurteilt werden muß, die für die Währungseinheit erworben werden können. Grundsätzliche Änderungen im Preisgefüge müssen daher vermieden werden. Das setzt zunächst voraus, daß sich die Inlandwirtschaften mit dem Egoismus des einzelnen auseinandersetzen; denn die durch den Krieg hervorgerufene Situation schafft auf allen Gebieten demjenigen, der irgend etwas anzubieten hat, die Möglichkeit, diese Situation auszunutzen und entsprechend hohe Gegenwerte zu verlangen, das heißt also, die Preise in die Höhe zu treiben. Diesen Einzelegoismus zu brechen, ist die Aufgabe einer Preispolitik, die stabile Preise im Inland sichern will.

Es gibt aber auch einen Egoismus, der auf dem Gebiet der zwischenstaatlichen Wirtschaft von ähnlichen Überlegungen ausgeht und zu ähnlichen Konsequenzen führt, wenn zum Beispiel versucht wird, die quasi-monopolistische Stellung, die heute jedem Lande zukommt, das überhaupt der Kriegswirtschaft etwas Brauchbares liefern kann, zu unberechtigten Preiserhöhungen andern Ländern gegenüber auszunutzen. Es ist gelegentlich behauptet worden, daß ein solcher „internationaler Preiswucher" ein Mittel

zur Hebung des zwischenstaatlichen Warenverkehrs darstellt. In Einzelfällen mag das auch der Fall gewesen sein. Oft sind es sogar die Käufer selbst gewesen, die hohe Preise aus der Überlegung heraus geboten haben, daß dadurch die Verkäufer des betreffenden Landes geneigter gemacht werden, ihre Waren für den Export zur Verfügung zu stellen, und nicht den Inlandsmarkt beliefern, wo weniger günstige Bedingungen geboten werden. Dazu kommt noch, daß, wie die gegenwärtigen Verhältnisse gestaltet sind, die Käufer direkt oder indirekt öffentliche Mittel zur Verfügung haben und dadurch leichter veranlaßt sind, möglichst viel und möglichst rasch und möglichst große Mengen von bestimmten Waren an sich zu bringen. Es ist also dieses Hochtreiben der Preise im internationalen Verkehr eine Erscheinung, die nicht nur dem Exportland zur Last gelegt werden kann und muß, sondern auch durch den Käufer in gleicher Weise beeinflußt wird. Wenn wir aber von Preiswucher sprechen, so wird damit schon eine Kritik zum Ausdruck gebracht und angedeutet, daß es sich hier um Preise handelt, die nicht in Ordnung sind.

Es fragt sich nun, welcher Preis als angemessen anzusehen ist. Jedenfalls kein höherer Preis als der aus den tatsächlichen Kosten gerechtfertigte. Die im Inlandverkehr beobachteten Nachteile des Kostenpreises gelten aber auch für den zwischenstaatlichen Warenverkehr. Daher ist es auch hier wünschenswert, zu einem Leistungspreis, das heißt zu einem festen, ziffernmäßig ausgedrückten Preis zu gelangen, was um so leichter ist, als Einfuhrgüter vielfach typisiert sind, so daß die Bildung von Festpreisen auch möglich ist. Darüber hinaus bedarf es einer wirksamen Preiskontrolle in den einzelnen Ländern. Eine solche Preiskontrolle kann allerdings nur durchgeführt werden, wenn in einem Lande die ordnungsmäßigen Voraussetzungen in Gestalt einer Marktordnung und eines Verteilungsapparates bestehen, die die Gewähr dafür bieten, daß erlesene Regelungen innegehalten werden. Man braucht weiter zur Durchführung dieses Systems einen Kontrollapparat, der einwandfrei und unbestechlich funktioniert und der den Willen der Staatsführung auch dort durchsetzt, wo einzelne widerstreben.

Die Verschiedenheit der Gestaltung in den einzelnen Ländern bedingt auch hier praktische Abweichungen, denen man Rechnung tragen muß. Nichtsdestoweniger ist es notwendig, daß trotz dieser verschiedenen Situationen der Versuch gemacht wird, für ganz Europa eine *gemeinsame Linie* anzusteuern. Wenn schon Verschiedenheiten in der Durchführung bestehen, muß grundsätzlich

wenigstens versucht werden, ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Ein europäischer Preisstop für den zwischenstaatlichen Warenverkehr könnte sich ebenso nützlich auswirken wie die in vielen europäischen Ländern bereits erlassenen Stopvorschriften für den Inlandverkehr.

Die Wirksamkeit dieses in einer Reihe von zwischenstaatlichen Abmachungen bereits verankerten Grundsatzes wird allerdings wesentlich beeinflußt durch die Entwicklung des inländischen Preisgefüges der betreffenden Länder, denen es auf die Dauer schwer fallen würde, ihrer Verpflichtung zur Aufrechterhaltung stabiler Preise nachzukommen, wenn das Inlandpreisniveau nicht auf der gleichen Basis festgehalten wird. Wenn zwei Länder sich gegenseitig verpflichten (und das ist in einigen Verträgen geschehen, die in Europa abgeschlossen wurden), in ihrem gegenseitigen Verkehr die Preise festzuhalten, also nicht zu erhöhen, und wenn dann in einem dieser Länder in dem inländischen Preisgefüge eine wesentliche Veränderung dadurch erfolgt, daß bedeutende Preissteigerungen eintreten, dann wird es diesem Lande außerordentlich schwer werden, seine Verpflichtungen zu erfüllen.

Es gibt aber noch, wenn Schwierigkeiten der geschilderten Art eintreten, ein anderes System, das ebenfalls praktisch bereits mehrfach zur Anwendung gebracht wurde, nämlich das System der beiderseitigen Erhöhung der Preise in den beiden Ländern, zwischen denen ein Vertrag besteht. Hiermit wird dann ein zwischenstaatlicher Ausgleich geschaffen. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß, wenn eine solche Vereinbarung geschlossen wird und in der Praxis einen größeren Umfang angenommen hat, währungspolitische Gefahren bestehen. Wenn es sich nicht um eine vorübergehende Preissteigerung handelt, mit deren baldigem Ende zu rechnen ist, dann bedeutet dies doch, daß die Währung beeinträchtigt ist. Vereinbarungen solcher Art sind also vom Währungsstandpunkt aus unerwünscht und bedenklich.

Auch die Festsetzung endgültiger Währungsrelationen in Europa geht von der Annahme aus, daß die Bemühungen um die Stabilhaltung der Preise für den zwischenstaatlichen Warenverkehr von Erfolg begleitet sind. Sollte dies nicht der Fall sein und sollten sich nennenswerte Abweichungen der Preise ergeben, dann wird wohl die Frage aufgeworfen werden müssen, ob es möglich ist, die festgesetzten Kurse aufrechtzuerhalten, wenn die Voraussetzungen dafür nicht mehr gegeben sind. Die Aufgabe muß daher sein, an der Stabilhaltung der Preise in Europa mit allen Kräften zu arbeiten.

MARSCHALL ANTONESCU:

Politische Aphorismen

Volk und Staat

Jene Völker, die ihre Geschichte mit dem eigenen Herzblut niederschreiben, verstehen aus ihrem Glauben Gotteshäuser und aus ihren Opfern Helden zu gestalten.

*

Diejenigen, die in Erfüllung ihrer Pflicht sterben, stehen und bleiben neben unseren heiligen Bildern, den leuchtenden Ikonen des Vaterlandes.

*

Die Helden und Märtyrer sind für das Volk, was die Propheten für die Religion und die Heiligen für die Kirchen sind. Sie sind die Ringe, durch die die Kette ewigen völkischen Seins geschlossen wird.

*

Nur wenn man seine historischen Rechte kennt, kann man den Willen seines Volkes in das Buch der Geschichte schreiben.

*

Nur wenn man den Glauben seiner Vorfahren schätzt, wenn man ihn kennt, ihm nacheifert, fühlt man sich nicht allein, fühlt man sich nicht schwach, nur dann können einen die vorübergehenden Umwälzungen nicht erschüttern.

*

Drei Gebote wollen wir beherzigen: Einigkeit, Ordnung, Arbeit!

*

Glaube und Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Arbeit, Ehre und Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Menschlichkeit aller Diener des Vaterlandes, vom höchsten bis zum letzten, bilden das heilige Buch unserer Pflichten.

*

Auf sozialem Gebiet bildet die Familie die Grundlage des Staates.

*

Das Gesetz der Treue, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Zucht, das Gesetz der Arbeit, das Gesetz der strengen Erziehung, das Gesetz des Schweigens, das Gesetz der nationalen Gemeinschaft und der gegenseitigen Hilfe, wie auch das Gesetz der Ehre, werden die Grundsteine des morgigen Staates bilden.

An die Jugend

Die Jugend ist das Reinste und das Edelste eines Volkes.

*

Unser Weg ist die Ehre.
Unsere Kraft ist die Arbeit.
Unsere Waffe ist das Opfer.
Unser Heim ist der Glaube.
Unser Gold ist das Vaterland.
Unser Ziel ist der Erfolg.

*

Ein einziger Überschwang: der des Opfers.
Ein einziger Schmuck: der der Ehre.

Erziehung und Kultur

Die Zukunft eines Volkes liegt im Schatze seiner Kultur, den die Vergangenheit auf den Seiten der Bücher und in den Lehren der Weisheit aufspeichert.

Und wie man ein Wohnhaus nicht ohne Seele und Ziegeln bauen kann, so muß die Erleuchtung durch die Bücher und die Disziplin der Arbeit als Grundsteine in der Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten und der Völker betrachtet werden.

*

Kultur ist ein Ergebnis von Zivilisation, das nicht von heute auf morgen erreichbar ist. Durch Nachahmung fremder Kultur läßt sich keine wahre nationale Kultur schaffen, die sich notwendig im Rahmen der eigenstaatlichen Bedürfnisse entwickeln muß.

Durch Kultur kommt man zur Selbstbesinnung über die nationale Sendung inmitten der anderen Völker.

Nur durch Kultur können wir in der Welt den Platz einnehmen, der uns nach Recht und Billigkeit dank Begabung, Willenskraft und unserem fanatischen Glauben, daß keine fremde Kultur uns den Boden entreißen kann, der der unsere ist und der unser bleiben wird, gebührt.

*

Kultur ohne Seele ist wie die von Wolken verhangene Sonne. Sie leuchtet, aber sie erwärmt nicht.

*

Die großen Völker und großen Volksführer schafften sich ihren Weg zur Geschichte nur, nachdem ihnen die Macht der Bücher und der Arbeit den Horizont der Zukunft weit geöffnet hatten.

Für die neue Welt

Die wahren Revolutionen sind vorwärtsdringende Ideen, sind Siege des Lichtes über die Finsternis des Aufruhrs.

Glaube und Arbeit, Treue in der Erfüllung der Lebensbedürfnisse der Volksmassen durch eine gerechte Verteilung der Rechte, dies wird der Horizont der neuen Welt sein.

*

Heute, im großen Ringen der Welt, werden für die Zukunft der Völker Jahrhunderte überdauernde Formen geprägt.

Seien wir wachsam, seien wir derer würdig, die für das Schicksal der Nation starben, seien wir Rumänen!

*

Alle Völker müßten eine wahre nationale Religion besitzen, die den Wegbereitern der Nation, ihren Helden und Blutzeugen geweiht ist.

Gerechtigkeit und Menschlichkeit

Unbedingter Anspruch auf sein Recht ist einem jeden zuzubilligen, der ihn wirklich hat, und muß jedem, der ihn fordert, ohne irgend einen Versuch der Einschränkung zugute kommen. Gerechtigkeit wird wohl auf Grund geschriebener Gesetze geübt, ist aber darüber hinaus auch nach sittlichen und seelischen Geboten zu schaffen. Die einen zum Nachteil anderer zu begünstigen, ohne Verdienste und besonders auch ohne Lasten zu berücksichtigen, ist sicherlich ungerecht.

Es ist unzulässig, daß jemandem das Recht, das er hat, vorenthalten werde. Wer Gerechtigkeit fordert, kann sie nicht von vorneherein selbst bestimmen. Sie ist vielmehr von den dazu Berufenen mit klugem Ermessen abzuwägen und zu rechter Zeit mutig und entschieden dem, dem sie zukommt, zuzuerkennen.

*

Jeder Vorgesetzte hat sich seinen Untergebenen gegenüber der Menschlichkeit zu befleißigen. Menschliches Empfinden darf auch im Heeresdienst, wo in manchen Fällen die nötige Zucht besonders harte Anforderungen stellt, nicht fehlen. Menschliches Mitgefühl wird vom Untergebenen mit Liebe zur Arbeit, Vertrauen in den Vorgesetzten, innerer Teilnahme an allem, was er zu leisten hat, erwidert werden, wird ihn mit Stolz empfinden lassen, daß man ihn als Menschen achtet, wird ihm Persönlichkeit verleihen. Vorgesetzte jeden Ranges haben solche Regungen ständig und bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu fördern und in jedem Untergebenen das Gefühl persönlicher Würde nach Möglichkeit zu stärken.

*

Wir können nichts Dauerhaftes schaffen, wenn wir die Gesetze der Menschlichkeit und des Lebens nicht achten.

RAIMUND FÜRST MONTECUCCOLI,
ITALIENISCH-DEUTSCHER FELDHERR, 1609–1680:

Soldatisches Brevier

Die Kriegskunst ist die Kunst, gut zu kämpfen, um zu siegen, entweder um sich zu verteidigen, was dann Defensivkrieg heißt, oder um anzugreifen, was dann Offensivkrieg heißt, oder um sich zu verteidigen und anzugreifen, was dann ein gemischter Krieg ist. Diese Kunst steht höher als alle anderen Künste; ohne sie kann die geringste Sache nicht bestehen, oder zu ruhigem Gebrauche dienen; das Vaterland, die Freiheit, die Bürger, selbst die Könige begeben sich unter den Schutz und Schirm der kriegerischen Tapferkeit.

*

Ein General muß hauptsächlich bedacht sein, die Zuneigung seiner Soldaten zu gewinnen.

Man gewinnt die Soldaten, wenn man sie bald Mitkämpfer, d. h. Kriegsgenossen, bald Brüder nennt und sich noch anderer sie ehrender Bezeichnungen bedient, wenn man Tafel hält und die mit sich essen und trinken läßt, die man ehren will, wenn man selbst die Hand ans Werk legt, an den Arbeiten, Strapazen und Entbehrungen teilnimmt, welche die Soldaten ertragen, denen Ehre bezeugt, welche Anstrengungen leicht ertragen, besonders weil jeder weiß, daß das, was er leistet, von den Menschen gesehen wird, weiter indem man in persönlichen Angelegenheiten gerecht, nicht parteiisch ist, indem man vor der Front immer frisches Wesen und Fröhlichkeit, in Kleidung und Worten Stolz und Würde zeigt.

*

Die Zügel der militärischen Disziplin soll man niemals nachlassen. Wenn die Soldaten sehen, daß ihre Vorgesetzten die Gefahren und Beschwerden des Krieges mit ihnen teilen, so werden sie sie freudig ertragen, denn man liest wohl, daß viele Führer durch genaue Einhaltung der militärischen Disziplin große Schwierigkeiten überwunden und rühmliche Siege davongetragen haben und daß viele andere, weil sie die Disziplin vernachlässigten, schmähliche Niederlagen erlitten haben; man hat aber niemals gelesen, daß die Aufrechterhaltung der Disziplin den Verlust einer Schlacht oder das Mißlingen einer Unternehmung verschuldet habe;

eine Sache muß tausendmal beobachtet werden, damit sie einmal Nutzen bringe.

Es ist unmöglich, daß derjenige, der dem Luxus und der Weichlichkeit ergeben ist, denke und handle, wie es einem *Manne* geziemt, denn wer ein bequemes und an Genüssen reiches Leben führt, schätzt dieses sehr und hält es teuer; er weicht daher Gefahren aus, um es nicht zu verlieren. Wer aber ein tätiges, arbeitsames Leben führt, schlägt es nicht hoch an, setzt es Gefahren aus, weil ihm das Leben selbst gleichgültig ist.

*

Der Soldat soll in *Worten, Kleidern* und *Taten* bescheiden auftreten.

In *Worten*, damit die Soldaten keine eitlen Maulmacher, wie man sagt, Prahler und Aufschneider seien, die bei Gastmählern und in Gesellschaften, wenn vom Feinde die Rede ist, kaum ihre Hände zurückhalten können, wenn sie aber mit ihm zu tun bekommen, kaum seinen Anblick vertragen, denn es ist gewiß, daß die Faulsten und Feigsten und in Gefahren wenigst Kühnen am meisten aufschneiden und mit der Zunge die Kampflustigen sind. Denn der Hund, der bellt, beißt nicht; die tüchtigen Menschen aber sind bei der Tat zur Hand, vor derselben aber still und ruhig, weil ihr tapferer, alle Geschwätzigkeit verschmähender Charakter alle Kampflust auf den Kampf selbst verschiebt.

In den *Kleidern*, denn der Soldat soll martialisch aussehen, nicht in Gold und in Silber geätzt, sondern mit Eifer und Mut gewappnet sein. Tilly tadelte einen Offizier mit verletzenden Worten öffentlich, weil er mit einem zu kostbaren und zierlichen Kleid angetan war. Jeder Ort und jeder Zeitpunkt hat sein Besonderes; der Hofmann ist ein anderer und ein anderer der Soldat; ein Kleid, das unter Damen gut steht, paßt nicht in die Reihen der Soldaten; das Feldlager verträgt nicht den feinen Geschmack des Hofes. Der Soldat vermeide also seidene Kleider, weibischen Schmuck und andere überflüssige Dinge, die, wie es scheint, zu der Rauheit der Waffen und zum Gewicht des Kürasses nicht passen; im übrigen aber sei die Kleidung anständig und nett, geschmückt mit freiwallenden Federn nach neuer Mode.

In den *Handlungen*, damit die Soldaten nicht nur den Befehlsworten, sondern auch den Winken des Hauptmanns gehorsam seien, seine Befehle nicht lieber auslegen als befolgen wollen, denn die Dienste sind unter die Führer und Soldaten geteilt; diese sollen Waffen und Mut haben, jenen ist die Leitung und die Überwachung der Eigenschaften dieser zu übertragen; es ist weit mehr Sache des Militärs, zu gehorchen, als an den Befehlen ihrer Führer

Kritik zu üben; Wollen, Halten und Gehorchen sind es, die ein gutes Militär ausmachen.

Die Belohnungen und Strafen sind absolut nötig, um die Braven aufzumuntern, Gutes zu tun, um die Schlechten vom Übeltun abzuhalten.

Da Nachsicht und Geschenke die Liebe des Heeres nur scheinbar machen und nach und nach unmerklich die militärische Strenge und Disziplin vermindern, so sind auch Strafen nötig, damit die Strenge der Leibesstrafe die schlechten Subjekte von Missetaten abhalte; die militärische Disziplin aber bedarf einer harten Gattung von Strafen, denn die Kraft liegt in den Waffen, die, weichen sie einmal vom rechten Wege ab, unterdrücken, wenn sie nicht selbst unterdrückt werden. Strafe und Furcht bessern die Soldaten in den Quartieren; im Felde tun es Hoffnung und Belohnung.

*

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Hochschätzen der Tapferkeit und dem Geringschätzen des Lebens. Es ist wohl wahr, daß die kriegerische Tüchtigkeit der Körperkraft bedarf und der körperlichen Rüstigkeit und daß da, wo die Menschen größer und kräftiger geboren werden, sie auch geeigneter sind, zum Kriegsdienst herangezogen zu werden. Zur kriegerischen Tüchtigkeit aber wird ein Volk durch Gesetze, Erziehung, Gewohnheiten, Religion, richtige Unterweisung, durch Ehren, Lob, seine Geschichte, seine Dichter, durch Strafen, Spiele und seine Lebensart erzogen.

*

Der Kampf wird mehr mit dem Geist als mit dem Körper geführt, daher ist die große Zahl nicht immer nützlich, und es ist nötig, sich wohl vorzusehen, daß die ersten ins Gefecht kommenden Truppen sich tapfer halten, denn wenn die ersten Kämpfer mit der Flucht beginnen, dann erschreckt ihre Flucht sehr leicht die andern und benimmt ihnen den Mut, es wäre denn, daß sie schon wüßten, es geschehe absichtlich und aus Kriegslist, um den Feind aus seiner vorteilhaften Stellung zu locken und ihn zu veranlassen, uns in Unordnung zu verfolgen.

Das beste Mittel, jede Unternehmung und Kriegslist gelingen zu machen, ist Schnelligkeit und Behendigkeit, Tugenden, die vor allen anderen Alexander und Cäsar zugeschrieben werden, die, wohl wissend, daß Aufschub dem Bereitstehenden immer Schaden und Verschlimmerung seiner Lage, dem anderen Teil aber Zeit bringen, sich bereitzumachen, zu ordnen, und dem Gegner entgegenzustellen, wie Blitze hinter ihren Gegnern her waren.

*

Für den Frieden führt man Krieg.

JOHANN AUGUST SCHLETTWEIN,
DEUTSCHER VOLKSWIRTSCHAFTLER, 1731 – 1802:

Die Ursachen der Kriege in Europa

Der erste Grundsatz, der immer Unruhen und Kriege stiften muß, ist der Grundsatz von der Erhaltung des Gleichgewichts der Macht der europäischen Staaten.

Diese Idee aber, wie sie ausgedrückt worden, ist nicht allein für Europa, sondern für das ganze menschliche Geschlecht die gefährlichste, die jemals in eine menschliche Seele kommen konnte.

Auf ewig ist alle Gerechtigkeit und aller Friede von dem Erdboden verbannt, wenn die Politik dieser Idee Raum läßt und nach derselbigen zu handeln fortfährt. Es wird dadurch ein Feld geöffnet, in welchem die Herrsch- und Ruhmsucht, die Willkür, die Kabale und Schikane der Minister ewige Nahrung finden, und welches immer und unaufhörlich neuen Samen des Krieges trägt.

Gewiß kann die Welt nicht leicht über zehn oder zwanzig Jahre Ruhe genießen, wenn diese Idee vom Gleichgewicht der Macht herrscht. Sie macht die Staaten unaufhörlich eifersüchtig und neidisch aufeinander. Immer schielt der durch diese Idee belebte Minister auf die Unternehmungen, Begebenheiten und Umstände hin, durch welche ein anderer Staat glücklicher und mächtiger wird oder werden könnte.

So führt der sehr unbestimmte Begriff vom Gleichgewicht der Macht, den ich hier beurteilt habe, auf die ungerechtesten und verderblichsten Maßregeln der europäischen Staaten gegeneinander. Er wirkt eine ungerechte und unedle Politik, die ihr Werk in Mißtrauen, Ränken und Schikanen hat.

Der zweite Grundsatz, welchen die falsche Politik bisher in die meisten Kabinette Europas zum Verderben der Menschheit eingeführt hat, besteht darin, daß ein Staat trachten müsse, seine Mitstaaten so arm zu machen und ihre Armut so weit zu vergrößern, wie es möglich ist.

Gewiß ist es der unedelste Sinn und Vorsatz eines Menschen, planmäßig so zu handeln, damit er alles Gute für sich allein habe und der Mitmensch an dem gleichen Guten immer mehr Mangel leiden solle!

Ich will an einem besonderen Beispiel zeigen, daß England, gerade der Staat in Europa, der sich von den Grundsätzen der

Gemeinschaft der Nationen am meisten entfernte, in den Einschränkungen der Schiffahrt und des Handels anderer Staaten den Hauptgrund seines Reichtums und seiner Größe zu finden glaubte. Die einzige Ursache, warum England wider die Gemeinschaft der Nationen stand, ist jene verderbliche Politik, durch die es seit etwa hundertvierzig Jahren die übrigen europäischen Staaten gewiß nicht mit der schuldigen Gerechtigkeit behandelt und ihnen die von dem allgemeinen Beherrscher der Erde allen Nationen verliehene Freiheit des Handels und der Schiffahrt willkürlich eingeschränkt hat und noch immer einzuschränken fortfährt. Aber eben diese Politik ist es, welche, indem sie den übrigen Staaten den Weg zu ihrem Glück versperrt, England selbst des Segens an einer glückseligen Volksmenge beraubt und mit so ungeheuren Lasten beschwert hat, daß dadurch die Anzahl der Armen, Unglücklichen und Bösen notwendig unaufhörlich vergrößert werden muß. —

Es gibt ein System in der Staatswissenschaft, welches alle feindseligen Prinzipien auf alle Ewigkeiten verbannet, das Glück eines jeden Staates in die volkommenste Sicherheit setzt und unaufhörlich vergrößert und den Frieden allen Staaten gleich interessant und wert macht. Das ist jene einzige große Ordnung, welche alle Völker und Nationen durch das schöne Band der Gemeinschaft miteinander vereinigt, und deren Gesetze alle ohne Unterschied auf gegenseitige Gerechtigkeit und auf eine uneingeschränkte wechselseitige Mitteilsamkeit der Genießungen abzielen.

Auf den Willen der Großen der Erde kommt es unmittelbar allein an, ob dieses Gemeinschaftssystem hergestellt und Europa des daraus fließenden Segens teilhaftig werden soll; außer und ohne diesen Willen kann kein Plan zu einem festen Frieden jemals verwirklicht werden.

Unser europäisches Gemeinwesen

Unser europäisches Gemeinwesen hat sich noch niemals dem Gebote der reinen Gewalt unterworfen, noch ist es in jedem Moment mit Ideen erfüllt gewesen. Es kann kein wichtiges Unternehmen gelingen, keine Macht zu allgemeiner Bedeutung emporsteigen, ohne daß zugleich den Geistern das Ideal einer hervorzubringenden Weltordnung erschiene.

Leopold von Ranke,
Deutscher Historiker, 1795—1886.

Der Weg zur Weisheit

Die Lehren der Philosophie sind die Augen des Geistes, und sie leuchten gewissermaßen voraus, damit Du siehst, was zu tun und zu lassen ist. Großen Nutzen bringt freilich eine fortgesetzte Übung in den verschiedenen Dingen, aber nur dem Weisen, der sich mit den Lehren über die rechte Art der Ausführung wohl bekannt gemacht hat. Bedenke doch, wie diejenigen gerungen und was sie ihr ganzes Leben lang ausgestanden haben, die es durch die bloße Lebenserfahrung zu einer gewissen, freilich immerhin kläglichen Einsicht gebracht haben.

Laßt uns also dieses dreifache Band verknüpfen, so daß die Lehre der Natur die *Richtung* gibt und die Übung die Lehre zur *Durchführung* bringt. Schon bei den übrigen Lebewesen gewahren wir, daß ein jedes das am leichtesten lernt, was seiner Natur am meisten entspricht.

Dieser oder jener hat eine ganz besondere Veranlagung, wie man ja auch sagt, daß dieser für die mathematischen Wissenschaften, ein anderer für die Theologie oder Rethorik oder Poesie, jener für den Kriegsdienst geschaffen sei. So gewaltig fühlen sich manche zu gewissen Studien hingezogen, daß sie durch keine Schwierigkeiten von ihnen abgeschreckt werden; oder sie empfinden eine solche Abneigung davor, daß sie eher ins Feuer gehen als mit einem so widerwärtigen Fache sich beschäftigen möchten.

Wie die Schiffahrt leicht vonstatten geht, wenn Strömung und Wind günstig sind, so werden wir auch leichter in den Fächern unterrichtet, zu denen die Neigungen unseres Geistes uns hinführen.

Diejenigen sind im Irrtum, die da meinen, die Natur habe dem Menschen keine Merkmale gegeben, wonach man auf sein Talent schließen kann; sie versündigen sich aber, wenn sie dieselben nicht beachten.

Im übrigen hängt die theoretische und praktische Ausbildung ganz von unserem Fleiß ab. Wie weit es die Wissenschaft bringen kann, zeigt besonders der Umstand, daß wir täglich durch Maschinen und andere künstliche Vorrichtungen Lasten heben sehen, welche sich sonst durch keine Kräfte hätten bewegen lassen. Wie wichtig aber die Übung ist, beweist genugsam jenes mit Vorliebe angeführte Sprichwort eines alten Weisen, wonach der Sorgfalt und dem Nachdenken alles zugeschrieben wird.

Nicht jeder, wirst du sagen, hat Zeit und Lust zu einer so mühsamen Arbeit. Aber, guter Freund, so laß uns doch einmal erwägen, wieviel Zeit uns mit Glücksspielen, Gelagen, Schauspielen und Torheiten verloren geht, und dann glaube ich, werden wir uns schämen, einzuwenden, daß wir keine Zeit übrig hätten für eine Angelegenheit, die mit Hintansetzung aller übrigen betrieben werden müßte. Es reicht zu allen Verrichtungen die Zeit, wenn sie nur, wie sich's gebührt, sorgsam eingeteilt wird.

Der erste Schritt zum Lernen ist die Liebe zum Lehrer. Im Laufe der Zeit wird der, welcher zunächst die Wissenschaft um des Lehrers willen zu lieben angefangen hatte, den Lehrer um der Wissenschaft willen lieben. Denn gleichwie so manche Geschenke gerade deswegen so hoch gehalten werden, weil sie von solchen herrühren, die wir besonders hoch schätzen, so werden auch die Wissenschaften denen, welchen sie vermöge eigener Wertschätzung noch nicht gefallen können, durch die Zuneigung zum Lehrer angenehm gemacht. Sehr richtig hat Isokrates gesagt, daß der am meisten lerne, welcher lernbegierig sei. Gern aber lernen wir von denen, die wir lieben.

Nie kann man früh genug beginnen, was niemals ausgelernt wird; solange wir leben, müssen wir lernen. Nun läßt sich in den übrigen Dingen der durch Versäumnis entgangene Gewinn durch Strebsamkeit allenfalls wieder einbringen. Die Zeit aber, die einmal entschwunden ist — und sie fliehet pfeilgeschwind — kann durch keine Zaubermacht zurückgerufen werden.

Willst Du sehen, wieviel darauf ankommt, ob jemand frühzeitig zur Bildung herangezogen wird oder nicht, so betrachte, wieviel Großes die Alten schon in der Blüte der Jahre geleistet haben. Ovid schrieb seine Liebeslieder als ganz junger Mann. Wer vermöchte jetzt ähnliches als Greis? Alexander hatte bereits als Jüngling außer der Beredsamkeit das ganze Gebiet der Philosophie sich zu eigen gemacht, und hätte nicht die Lust am Kampf und der Reiz des Herrschens dieses Genie fortgerissen, er hätte unter den größten Philosophen einer der ersten sein können. Manche Kaiser — sowie auch Cicero, Vergil und Horaz — haben in jungen Jahren sowohl auf den Gebieten der Wissenschaft als in der Redekunst so Großes geleistet, eben weil sie die Feinheit der Sprachen im Elternhause, die höheren Wissenszweige wie Poetik, Rhetorik, Geschichte, Altertumskunde, Arithmetik, Geographie, Ethik, Politik und Naturkunde schon in früher Jugend von gründlich gebildeten Männern gelernt haben.

Mit diesen Ausführungen will ich sagen, welch wechselvolle und mühselige, aber auch welch herrliche Sache die Bildung ist.

BERNARD DE FONTENELLE,
FRANZÖSISCHER SCHRIFTSTELLER, 1657 — 1757:

Über das Glück

Die meisten Dinge sind sehr zweifelhafter Natur, und obgleich sie sich uns sehr schnell als Vorzüge oder Nachteile darstellen, kennen wir nicht zuverlässig ihre Natur. Manch ein Ereignis ist einem zuerst als ein großes Unglück erschienen, und hinterher wäre man sehr betrübt gewesen, wenn es nicht eingetreten wäre; und wenn man gewußt hätte, was es nach sich ziehen würde, hätte es uns sicher entzückt. Und jetzt muß man nachträglich seinen Kummer bedauern! Man darf sich also nicht beeilen, sich zu betrüben; warten wir ab, was sich aus dem, was uns so schlimm erscheint, weiter entwickelt. Aber andererseits kann das, was uns angenehm erscheint, auch etwas Schlimmes nach sich ziehen oder in sich bergen und — man darf sich also nicht beeilen, sich zu freuen? Das folgt nicht notwendig daraus, denn man braucht nicht dieselbe Strenge gegen die Freude wie gegen den Kummer walten zu lassen.

Damit das Gefühl des Glückes in unsere Seele einziehen kann, muß die Stätte gesäubert und alle bloß eingebildeten Übel verscheucht worden sein. Wir sind von einer unendlichen Geschicklichkeit, solche Übel zu erschaffen, und sind sie erst vorhanden, ist es schwer, uns von ihnen zu befreien. Die eingebildeten Übel entspringen aus einer falschen oder wenigstens fragwürdigen Denkungsart. Unehre ist kein eingebildetes Übel, aber der Schmerz. Es gibt manchen Menschen, dessen Leben durch einen derartigen Kummer vergiftet wird. Die hauptsächliche Kraft dieser Art von Ungeheuern besteht darin, daß man sich ihnen unterwirft, ohne es zu wagen, sie anzugreifen oder auch nur ins Auge zu fassen: denn wenn man sie einige Zeit mit festem Auge betrachten würde, wären sie bereits halb überwunden.

Ziemlich häufig fügen wir zu den wirklichen Übeln eingebildete Umstände hinzu, die sie verschlimmern. Hat ein Unglück irgend etwas Besonderes, so betrübt es uns nicht nur durch sein bloßes Vorhandensein, sondern seine Besonderheit reizt und erbittert uns. Wir stellen uns ein Schicksal vor, das Kunst und Scharfsinn darauf verwendet, uns ein Unglück besonderer Art zu bereiten. Aber was ist das alles? Gebrauchen wir ein bißchen Verstand, und diese Gespenster verschwinden. Ein Unglück gewöhnlicher Art ist nicht geringer. Ist ein Mensch, der als hunderttausendster die Pest

hat, weniger beklagenswert, als einer der eine sonderbare und unbekannte Krankheit hat?

Freilich sieht man die gewöhnlichen Unglücksfälle voraus; das mildert uns vor allem die Vorstellung des Todes. Aber was hindert uns, im allgemeinen vorauszusehen, was wir besondere Übel nennen? Man muß sich darauf gefaßt machen, irgend eines zu erdulden; es gibt fast keinen, der nicht das seine hat.

Es ist ein eingebildeter Umstand, den wir mit Vorliebe unseren Kümmernissen beifügen, zu glauben, wir seien untröstlich. Wohl ist diese Überzeugung zuweilen eine Art von Linderung und Trost, so bei den Schmerzen, die einem Glanz verleihen, wie bei solchen, wie wir sie über den Verlust eines Freundes empfinden. Sich dann für untröstlich zu halten, bedeutet, sich das Zeugnis auszustellen, daß man zärtlich, treu und beständig ist. Aber bei den Leiden, bei denen keine Eitelkeit die Betrübnis unterhält, wollen wir uns wohl hüten zu glauben, er müsse ewig sein. Wir sind nicht vollkommen genug, um immer betrübt zu sein; unsere Natur ist zu veränderlich, und diese Unvollkommenheit ist eines ihrer Hauptverjüngungsmittel.

Bevor also die Übel eintreffen, muß man sie voraussehen; wenn sie eingetroffen sind, muß man voraussehen, daß man sich darüber trösten wird. Das eine kürzt die Heftigkeit der ersten Qual, das andere die Dauer des Gefühles ab; man hat sich darauf gefaßt gemacht, zu leiden, und wenigstens erspart man sich dadurch eine Ungeduld, eine innerliche Auflehnung, die nur dazu dient, den Schmerz zu verbittern; man macht sich darauf gefaßt, nicht lange zu leiden, und von Stund an nimmt man eine glücklichere Zeit, die stets sich später einstellen wird, vorweg.

Ein großes Hindernis des Glückes ist es, sich auf ein zu großes Glück gefaßt zu machen. Stellen wir uns vor, man habe, ehe wir geboren wurden, die Stätte gezeigt, die uns bereitet ist, und die unendliche Zahl von Übeln, die unter ihre Bewohner ausgeteilt werden sollten. Von welchem Schauder wären wir ergriffen worden angesichts dieses schrecklichen Erbteils, das wir antreten sollten; und dürfen wir es nicht als ein ganz wunderbares Glück ansehen, um so billigen Preis davongekommen zu sein? Machen wir uns klar, wie gefahrvoll es ist, Menschen zu sein, und rechnen wir alle Leiden, von denen wir frei sind, als ebensoviele Gefahren, denen wir entronnen sind.

Eine Unsumme von Dingen, die wir besitzen ohne sie zu empfinden, würden das höchste Glück ausmachen: es gibt manchen Menschen, dessen sämtliche Wünsche mit dem Besitz von zwei Armen erfüllt wären.

Für gewöhnlich sehen wir die Vorteile, die uns die Natur oder das Schicksal verleiht, wie Schulden an, die sie uns zahlen. Wir

nehmen sie dementsprechend mit einer gewissen Gleichgültigkeit entgegen. Das Unglück dagegen erscheint uns als Ungerechtigkeit, und wir nehmen es mit Ungeduld und Bitterkeit auf. Solche falschen Vorstellungen sollten berichtigt werden. Das Unglück ist ganz gewöhnlich und muß uns natürlicherweise zufallen; die Güter hingegen sind hochselten, es sind schmeichelhafte, zu unseren Gunsten gemachte Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Das Glück ist in der Tat viel seltener, als man denkt. Ich sehe den für glücklich an, der ein gewisses Gut besitzt, das ich mir wünsche und von dem ich glaube, daß es meine Glückseligkeit ausmachen würde; der Besitzer jenes Gutes ist unglücklich; meine Lage wird dagegen verdorben durch die Entbehrung dessen, was der andere hat, die des anderen wird es durch andere Entbehrungen. Jeder glänzt mit falschem Glanz in den Augen irgend eines anderen, jeder wird beneidet, während er selber neidisch ist.

Da es so wenige Güter gibt, dürfte man keines von denen vernachlässigen, die einem zuteil werden. Doch man verschmähte es, die zu genießen, die man hat; oft gibt man sie preis, um denen nachzulaufen, die man nicht besitzt. Wir halten die Gegenwart in unseren Händen; aber die Zukunft verkleidet sich als Zaubermeister, der sie uns stiehlt, indem er uns die Augen blendet. Freilich gibt es viele Leute, für die schon Hoffnungen Genüsse bedeuten und die nur genießen können, was ihnen unerreichbar ist. Lassen wir ihnen diese Art von Besitz, aber versuchen wir, wenn möglich, uns in die Gegenwart zurückzufinden, zu dem, was wir besitzen, und halten wir uns vor Augen, daß ein Gut nicht deshalb all seinen Wert verliert, weil es uns gewährt worden ist.

Im allgemeinen verschmäht man es, die kleinen Güter dankbar zu begrüßen und hat für die kleinen Übel nicht die nämliche Geringschätzung. Zum mindesten müßten jedoch gleiche Maßstäbe angelegt werden. Wenn das Gefühl für die geringen Güter in uns durch die Vorstellung von irgendwelchen größeren Gütern, nach denen wir streben, erstickt ist, so möge die Vorstellung der großen Unglücksfälle, von denen man nicht betroffen wurde uns über die kleinen trösten.

Wissen wir denn, ob die kleinen Annehmlichkeiten, die wir vernachlässigen, die einzigen sind, die sich uns bieten? Es sind Geschenke einer geizigen Macht, die sich vielleicht nicht entschließen kann, uns weitere zu machen. Es gibt wenig Leute, die nicht dann und wann in ihrem Leben irgend einen Zustand, irgend eine Lage zurückgewünscht haben, deren Glück sie nicht genügend ausgekostet haben. Sie sind undankbar gewesen und werden bestraft.

Man muß sozusagen die Rechtsansprüche dessen prüfen, der über unser Glück gebieten will; wenige Dinge werden dieser Prüfung standhalten, wenn sie nur streng genug ist. Was sind diese

Freuden wert und was diese Nöte, mit denen man sie erkaufen müßte oder die auf sie folgen würden? Man kann nicht leugnen, daß die Preise wechseln; doch gibt es für die Hauptdinge ungefähr einen allgemeingültigen Preis; und alle Welt gibt zum Beispiel zu, daß die Liebe einen hohen Wert besitzt; daher läßt sie sich auch nicht im Preise bestimmen.

Am sichersten ist es, auf die schlichten Freuden zurückzukommen. Auch die schlichten Freuden sind immerhin Freuden, und sie kosten nichts. Das Schicksal kann sie uns kaum nehmen. Es ist nicht vernünftig, unser Verlangen auf alles zu richten, was den Launen des Zufalls am meisten ausgesetzt ist. Die lebhaften Freuden dauern nur Augenblicke lang und oft sind es durch das Übermaß der Lebhaftigkeit verhängnisvolle Augenblicke, so daß man nichts mehr hinterher schmackhaft findet; wogegen die schlichten Freuden so lange währen als man will.

Die an die heftigen Bewegungen der Leidenschaften gewöhnten Menschen werden zweifellos alles Glück, das die einfachen Freuden gewähren können, sehr unschmackhaft finden. Was sie Unschmackhaftigkeit nennen, nenne ich Ruhe. Der köstlichste Zustand, den man sich denken kann — was wird aus ihm, wenn die erste Woge des Gefühls verebbt ist? Er verwandelt sich in einen Zustand der Ruhe, und das ist sogar das beste, was mit ihm geschehen kann.

Das größte Geheimnis des Glücklichen ist es, mit sich selber gut zu stehen.

Europäisches Manifest

Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte.

Die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Tier- und Pflanzenleben hinschlummern, und jedes Auffluges in höhere Welten spotten: — darüber ein letztes Endurteil zu begründen, ist euch anheimgefallen. — Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Johann Gottlieb Fichte.
Deutscher Philosoph, 1762—1814.

EMANUEL VON SWEDENBORG,
SCHWEDISCHER PHILOSOPH, 1688 – 1772:

Von den Werten des Menschen

Alles im Weltall, was auf der göttlichen Ordnung beruht, bezieht sich auf das *Gute* und *Wahre*, es gibt nichts auf der Welt, das sich nicht auf diese beiden Werte bezieht. Die Ursache ist, daß beides, sowohl das Gute als auch das Wahre, von Gott kommt, aus welchem alles hervorgeht. Daher ist offenbar, daß dem Menschen nichts nötiger ist, als daß er wisse, was gut und was wahr ist, wie eins in das andere mündet und wie eins mit dem anderen verbunden wird. Das Gute ist vielfältig; überhaupt gibt es ein geistiges und ein natürliches Gute, aber beides ist in einem echten moralischen Guten vereinigt: wie das Gute ist, so ist auch das Wahre, weil das Wahre eine Eigenschaft des Guten und eine Gestalt des Guten ist.

Wie es mit dem Guten und Wahren ist, verhält es sich auf der Gegenseite mit dem *Bösen* und *Falschen;* genau so wie alles im Weltall, welches auf der göttlichen Ordnung beruht, sich auf das Gute und Wahre bezieht, so bezieht sich auch alles was *wider* die göttliche Ordnung ist, auf das Böse und Falsche. Wie alle Weisheit aus der Vereinigung des Guten und Wahren erzeugt wird, so wird ebenso alle Torheit aus der Vereinigung des Bösen und Falschen geboren. Niemand, der im Bösen und dem daraus kommenden Falschen lebt und darin verweilt, kann wissen, was gut und wahr ist, weil er glaubt, sein Böses sei gut und sein daraus kommendes Falsches sei wahr; aber ein jeder, der im Guten und dem daraus entstehenden Wahren lebt und sich darinnen befestigt, kann wissen, was böse und falsch ist.

Der Mensch hat zwei Kräfte, welche sein Leben ausmachen: eine wird der *Wille* genannt und die andere der Verstand. Sie sind unter sich verschieden, aber so geschaffen, daß sie eine Einheit bilden können. Gleich wie alles im Weltall, was auf der göttlichen Ordnung beruht, sich auf das Gute und Wahre bezieht, also bezieht sich bei dem *Menschen* alles auf seinen Willen und Verstand, denn das Gute beim Menschen gehört zu seinem Willen, und das Wahre bei ihm gehört zu seinem Verstand. Diejenigen, welche das Gute und Wahre erfüllt, haben den Willen und den Verstand; aber die das Böse und Falsche erfüllt, haben keinen Willen noch Verstand, sondern anstatt des Verstandes die Berechnung. Auch ist bei den Bösen das Innere, das zum Gemüt gehört, wo der Wille und der Verstand hauptsächlich wohnen, verschlos-

sen. Man glaubt zwar, daß die Bösen auch den Willen und den Verstand haben, weil sie sehen, wollen und verstehen; aber ihr Wollen ist nur Begehren und ihr Verstehen nur Berechnung.

Das menschliche Leben selbst ist seine Liebe, und wie die Liebe ist, so ist auch das Leben, ja so ist der ganze Mensch. Aber die herrschende und beherrschende Liebe ist es, welche den Menschen ausmacht. Diese Liebe hat sich mehrererlei Liebe untergeordnet, welche von jener Liebe herrühren; denn das, was der herrschenden Liebe eigen ist, ist das, was man über alles liebt. Was der Mensch über alles liebt, ist immer gegenwärtig in seinen Gedanken und macht sogar sein Leben aus: wer sich über alles liebt, der erinnert sich seiner selbst in allem, denkt an sich, redet von sich und handelt von sich: denn das Leben ist das Leben seiner selbst.

Es gibt zweierlei Liebe, daraus alles Gute und Wahre wie aus seinen Quellen selbst entsteht. Das ist die Liebe zu *Gott* und die Liebe gegen den *Nächsten*. Diese zweifache Liebe eröffnet und bildet den inneren Menschen, weil sie in ihm wohnt. Aber die Liebe seiner selbst und der Eigennutz gebiert alles Böse und Falsche; wenn sie herrscht, verschließt und zerstört sie den inneren Wert des Menschen und macht, daß der Mensch triebhaft und sinnlich ist, wie es der Größe und Beschaffenheit der Herrschaft solcher zweifachen Liebe entspricht.

Denn die *Selbstsucht* bedeutet, sich allein alles Gute zu gönnen und nicht anderen, es sei denn nur aus Eigennutz, auch nicht dem Vaterlande, der menschlichen Gesellschaft oder dem Mitbürger; wie er auch ihnen Gutes nur um seines großen Namens Ehre und Ruhmes willen tut. Und wenn jemand diese Dinge in dem Guten, welches er jenen tut, nicht sieht, so spricht jener doch in seinem Herzen: was ist daran gelegen, was habe ich davon und also unterläßt er es: daraus wird ersichtlich, daß der Selbstsüchtige das Vaterland nicht liebt, noch die Gesellschaft, noch den Mitbürger, noch etwas Gutes, sondern nur sich allein.

Wenn man der Selbstsucht die Zügel schießen läßt und sich von allen äußerlichen Banden losmacht, also von der Furcht vor dem Gesetz and dessen Strafen, von dem Verlust des guten Namens, der Ehre, des Vorteils, des Amtes und des Lebens, wächst sie solange an, bis sie nicht nur über den ganzen Erdkreis herrschen will, sondern auch über den Himmel und selbst über das Göttliche; nirgends hat sie Grenzen noch ein Ende.

Es gibt aber zweierlei Arten von Handlungen, die eine geht aus der Liebe gegen den Nächsten und die andere aus der Selbstsucht hervor. Diese beiden Handlungen sind in ihrem Wesen einander ganz entgegengesetzt: wer aus der Liebe gegen den Nächsten handelt, der gönnt allen Gutes und liebt nichts so sehr, als Nutzen zu schaffen, also anderen zu dienen.

Wer aber aus Selbstsucht herrscht, der will keinem wohl, sondern nur sich und den Seinigen; der Nutzen, den er leistet, gilt nur seiner Ehre und seinem Ruhme. Wenn er anderen dient, so geschieht es nur in der Absicht, daß ihm wieder gedient wird, daß er geehrt und verherrlicht wird; er strebt nach Ehrenstellen nicht um des Guten willen, das er schaffen könnte, sondern daß er erhaben und verherrlicht sei.

Im allgemeinen Sinn ist der Gute der Nächste. Aber der Mensch ist nicht nur einzelnen der Nächste, sondern auch mehreren zusammen. So ist eine Gesellschaft der Nächste für einen einzelnen Menschen: gegen diese ist die Liebe ebenso zu richten wie gegen einen einzelnen Menschen.

Das Vaterland ist der Nächste für eine Gesellschaft, weil es einem Vater gleich ist: denn daselbst ist der Mensch geboren, er wird allda ernährt und vor dem Unrecht beschützt. Dem Vaterland muß man aus Liebe Gutes tun, soviel es dessen bedarf, was hauptsächlich seine Lebensbedingungen und das bürgerliche und geistige Leben derer, die es bewohnen, betrifft.

Es glauben viele, daß die Liebe gegen den Nächsten nur sei, den Armen geben, den Bedürftigen helfen, und einem jeden Gutes tun. Aber die Liebestätigkeit bedeutet auch recht zu handeln mit dem Endzweck, daß Gutes daraus erfolge. Denn die Liebestätigkeit erstreckt sich viel weiter als auf die Armen und Bedürftigen: Liebestätigkeit heißt recht tun in allen Dingen und seine Schuldigkeit tun in jedem Amt.

Dieser Liebe ist alle *Freiheit* eigen, denn, was der Mensch liebt, das tut er freiwillig; daher ist auch alle Freiheit dem Willen eigen, denn was der Mensch liebt, das will er auch, und weil die Liebe und der Wille das Leben des Menschen bestimmen, so bestimmt die Freiheit dasselbe auch. Daher kommt es, daß das, was der Mensch aus Freiheit tut, ihm vorkommt, als ob es aus seinem Wesen geschehe. Aus Freiheit das Böse tun, *erscheint* zwar wie frei, ist aber doch knechtisch, weil diese Freiheit aus der Selbstsucht und dem Eigennutz stammt.

Wer das Gute tut, damit er dadurch verdiene, der tut es nicht aus Liebe zum Guten, sondern aus Liebe zum Lohn: denn wer verdienen will, der will belohnt sein. Das wahre Gute jedoch tut der, der von der Liebe zum Guten bestimmt wird und also um des Guten willen handelt. Diejenigen, welche in solcher Liebe stehen, wollen nichts vom Verdienst hören, denn sie tun das Gute gerne und empfinden und erkennen darin ihre Glückseligkeit, werden hingegen betrübt, wenn man glaubt, daß sie es um ihretwillen täten. Denn die Annehmlichkeit selbst, welche in der Liebe, Gutes zu tun, liegt, ohne Erwartung einer Wiedervergeltung oder Belohnung, ist der Lohn, der ewig bleibt.

Die Prüfungen des Schicksals

Du hast mich gefragt, mein Lucilius, wie es möglich ist, daß guten Menschen soviel Schlimmes widerfährt, wenn doch eine Vorsehung die Welt regiert. Diese Frage ließe sich besser im Rahmen eines größeren Werkes abhandeln, in dem ich beweisen will, daß eine Vorsehung die Welt regiert, und daß uns eine göttliche Kraft innewohnt. Du willst aber ein Teilproblem vom Ganzen abtrennen und eine einzelne Frage gesondert gelöst haben. Das Hauptproblem mag derweilen noch offen bleiben. So werde ich denn die dankbare Aufgabe übernehmen und die Sache der Götter vertreten.

Ich werde dich wieder mit den Göttern aussöhnen, die mit allen guten Menschen gut umgehen. Es wäre auch ganz unmöglich, daß eine gute Macht den guten Menschen schadet. Zwischen den guten Menschen und den Göttern besteht Freundschaft.

Gott verzärtelt den guten Menschen nicht, er legt ihm *Prüfungen* auf, er läßt ihn durch *harte Proben* hindurchgehen, er *formt* ihn nach seiner *Idee*.

Warum begegnet aber dem guten Menschen soviel Widerwärtiges? Dem guten Menschen kann nichts Böses zustoßen; denn Gegensätze vermischen sich nicht. Wie die zahlreichen Ströme, die mächtigen Regengüsse, die kräftigen Heilquellen den Geschmack des Meerwassers nicht ändern, nicht einmal abschwächen, so kann auch der Ansturm feindlicher Gewalten die Geisteshaltung des tapferen Mannes nicht wankend machen. Er bleibt bei seiner aufrechten Haltung und teilt allen Ereignissen eine bestimmte Färbung mit. Steht er doch über allem äußeren Geschehen. Ich behaupte nicht, daß er von den feindlichen Gewalten nichts spürt. Er besiegt sie jedoch und erhebt sich in Ruhe und Gelassenheit über alle Angriffe. Alle Schwierigkeiten faßt er als Übungsgelegenheiten auf. Welcher Mann aber wünschte sich nicht in seinem Streben nach Ehre rechte Anstrengung, und wer wäre nicht bereit, seine Pflicht zu tun, auch wenn es mit Gefahren verbunden wäre? *Für den Mann der Tat ist das Nichtstun eine Strafe.* Wir sehen, wie Athleten, denen es um ihre Kraft zu tun, gerade mit den Tapfersten kämpfen. Sie verlangen von denen, mit deren Hilfe sie sich auf den Kampf vorbereiten, sie sollten alle ihre Kraft gegen sie anwenden. Sie lassen sich zerschlagen und verletzen und wenn sie einen einzelnen Gegner, der ihnen gewachsen ist,

nicht finden können, dann treten sie zugleich gegen mehrere an. Die Tapferkeit schwindet, wenn sie keinen Gegner hat. Erst wenn sie zeigen kann, was sie zu tragen vermag, wird ihre Größe und Kraft offenbar.

Zu den vielen großartigen Aussprüchen meines Demetrius gehört auch dieser, der mir gut in Erinnerung ist. Tönt und klingt es mir doch noch in den Ohren:

„Der Mensch", so sagte er, „ist meiner Meinung nach am unglücklichsten, dem niemals feindliche Gewalten entgegentraten." Fand er keine Gelegenheit, sich auf die Probe zu stellen, mag alles nach seinem Wunsche gegangen sein, mag alles so glücklich gekommen sein, bevor er es wünschen konnte — die Götter haben doch eine ungünstige Meinung von ihm. Er schien ihnen nicht würdig, einmal einen erfolgreichen Kampf mit dem Schicksal zu bestehen. Das Schicksal meidet den Feigling, als wolle es sagen: „Was soll ich mir diesen Schwächling zum Gegner wählen? Er wird sofort die Waffen sinken lassen. Gegen ihn habe ich nicht meine ganze Kraft einzusetzen. Er wird schon durch eine leichte Drohung umgeworfen. Nicht einmal meinen Blick kann er ertragen. Ich werde mich nach einem anderen umsehen, mit dem ich den Kampf aufnehmen könnte. Ich müßte mich schämen, mit einem Menschen zu ringen, der bereit ist, sich besiegen zu lassen."

Der Gladiator faßt es als Schande auf, wenn man ihm einen schlechteren Partner zuteilt. Er weiß, daß ein Sieg ohne Gefahr auch ein Sieg ohne Ruhm ist.

Das *Schicksal* verfährt ebenso: Es sucht sich die Tapfersten als Partner aus. An manchen Menschen dagegen geht es mit Verachtung vorüber. An Menschen mit großer Widerstandskraft und starkem Willen zur Selbstbehauptung macht das Schicksal sich heran. Gegen solche Menschen richtet es seine ganze Kraft: Das Schicksal versuchte es bei Mucius mit Feuer, bei Fabricius mit der Armut, bei Rutilius mit Verbannung, bei Regulus mit Folterqualen, mit Gift bei Sokrates, mit dem Tode bei Cato. Ein großes Beispiel kann man nur im Unglück geben.

Äußeres Glück kann auch der Masse und gewöhnlichen Geistern zufallen; aber Unglück und alle Schrecken der Menschheit bezwingen, ist das Vorrecht eines großen Mannes. Immer glücklich sein, und stets in ungetrübter guter Stimmung leben, heißt die andere Seite der Welt nicht kennen.

Um sich kennenzulernen, bedarf es der Probe. Was man kann, erfährt man nur bei einer Prüfung. Daher haben sich manche Menschen dem Unglück sogar in die Arme geworfen, wenn es ihnen nicht von selbst in den Weg kam. Sie haben eine Gelegenheit gesucht, bei der sie ihre sittliche Vollkommenheit, die sonst

hätte im Verborgenen bleiben müssen, leuchten lassen konnten. Ich behaupte, daß große Männer sich manchmal über Schwierigkeiten freuen, ähnlich wie tapfere Soldaten sich über den Krieg freuen. Gott ist besonders auf das Wohl der Menschen bedacht, deren *moralische Höherentwicklung* er wünscht. Er schafft ihnen die Voraussetzungen für eine kühne und tapfere Tat. Um diese Situation zu schaffen, bedarf es immer gewisser äußerer Schwierigkeiten. Den guten Steuermann lernt man erst im Sturm kennen, den guten Soldaten erst in der Schlacht.

Fürchtet also nicht die Schwierigkeiten — ich beschwöre euch —, die die unsterblichen Götter bei euch gleichsam als Ansporn verwenden! Das Unglück ist eine Gelegenheit, tapfere Gesinnung zu zeigen. Mit Recht sind die Menschen unglücklich zu nennen, die in übergroßem Glück allen Schwung verlieren. Wie ein Schiff auf regungslosem Meer liegen sie in träger Untätigkeit fest.

Flieht das entnervende Glück! Durch das Glück werden die Menschen weichlich. Sie leben dann wie in ständiger Trunkenheit dahin, wenn sie nicht durch einen Zwischenfall daran erinnert werden, daß sie nur Menschen sind. Was das rechte Maß überschreitet, ist schädlich. Das Übermaß des Glücks jedoch bringt ganz besondere Gefahren mit sich: Es versetzt das Gehirn in Aufruhr, spiegelt uns Wahnbilder vor und hüllt Irrtum und Wahrheit in undurchsichtiges Dunkel.

Was ist also verwunderlich daran, wenn Gott edlen Geistern harte Prüfungen auferlegt? Eine Tapferkeitsprobe kann nie schonend sein. Das Schicksal schlägt uns tiefe Wunden. Ertragen wir diese Schläge! Ist es doch nicht blindes Wüten, sondern ein edler Wettkampf. Je öfter wir zu diesem Wettkampf antreten, um so tapferer werden wir. Wir müssen uns dem Schicksal zur Verfügung stellen und uns vom Schicksal gegen alle Schicksalsschläge abhärten lassen. Allmählich werden wir uns *dem Schicksal gewachsen* fühlen. Weil wir dauernd in Gefahr schweben, kommen wir schließlich zur *Verachtung* aller Gefahren. So sind Seeleute gegen die Seekrankheit gefeit, Bauernhände sind hart, die Muskeln des Soldaten sind stark genug, um Wurfgeschosse zu schleudern, die Glieder eines Läufers sind beweglich. Bei einem jeden ist die Fähigkeit am besten ausgebildet, die er geübt hat. Zur Verachtung des Leidens gelangen wir auch erst durch das Erdulden des Leidens.

Nur dann ist ein Baum fest und widerstandsfähig, wenn er oft vom Winde gezaust wird, denn gerade infolge dieser heftigen Bewegungen wurzelt er tiefer und klammert sich mit seinen Wurzeln fester an. Bäume, die in einem heiteren Tale wachsen, sind nicht so widerstandsfähig. Es geschieht also im eigenen Interesse der guten Menschen, wenn sie oft in gefährliche Situationen kom-

men. Unerschrockene Kämpfer sollen aus ihnen werden. So lernen sie Schicksalsschläge mit Gleichmut ertragen, denn nur für einen, der solche Schläge nicht zu ertragen weiß, sind sie vom Übel.

Manche Dinge lassen sich nicht trennen. Sie hängen unteilbar zusammen. Energielose Menschen, die zum Schlaf neigen oder zu einem Wachen, das dem Schlafen ähnelt, sind aus trägen Elementen aufgebaut. Damit aber ein *Mann* im wahren Sinne des Wortes zustande kommt, bedarf es eines härteren Schicksals. Sein Weg darf nicht auf ebener Bahn verlaufen. Er muß über Höhen und Tiefen hinwegschreiten. Er wird umhergeworfen und muß sein Schiff im Sturm lenken. Gegen das Schicksal muß er Kurs halten. Vielen schwierigen und gefährlichen Situationen muß er begegnen, aber er macht sie sich erträglich und ebnet sich selbst die Wege. Im Feuer erweist sich das Gold als echt, im Unglück der tapfere Mann.

Trotz alledem, warum läßt Gott es zu, daß den guten Menschen etwas Böses geschieht? Er läßt es gar nicht zu. Alles Böse hält er von ihnen fern, nämlich Verbrechen und ehrlose Handlungen, schändliche Gedanken und habgierige Absichten, blinde Begierde und Habsucht, die nach fremdem Besitz trachtet. Ihr *wahres Selbst* behütet und beschützt er.

Nimm daher an, Gott spräche folgendermaßen:

„Was wollt ihr euch über mich beklagen, ihr, die ihr am Rechten Freude findet? Andere habe ich mit Scheinwerten umgeben und sie in ihrer Eitelkeit mit einem langen, trügerischen Traum genarrt. Ich habe sie mit Gold, Silber und Elfenbein ausgestattet. An *inneren* Werten aber fehlt es ihnen gänzlich. Die Leute, die ihr für glücklich haltet, sind in Wirklichkeit elend, von schmutziger Gesinnung, wenn man nicht nur die Fassade betrachtet, sondern hinter die Kulissen schaut. Wie die Wände ihrer Häuser sind sie nur außen getüncht. Ihr Glück ist nicht festgegründet und echt. Es ist nur Schale und nur eine dünne Schale. Solange solche Leute obenauf sind und sich so zeigen können, wie es ihnen paßt, machen sie einen glänzenden Eindruck. Ereignet sich aber ein Zwischenfall, der sie in Verwirrung bringt und bloßstellt, dann wird es offenbar, welcher Abgrund von Schmutz sich hinter dem falschen Glanz verborgen hielt.

Euch aber gab ich wahre Werte, die Dauer haben, die an Wert und Größe gewinnen, wenn man sich eingehender mit ihnen beschäftigt und sie von allen Seiten betrachtet. Ich gab euch die Kraft zu verachten, was andere fürchten. Ich gab euch Abscheu vor niederen Vergnügungen. Ihr glänzt nicht nach außen. Eure Werte sind innerlicher Art. Des Glückes nicht zu bedürfen, das ist euer Glück."

PARACELSUS, 1493–1541:

Von der Heilkunst

Wer Himmel und Erden erkennt, der erkennt auch den ganzen Menschen; und der den ganzen Menschen erkennt, der ist ein Arzt.

Darauf achtet, daß ihr den Leib nicht arzneiet; denn es ist vergebens. Arzneiet aber den *Geist*, so ist der Leib genesen; denn der *Geist* ist wund und der Leib nicht.

Ihr sollt wissen, daß die Wirkung des *Willens* ein großer Punkt ist bei der Arznei. Und lasset euch das kein Scherz sein, ihr Ärzte; ihr wisset, die Kraft des Willens besitzt nicht den mindesten Teil.

Was ist Glück anders, denn *Ordnung* halten mit Wissenheit der *Natur?* Die Natur, gehet sie recht, ist ein Glück, gehet sie unrecht, so ist es ein Unglück. Denn wir haben unser verordnet Wesen in der Natur.

Bedenket, wie groß und wie edel der Mensch geschaffen sei und wie so groß seine Anatomie begriffen wird, und daß es nicht möglich ist, mit der Anatomie des Leibes und der Tugenden zu spekulieren, in keinem Kopf nach Vernunft, sondern von dem Äußern muß der Grund ausgehen; alsdann ist sichtbar und offenbar, was *in* ihm liegt. Denn wie es außen ist, also ist es *in* ihm auch, und was außen nicht ist, das ist in ihm auch nicht. Und ein Ding ist das Äußere und das Innere.

Denn dadurch scheidet sich voneinander der Philosophus und der Arzt, daß der Philosophus der irdischen Gewächse Krankheit und Natur erkennt und der Arzt der inwendigen, das ist der Menschen, Natur und Krankheit. Der nun sein will ein Arzt, derselbig soll und muß zuvor ein Philosophus sein und die Philosophie kennen und alsdann den Menschen.

*

Wo nun ein Ding auf den eigenen Nutzen gerichtet wird, da fälschen sich die Künste, und auch das Werk; denn Kunst und Werkschaft müssen aus der Liebe entspringen, sonst ist nichts Vollkommenes da.

Die Liebe ist es, die die Kunst lernet, und außerhalb derselbigen wird kein Arzt geboren. Also gehörte auch die *Hoffnung* zu den hohen erfahrenen Dingen, das ist, daß wir unserer Kunst vertrauen sollen und die Hoffnung haben, daß sie nicht fehlen werde. Wo wir aber in der Hoffnung fehlen, so fehlen unsere Früchte; denn wo die Hoffnung nicht ist, fehlt auch das Können. Denn der allein hofft, der es *weiß;* der es nicht weiß, hofft nicht, sondern zweifelt; der es weiß und hofft, der fehlet nicht, er zweifelt

auch nicht, er wartet der Stunde, die ihm zu erfahren gibt, wie Gott den Kranken haben will.

So mag es auch richtig sein, daß der ein guter Arzt ist, der auch in der Treue vollkommen sei; nicht eine halbe, nicht eine geteilte, nicht ein Stückwerk, sondern eine ganze, vollkommene Treue. Denn das sind Dinge, die sich nicht teilen lassen, so wenig wie die Liebe; denn Treue und Liebe ist *ein* Ding. Aber worin liegt die Treue eines Arztes? Nicht allein, daß er den Kranken fleißig besuchte; sondern ehe er den Kranken erkennt, sieht und hört, soll er der Treue verpflichtet sein; das ist mit Fleiß und Treue gelernt haben, was ihm auferlegt sei. Denn darin wird die größte Treue versäumt, wenn einer allein versessen ist auf die Pracht, auf den Schein, auf das Maulgeschwätz, auf den Namen, und also in solchen Dingen gesättigt sein will. Das ist alles Untreue und steht außerhalb der Liebe.

Keiner soll ein Arzt werden ohne Lehre, ohne Erfahrenheit, nicht in einer kurzen Zeit, sondern in einer langen Zeit. Denn groß ist die Zahl der Krankheiten und mannigfaltig. Denn niemand wird ein Arzt ohne Lehre und Erfahrenheit.

Ich habe soviel erfahren, daß Spekulieren keinen Arzt macht, sondern die *Kunst*. Und Kunst ist keine Spekulation, sondern ein Experiment, durch die Hände erfunden, ferner gehört Contemplation dazu, das ist acht auf die *Natur* haben, wie man sie brauchen soll. Alsdann kommt die *Erfahrenheit* in derselben Kunst, die die Meister macht und nicht die Scherer und Bader, noch ihresgleichen. Denn eines Arztes Theorica soll sein Erfahrenheit.

Einer, der die Sonne oder den Mond erkennt, und der mit zugetanen Augen weiß, wie die Sonne oder der Mond beschaffen sind, der hat Sonne und Mond in sich wie sie im Himmel und Firmament stehen. Und so soll auch ein Arzt einen Menschen lauter durchsehen wie den destillierten Tau, in dem sich kein Fünklein verbergen mag, das nicht gesehen wird. Und also durchsichtig soll er hineinsehen wie in einen quellenden Brunnen, mit seinen Steinen und Sandkörnern, mit Farben, Formen usw. Also offenbar sollen ihm sein die Glieder der Menschen auch. Dieselbigen Glieder soll er so durchsichtig vor sich haben wie einen polierten Kristall, in dem sich ein Härlein nicht möchte verbergen. Das ist die Philosophie, die der Grund der Arznei ist.

*

Einer jeglichen Nation ist ihre Arznei in ihr selbst gegeben. Denn ich kann wohl ermessen, daß meine Rezepte bei den Fremden unfruchtbar sein möchten und der Fremden Rezepte unfruchtbar bei uns. *Denn ich schreibe für Europa;* ob Asia oder Afrika deren genießen mögen, ist mir unwissend.

FERNANDO GALIANI,
ITALIENISCH-FRANZÖSISCHER SCHRIFTSTELLER, 1728–1787:

Die Werke des Menschen und der Natur

Ein Gespräch

Chevalier: Hat man den Freimut der Wahrheit, den Mut der Tugend, das Feuer der eigenen Überzeugung, so reißt man andere mit fort, weil sie gar keine Ursache zum Mißtrauen haben. Glaubt mir, Schelme und Bösewichte darf man nicht fürchten, über kurz oder lang zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt. Aber man fürchte den Rechtschaffenen, der sich täuschen ließ; er ist ehrlich sich selbst gegenüber, er will das Gute, jedermann traut ihm, aber leider irrt er sich in den Mitteln, es den Menschen zu verschaffen.

Präsident: So müßten wir nach Ihrer Meinung die Menschen lieber von Bösewichten als von Tugendhaften beherrschen lassen.

Chevalier: Das will ich nicht sagen, aber ich will Ihnen zeigen, wie schwer es ist, einen wirklich großen Mann zu finden. Der große Mann muß ganz entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigen, Extreme, die beinah unmöglich nebeneinander bestehen können. Er muß von des Tugendhaften heißem Bestreben nach dem Guten erfüllt sein, aber zugleich von der Ruhe, ich möchte sagen, von der Gleichgültigkeit des Bösewichts. Er muß hitzig wollen, ruhig untersuchen, geduldig warten. Es grenzt fast ans Wunderbare. Die Natur schafft oft Vollkommenes, aber zwei Vollkommenheiten zu vereinigen, das ist ihr seltenes Meisterstück.

Präsident: Jetzt bin ich Ihrer Meinung. Ich durchmustere in meinem Kopf die erstaunliche Reihe der Menschen, die Gutes tun wollen, und die sehr kleine Anzahl derer, die es zustande brachten. Aber, Chevalier, erlauben Sie mir doch, Ihnen zu sagen, daß der Enthusiasmus eines tugendhaften Menschen mir nicht so verderblich zu sein scheint. Ich gebe zu, daß er sich bisweilen irren kann. Aber erstens treibt schon ein natürlicher Instinkt gleichsam alle Menschen zur Wahrheit, und ist der Kopf nicht durch Fehler und Leidenschaften des Herzens verwirrt, so ist die Wahrheit, die hier zur Diskussion steht und die das Thema der Staatswissenschaft ausmacht, keine willkürliche Wahrheit. Sie geht nicht über unsern Horizont, man kann sie erreichen, obwohl ich Ihnen einräume, was ich eben gesagt, daß sie schwerer, verwickelter und keineswegs von jener berühmten Offenheit ist, die man überall in ihr gesucht und nirgends gefunden hat.

Chevalier: Ja, sie versteckte sich, weil sie verschuldet ist an uns. Sie ist eine Betrügerin, die überall Schulden hat. Sie hat zu zahlen versprochen, hat allen Wissenschaften Schuldscheine ausgestellt und hat niemandem bezahlt, außer den Geometern, die aber trotzdem bettelarm geblieben sind. Aber Spaß beiseite. Sie glauben, daß der Enthusiasmus, der nicht mit dem Irrtum verbunden ist, nicht gefährlich sei.

Präsident: Ja, so scheint mir. Und ich möchte ihn sogar für nützlich halten, denn die Menschen sind träge, furchtsam, Sklaven der Gewohnheit. Man mußte sie anfeuern zum Guten, das man erblickt, und sie nicht erkalten lassen.

Chevalier: Jung und tugendhaft wie Sie sind, setzen Sie mich durch Ihre Reden nicht in Erstaunen. Alter und Erfahrung werden Ihre Meinung ändern. In der Regierung des Staates kommt es auf zweierlei an: was man sich vornimmt, und das Mittel, es zu erreichen. Es ist die Wissenschaft des Steuermanns, ein Schiff zu führen. Der Gegenstand ist die Reise, die Mittel sind die Kunstgriffe, die er anwenden muß. Was die Wahl des Gegenstandes betrifft, so geben Sie doch zu, daß der Enthusiasmus dabei gefährlich ist.

Präsident: Ja, das gebe ich zu, man setzt sich dem Irrtum aus. Aber wenn man zufällig, oder weil eine Wahrheit in sich offenbar ist, darauf stößt ...

Chevalier: Dann ist der Enthusiasmus schlimmer als je.

Präsident: Wieso?

Chevalier: Weil alle Wissenschaft, die Menschen zu lenken, alle Regierungskunst, sowie die ganze Kunst des Steuermanns auf einen einzigen sehr kurzen und sehr einfachen Grundsatz hinausläuft: nil repente, nichts auf einmal. Um gute Fahrt zu haben, muß man sich nach dem Winde richten. Aber wenn wir zu kurz umwenden, so läuft das Wasser durch die Stücklöcher, das Schiff geht unter in den Wellen. Ihr verfehlt Zweck und Mittel, und alles ist verloren. Es genügt nicht zu *wissen*, wohin man steuern will, man muß sich auch darauf *verstehen*, und das Lenken ist schwierig, weil es darauf ankommt, die zu schnellen und heftigen Bewegungen immer zu vermeiden, durch Kurven der reißenden Geschwindigkeit der geraden Richtung auszuweichen, und, da die gerade Linie die kürzeste ist, den Weg zu verlängern und Zeit zu verlieren. Aber nichts ist dem Enthusiasmus so zuwider wie dies. Denn er will alles und jedes auf einmal tun, er kann niemals warten, er brennt und verzehrt sich vor Ungeduld. Seien Sie also versichert: Enthusiasmus und Staatsverwaltung sind widersprechende Begriffe, und wenn wir auch selbst in den Hafen der berüchtigten Erkenntnis — falls wir sie fänden — einliefen, so dürfen wir doch niemals die eine Seite des Schiffes Wind und

Wellen so zuwenden, daß es strandet. Das ist die Hauptregel: man lande, wenn man kann, aber landen muß man.

Präsident: Das ist wahr. Doch indem man über den vielen, oft übertriebenen Vorsichtsmaßnahmen die Zeit verliert, tut man auch nichts Gutes. Die Umstände ändern sich, unvorhergesehene Ereignisse können eintreten, und man bleibt mit der Reue der versäumten Gelegenheit zurück.

Chevalier: Ich sagte ja nicht, daß man bei Windstille so verfahren solle wie im Sturm. Alles kann übertrieben werden, und jede Übertreibung ist fehlerhaft. Aber im allgemeinen bleibt der Grundsatz doch bestehen: Nichts mit einem Schlage. Man vermeide große Erschütterungen, mildere die Bewegung und suche die hohe See, wenn man nicht scheitern will.

Präsident: Das ist in gewissen Fällen richtig, aber im ganzen glaube ich, muß man die Natur walten lassen.

Chevalier: Die Natur? Trauen Sie ihr nicht!

Präsident: Wie? Ich sollte der Natur mißtrauen?

Chevalier: Und warum nicht? Sollten Sie nicht bemerkt haben, daß sie sich nie um uns kümmert, und daß es unsere Pflicht ist, uns um sie zu bekümmern?

Präsident: Ist das Ihr Ernst?

Chevalier: Gewiß. Die Natur ist ein unermeßliches, unbestimmtes Etwas. Sie ist das würdige Werk ihres Schöpfers. Und wir, was sind wir? Insekten, Atome, Nichts. Vergleichen wir doch. Gewiß, die Natur kehrt immer wieder zu den Gesetzen zurück, die der Schöpfer ihr für eine unbestimmte Dauer gab. Es ist wahr, sie bringt alles wieder ins Gleichgewicht, aber wir brauchen diese Rückkehr und dieses Gleichgewicht nicht zu erwarten. Wir sind zu klein, vor ihr sind Zeit, Raum, Bewegung nichts, aber wir können nicht warten. Laßt uns also kein Bündnis mit der Natur schließen, es würde zu ungleich ausfallen. Unsere Aufgabe hienieden ist, sie zu bekämpfen. Blickt um Euch. Seht die angebauten Felder, die seltenen Pflanzen, die man in unser Klima gebracht hat, die Schiffe, die Wagen, die gezähmten Tiere, Häuser, Straßen, Häfen, Dämme und Chausseen. Das sind die Wälle, auf denen wir fechten. Alle Annehmlichkeiten des Lebens und fast unser Dasein sind der Preis unseres Sieges. Mit unserem bißchen Kunst, unserem bißchen Verstand, die der liebe Gott uns gab, nehmen wir den Kampf mit der Natur auf, und es gelingt uns oft, sie zu überwinden und zu beherrschen, indem wir ihre eigenen Kräfte gegen sie aufbieten. Ein seltsamer Kampf, der jedoch eben deswegen den Menschen zum Bild des Schöpfers macht.

Präsident: Was Sie da sagen, wird mir viel Stoff zum Nachdenken geben. Unterdessen kann ich Ihnen aber nicht verbergen, daß ich mir ein ganz anderes System gemacht hatte. Ich

glaubte, daß die Natur, wenn man ihr Freiheit läßt, alles ins Gleichgewicht brächte, welches der natürliche Zustand der Dinge, und der zuträglichste für den Menschen ist, daß es eine notwendige und festgegliederte Ordnung gäbe, die von selbst zum Vorschein käme und sich leicht finden ließe, wenn die Menschen ihr nur nicht immer Gewalt angetan und sie durch tausend Erfindungen eingeschränkt hätten. Daher glaubte ich, daß man allein auf den drei Grundpfeilern Natur, Freiheit, Gleichgewicht hoffen könnte, das Glück zu gründen.

Chevalier: Nichts ist so wahr und zugleich so falsch. Daß die Natur in Freiheit nach Gleichgewicht strebt, das ist eine lichtvolle Wahrheit für den metaphysischen Kopf — denn der Mensch, der nachdenkt, gleicht der ganzen weiten Natur —, es ist eine Wahrheit, weil man die Ursachen und Wirkungen vor Augen hat, aber man denkt nicht an die Länge der Epochen, man hebt die Ungleichheiten durch Ergänzungen auf und bedient sich der Mittelbegriffe, die übrigens immer nur in der Reflexion wirklich sind. Aber in der Praxis ist, was Sie sagen, falsch, weil der Mensch, sobald er handelt, so klein und schwach wird wie ein Tier von fünf Fuß sein muß. Dann merkt er die Gebrechlichkeit seines Baus, die Kürze seines Lebens, die Unbeständigkeit seiner Bedürfnisse, das Unbequeme der kleinsten Ungleichheiten. Er merkt, daß er nichts ersetzen, nichts niederreißen kann, ohne zu leiden oder zu sterben ... Der Natur dürfen wir nicht die Sorge für unsere menschlichen Lappalien überlassen. Dazu ist sie ein zu vornehmes Wesen. Lassen wir sie für große Bewegungen, für große Umwälzungen der Reiche, für große Epochen sorgen, sowie für die Bewegung der Gestirne und der Elemente.

Der europäische Staatenbund

Die Verpflichtung zu einem europäischen Staatenbund beruht auf dem eigenen Rechte der europäischen Völker selbst und auf der Kultur, die sie sich errungen haben.

Denn der europäische Staatenbund ist nichts anderes als eine für immer erklärte Allianz freier, selbständiger Staaten.

Aus diesem Staatenbunde wird ein allgemeiner Friede der vereinten Völker von selbst hervorgehen, und nur auf diesem Wege ist derselbe zu erlangen und zu wünschen.

Karl Ch. F. Krause,
Deutscher Philosoph, 1781—1832.

WILHELM BAUER, 1822–1875:

Die Erfindung des Unterseebootes

Aus der eigenhändigen Darstellung des Erfinders der Unterseebootfahrt

Als Unteroffizier kam mir während des Treffens bei Düppel, den 13. April 1849, der Wunsch, die Sonderbürger Brücke zu sprengen, um dadurch die diesseits stehenden Dänen abzuschneiden und zugleich zu einem unfreiwilligen Deckungsmittel für die heftig beschossene sächsische Brigade zu machen. Da ich, im ersten Moment ohne Boot und Sprengmaterialien, diese Idee nicht verwirklichen, auch keine Erlaubnis hierzu erhalten konnte, so ging dieselbe in das allgemeine Bestreben über, bei wieder vorkommenden ähnlichen Fällen möglichst ungesehen mich feindlichen Brücken oder Schiffen zu nähern, an dieselben Petarden oder Sprengladungen bis zu 500 Pfund Pulver in schwimmenden Hüllen zu befestigen und durch galvanische Batterien zu entzünden, wobei ich mich durch Schwimmen retten oder mit explodieren wollte. Vorzüglich während der in den jütländischen Cantonnements gegebenen Muße suchte ich die natürlichen Grundlagen der Bewegungsfreiheit eines Seehundes, als eines guten Modells zu obigem Zweck, zu ergründen, dann mit Hilfe meiner früheren Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik einen nach jeder beliebigen Richtung in und unter das Niveau des Wassers bewegbaren Apparat zu konstruieren, und nach 5 Monaten Nachdenkens fühlte ich mich gedrungen, das Projekt von einer sachverständigen Kommission prüfen zu lassen. Alsbald legte ich dem Kriegsminister meine Zeichnungen mit der Bitte vor, sie untersuchen zu lassen, und nachdem mir zur Ausführung eines Modells 30 Preußische Taler bewilligt waren, wurde dasselbe auf Kriegsministerialbefehl zuerst von einer zahlreichen Marinekommission im Sinken, Steigen, Steuern, Vorwärtsfahren geprüft und darnach nebst meinem ganzen Plan einer gemischten technischen Kommission zur genaueren Begutachtung überwiesen.

Der Bau des Apparates wird, und zwar zuerst in der Hollerschen Karlshütte vor Rendsburg, dann, weil dieselbe nicht genügte, in der Schwefel-Howald'schen Fabrik zu Kiel, möglichst genau nach den gutachtlichen Bemerkungen der technischen Kommission ausgeführt.

Am 1. Februar 1851, morgens 9 Uhr, begab ich mich mit Zimmermann Witt und Schmied Thomsen in den Apparat. Es ergab sich bei diesem Versuch folgendes:

Bei dem Mangel einer Senknadel oder Wasserwaage hatte es im schwimmenden Zustande des Schiffes nicht bemerkt werden können, daß in dessen hintersten Ende von der vorigen Tags beschafften Pumpenreinigung her ein zirka 150 Pfund schweres Stück Ballast zu viel liegen geblieben war. Dies bewirkte natürlich, daß das Schiff nach dem Hinterende zu etwas tiefer hing, und also auch das behufs des Sinkens eingelassene Wasser ungehindert mit seinem Gewicht sich nach hinten zu sammelte und die Schrägstellung vermehrte. Durch diese große Schrägstellung mußte selbstverständlich die vordere Pumpe ohne Wasser stehen, die hintere Pumpe dagegen bis an die halbe Kolbenstange überschwemmt werden.

Da diese nun von oben bis unten saugen mußte, so konnte sie nur 50% der normalen Wassermenge ableiten und auch nur unter bedeutend stärkerer Beschwerde gehandhabt werden. Eine andere allmähliche Folge der Schrägstellung war unterdessen die, daß die Eingangsklappe unter das Meerniveau geriet, dieselbe zeigte an ihren Einfassungen einen ziemlich starken Leck, welcher durch Ausspülen der Packung allmählich größer wurde und durch Ein- und Verstämmen nicht beseitigt werden konnte. Um das Schiff zu retten, bevor es durch das Leckwasser vollständig unter das Niveau gebracht, damit das eingelassene Wasser verteilt und beide Pumpen gebraucht werden könnten, half ich den Ballast in Stücken von 100—150 Pfund nach vorn schaffen. Durch die schlechte Stellung wie durch die Last der Stücke, welche auf 4 Fuß auf und vorwärts geworfen werden mußten, und durch die Eile, in der es geschah, sehr anstrengt, mußten wir uns notwendig eine Ruhepause gönnen, welche jedoch zum Auspumpen des Leckes verwendet wurde, wodurch wir auch wieder eine Steigung des Apparates von 6 Zoll gewannen. Da aber wegen der auch hierbei eintretenden Ruhepausen sich das Fallvermögen steigerte, so sah ich mich endlich genötigt, dem langsamen, aber fortwährenden Sinken bis auf den Grund ruhig zuzusehen, worüber zirka 54 Sekunden verstrichen. Nachdem wir den 52 Fuß tief liegenden Grund hatten, nahm der Apparat seine horizontale Stellung wieder an.

Als während des Sinkens der Manometer die Tiefe von 30 Fuß zeigte, richtete ich an meine Gefährten die Worte:

„Wenn es jetzt nicht bricht, so können wir uns retten."

Doch hatte ich kaum ausgesprochen, so hörten wir ein Knistern, darauf Krachen und sahen im selben Moment die linke Wand an das linke 6 Fuß große Trittrad anpressen, dasselbe dicht an der

Nabe von den Speichen absprengen, die Wand eingebogen, die Kernschraube abspringen, den Manometer abdrücken, die Umlaufbalken aus Eichenholz in Splitter brechen, die Nieten lecken, die Kleiderrahmen weggeschleudert, die rechte Vorderwand gleichfalls eingedrückt, die Imuse der Hinterpumpe abgesprengt. Nachdem die erste erdrückende Spannung vorüber war, sagte ich meinen Gefährten:

„Wenn die Wand da oben einbricht, sind wir verloren, wenn nicht, dann können wir uns durch die Eingangsklappe bei komprimierter Luft retten."

Darauf erfolgte eine stumme, aber erwartungsvolle Pause von zirka 1 Minute, während welcher nichts zur Rettung unternommen wurde. Hierauf wurde gepumpt. Da die Luft im Apparat noch nicht komprimiert war, die Lecke aber bis zu Ergüssen von 2 Kannen in 1 Sekunde wuchsen und die Leute vollkommen erschlafft von der anstrengenden Arbeit, doch bereit die letzte Kraft aufzubieten, mich frugen:

„Was sollen wir tun, damit wir das Schiff samt uns retten?" so gab ich denselben die Weisung:

„Aus dem Wasser zu steigen, niederzusitzen, um sich zu erholen, damit sie Kräfte haben, nach geöffneter Klappe schwimmen zu können, doch könne dieselbe erst nachher geöffnet werden, wenn die Luft so stark gepreßt sei, als wie die Schwere des Wassers von oben sei." Obgleich ich, veranlaßt durch die Bezweiflung des Aushaltens, dieses schon früher erklärte, so war es denselben doch nicht möglich, ohne physische Kraftanstrengung 3—4 Stunden ruhig zu sitzen, sondern erboten sich gegenseitig nach Umlauf von zirka 5 Minuten, aufs neue zu pumpen, um, wie selbe sich äußerten, ihre Pflicht getan zu haben, wodurch selbe nur verursachten, daß die Kompression der Luft bis zum Eintritt der Stickluft verzögert wurde.

Auf wiederholte Fragen, was zu tun sei, sagte ich nur:

„Tun Sie, was Sie wollen, es hilft Ihnen nichts, da wir nur durch die Klappe entkommen können." Nun versuchten beide, die Klappe mit Gewalt zu lüften, doch es war, wie ich dachte, noch umsonst, da auf derselben ein Druck von 5544 Pfund ruhte, daher noch nicht gehoben werden konnte.

Ich hüllte mich in meinen Mantel und saß bereits eine Stunde auf dem rechten Trittrad. Da bemerkte ich eine sich allmählich nähernde Leine mit Lot. Die Wahrnehmung dieses wirkte sehr ermunternd auf uns alle, hingegen, da es nicht denkbar war, daß der Apparat so schnell nach oben gebracht werden könne, daß noch genießbare Luft uns erhalte, so verursachte das bald darauf

erfolgende Herunterlassen und Umstricken mit Tauen und Ketten bei mir nur Sorge, wir möchten von den oben Beschäftigten unbewußt eingeschlossen werden. Dieses um 11 Uhr.

Um halb zwölf Uhr kam ein kleiner Anker herunter, hing sich an die untere Fensterrahme und drohte das Fenster zu erdrücken, wodurch die Luft entweichen und Wasser eindringen konnte. Als dieser Anker zum drittenmal abgeglitten war und nicht mehr kam, waren wir froh, doch bald darauf kam eine starke Kette, legte sich um den Hals des Apparates und verhinderte, bei der bereits stark komprimierten Luft, das Öffnen der Klappe. Dieses war mir sehr unangenehm. Doch glücklicherweise glitt der Haken von der Kette ab und die Klappe war frei.

Damit wir nicht noch öfter den nur Gefahr bringenden Rettungsversuchen von oben ausgesetzt würden, wollte ich einen Pumpenhebel losschrauben, um die Klappe, welche noch 80 Pfund Druck von oben erlitt, mit Gewalt zu lüften. Doch dessen wurde ich durch die noch große physische Kraft des Gefährten Witt enthoben, indem derselbe die Klappe mit den Armen lüftete und 2 Zoll aufhob, worauf er mich und Thomsen zu sich rief, um hinauszusteigen. Bei dieser Gelegenheit bat ich die Leute: „Es möge keiner den andern anfassen oder sonst aufhalten, da alle drei leicht hinauskommen könnten, dagegen keiner im anderen Falle."

Als ich Witt entfernt sah, griff ich mit der rechten Hand nach der Luke, mit der linken nach dem unter mir stehenden Thomsen, um ihn mitzunehmen, da derselbe schon so schwach war, daß er alle Gegenstände, woran er sich festhalten konnte, mit solcher Hast und Kraft faßte, wodurch ich befürchten mußte, er könne sich an der Luke festhalten und aus Ermattung nicht hinaufkommend auch mir den Tod bereiten, weswegen ich vorzog, ihn bei den Haaren emporzuziehen, daher vor ihm hinaufstieg; doch wollte mir dieses mit meinen vor Kälte steif gewordenen Fingern nicht gelingen, indem ich ihn nicht fest genug fassen konnte. Doch war er durch das herunterstürzende Wasser erfrischt und konnte sich retten. Auf diese Weise wurden wir vom Luftstrom glücklich an die Oberfläche des Wassers getragen und dort von den Wartenden freudig aufgenommen.

Mein Gefährte Witt äußerte in der letzten unten erlebten halben Stunde:

„Es ist einerlei, wenn wir wieder hinauskommen und so ein Schiff wieder gebaut wird, so fahre ich doch gleich wieder mit, denn die Geschichte ist gut, und daß die Pumpen versagt haben, davor können wir nicht."

JUNGES EUROPA

BLÄTTER DER AKADEMISCHEN JUGEND EUROPAS

1943 HEFT 3

INHALT

HERAUSGEBER: DER AKADEMISCHE KULTURAUSTAUSCH

BERNT NOTKE

Kampf mit dem Drachen
(Stockholm)



DIE EINHEIT DES EUROPÄISCHEN GEISTESLEBENS

BEI ALLER EIGENTÜMLICHKEIT UND VERSCHIEDENHEIT DER EINZELNEN NATIONEN VERRÄT DAS EUROPÄISCHE VÖLKERSYSTEM DENNOCH DURCH EINEN AUFFALLEND ÄHNLICHEN GEIST DER SPRACHEN, DER VERFASSUNGEN, GEBRÄUCHE UND EINRICHTUNGEN, IN VIELEN ÜBRIG GEBLIEBENEN SPUREN DER FRÜHEREN ZEIT DEN GLEICHARTIGEN UND GEMEINSCHAFTLICHEN URSPRUNG IN IHRER GESAMTEN GEISTESKULTUR. DIE BILDUNG DIESER ÄUSSERST MERKWÜRDIGEN VÖLKERMASSE IST SO INNIG VERKNÜPFT, SO DURCHGÄNGIG ZUSAMMENHÄNGEND, SO BESTÄNDIG IN GEGENSEITIGEM EINFLUSSE ALLER EINZELNEN TEILE, SIE HAT BEI ALLER VERSCHIEDENHEIT SO VIELE GEMEINSCHAFTLICHE EIGENSCHAFTEN, STREBT SO SICHTBAR NACH EINEM GEMEINSCHAFTLICHEN ZIELE, DASS SIE NICHT WOHL ANDERS ALS WIE EIN GANZES BETRACHTET WERDEN KANN.

FRIEDRICH VON SCHLEGEL,
DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER,
1772 – 1829.

PROF. DR. G. A. S. SNIJDER, AMSTERDAM:

Formen und Wege des europäischen Geistes

Das Bergsteigen erscheint uns immer als typisches Erlebnis: der mühevolle Aufstieg wird als Leistung empfunden, und wenn am Ende sogar die „Bezwingung" einer bisher noch unerreichten Spitze steht, so lohnt den mutigen Alpinisten nicht nur das Bewußtsein seiner Selbstbehauptung der Natur gegenüber, nicht nur der Genuß der im Grunde selbstgestalteten Landschaft, den der endlich erzwungene Rundblick ihm gewährt, sondern er darf auch damit rechnen, daß sein Name im Kreis der Gleichgesinnten weiterlebt.

Nur wenig Bergsteigern jedoch war es gegeben, ihre Spur in der Geschichte der Menschheit zurückzulassen, und gerade sie waren keine „Alpinisten" im eigentlichen Sinn. Höchstens könnte man Petrarca als solchen bezeichnen, der als „der erste moderne Mensch", wie Renan ihn nannte, den Mont Ventoux bestieg mit der ausgesprochenen Absicht, die Schönheit der ihn umgebenden Landschaft zu genießen und der somit bewußt ein neues Naturgefühl kultivierte. Kaum jedoch den Juden Mose, der einige tausend Jahre vor Petrarca in der Wüste Sinai einen Berg erstieg. Er brachte eine ansehnliche, auch jetzt noch in mancher Hinsicht lehrreiche und aufklärende Gesetzessammlung mit herunter. Sein Berg war ihm nur ein Mittel, um feste Weisungen von außerhalb der Welt zu holen, und wurde weiter nicht beachtet. Seine Spur können wir allerdings noch deutlich verfolgen!

Viel weniger bekannt als Bergsteiger ist der Grieche Geminos. In der fachlichen Spezialliteratur hat er nur eine bescheidene Spur hinterlassen. Er lebte zu Anfang unsrer Zeitrechnung auf Rhodos und erzählte uns, was er und viele andere Griechen dort bei dem Ersteigen des höchsten Berges auf der Insel erlebten. „Sie steigen oft", so sagt er, „*durch die Wolken hindurch* und betrachten dann von der Spitze des Berges die Struktur der Wolken."

Es ist dies eine kleine und unwichtige Mitteilung, und dennoch hat sie eine allgemeine Bedeutung. Denn wenn auch Geminos kaum mehr bekannt ist, die Erlebnisart, die sich in seiner Beobachtung ausdrückt, ist so sehr Allgemeinbesitz aller Völker, die sich Europäer nennen, geworden, daß man in diesem Fall schon gar nicht mehr von „Spur" oder „Spuren" reden kann. Würde man die konstruktive Betrachtung, das systematische Anschauen der Wirklich-

keit — denn das ist im Grunde der Inhalt des griechischen Begriffes *theorein* — aus der europäischen Kultur fortnehmen, so hieße das nicht weniger als ihr das Rückgrat brechen.

Wir kennen alle das griechische Zeitwort *theorein* von unsrem Worte *Theorie* her, das in alle europäischen Sprachen eingegangen ist. Für manchen mag es einen etwas „theoretischen" Nebengeschmack haben, manchmal mag es auch sehr ungriechisch gebraucht werden, dennoch ist es unentbehrlich. Und wenn auch, indem wir unsere „Theorien" aufeinandertürmen, die „Anschauung" hie und da etwas allzu sehr in den Hintergrund gerückt wird, der Gehalt einer Sinngebung der Wirklichkeit bleibt doch auf alle Fälle. Und damit berühren wir, glaube ich, den Kernpunkt der griechischen und zugleich der europäischen Weltanschauung. Wenn die Griechen und wenn wir „die Welt anschauen", so gehen wir dabei von der Voraussetzung, sagen wir ruhig: dem Glauben aus, daß sie einen *Sinn* hat, und daß dieser Sinn in ihr zum Ausdruck kommt. Die griechische und unsre Anschauung ist jedoch nicht nur eine einfache, gläubige Betrachtung des Seins und Werdens um und in uns, sondern vielmehr, wie oben schon angedeutet, ein konstruktives, trennendes, aber auch zusammenfügendes, Beziehungen suchendes, vernunftmäßiges *Schauen*. Bei allem Sehen und Wahrnehmen schaltet, fragend und antwortend, unser *Geist* sich ein. Voraussetzung und Ergänzung dieser Haltung eines ausgeprägten Ichbewußtseins, das sich immer und überall seinen „Gegenstand" sucht, ist die feste Überzeugung, der Glaube, daß im inneren Ich die gleichen Gesetze, dieselbe Gesetzmäßigkeit waltet, welche die äußere Welt lenkt.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken? (Goethe)

Die faustische Frage

Geminos nun, auf seinem Berg, betrachtet die Wolken unter sich und *zugleich* erkennt er, daß sie zusammenhängen, daß es auch hier eine Ordnung, eine Fügung gibt *(systasis)*. Er selbst würde diese Ordnung und Fügung wahrscheinlich ohne weiteres als Natur, als *physis*, bezeichnet haben. Wir, die wir allzu leicht die Identität des inneren und äußeren Gesetzes aus dem Auge verlieren, sprechen dann oft von einem Naturgesetz oder einer Gesetzmäßigkeit und neigen dazu, damit die Vorstellung zu verbinden, als sei die Natur dem Gesetz „unterworfen", und manchmal auch, als sei dieses Gesetz eine Schöpfung unseres Geistes. Für den Griechen *ist* die Natur das Gesetz — so daß *ihn* wohl kaum der Vorwurf des

witzigen Japaners treffen würde, der Europäer glaube, er müsse — wenigstens für sich selbst — die Welt immer wieder von neuem schaffen. Es sind das jedoch im Grunde unwesentliche Abweichungen und keine Devitationen.

Die Hauptsache bleibt, daß wir, so gut wie die Griechen, allen Erscheinungen *gegenüber* treten, daß das ausgeprägte Persönlichkeitsgefühl uns immer wieder zu einem Gespräch, zu einem Fragen und Antworten treibt, und daß die einfachste Formel, auf die diese ewige Frage zurückgebracht werden kann: „*Warum ... ?*“, wie ein Symbol des europäischen Geistes erscheint. Denn diese Frage drängt uns vorwärts, von jeder Antwort zu einem neuen Warum? — und so erfassen und erbauen wir ein System, erschauen wir die inhärente Ordnung der Dinge und erstreben wir den Sinn, die Antwort auf die letzte Frage, „Was die Welt im Innersten zusammenhält.“

Es ist das ein Bedürfnis, eine Fähigkeit, die manchmal fast quälend werden kann, quälend wie die bekannten „Warum?-Gespräche“ mit jungen Kindern, und die uns dann vor den letzten Fragen bei der Religion Zuflucht suchen läßt. Aber es sind eben „die *letzten* Fragen“, zu denen wir auf diesem Wege von Frage und Antwort vorstoßen; und je ernster der Mensch das Leben nimmt, um so weiter wird er diesen Weg gehen. Ganz gleich wo wir wohnen, in Cadiz oder Helsinki, in Narvik oder Sofia, in dieser Hinsicht sind wir alle dieselben, alle Europäer. Denn diese Haltung ist uns allen zu eigen, durch Veranlagung und durch Erziehung, und wie quälend sie mitunter auch sein mag, entbehren möchten und könnten wir sie nicht. Denn sie entspricht unsrem innersten Wesen und bildet die Grundlage der Verständnisbasis zwischen allen Europäern.

Daß die alten Griechen diesen *europäischen Geist* in sich entdeckt hätten, es ist kaum anzunehmen. Aber daß sie ihn wie ein feines Instrument, eine edle Waffe in sich erzogen und beispielhaft ausgebildet haben, das ist wohl ein hohes Verdienst, und aus dem Grunde sind sie auch heute noch unsre Erzieher: die europäische Philosophie und die Kunst, die europäische Wissenschaft und auch die Technik fußen auf ihrer Leistung, die sich scharf von allem vorangegangenen, namentlich von der orientalischen Leistung abhebt. Willig sind alle Völker Europas durch ihre Schule gegangen, nicht, um „etwas Fremdes“ zu *lernen*, sondern weil instinktmäßig empfunden wurde, daß die Voraussetzung dieser Erziehung, der gleichartige seelische Aufbau, gegeben war. Und freudig können wir feststellen, daß die Schüler ihren eigenen Weg gefunden haben, und daß die einzelnen Völker Europas auf dieser *gemeinsamen Grundlage* zu Kulturen *eigener* Färbung und *eigenen* Gepräges gelangt sind.

Und mehr: auch Ableger der europäischen Kultur, wie die *Amerikaner*, sprechen in geistiger Hinsicht *unsre* Sprache — wie dürftig sie es auch immer vermögen! Es ist allerdings zuviel verlangt, wenn sie sich als Anfänger jetzt schon einbilden, wir Europäer müßten uns ihrem Gestammel anpassen, um in der Welt gehört zu werden und zu gelten. Ich zaudre dann auch nicht zu sagen, daß unser *Europäerstolz* uns da im Wege steht, und ich glaube nicht, daß es eine Überhebung ist, diesen Stolz zu empfinden. Ohne hier tiefer auf seine Begründung einzugehen, dürfen wir dennoch die Gegenfrage stellen: Was hat denn Amerika an wirklicher *kultureller* Leistung bisher der europäischen Kultur an die Seite zu stellen? Und wie sollte es denn auch? In der Staatsbildung ist es bis jetzt noch nicht über eine konsequente Durchführung — allerdings ad absurdum! — der simplistischen und verfehlten Ideen der Französischen Revolution — womit freilich praktisch auch die amerikanische Geschichte erst beginnt — hinausgekommen. Von einer Volkwerdung sind in diesem Sammelsurium von entwurzelten Europäern kaum die ersten Anzeichen vorhanden.

In gewisser Hinsicht zehren auch die Russen von der europäischen Kultur. Aber die *Organisation* technischer Leistungen, die Durchführung jüdischer Eingebungen möchte ich dennoch nicht als „Kultur" bezeichnen. Die Geisteshaltung bleibt trotzdem innerasiatisch und uns durchaus fremd. Sie mag ihre Vorzüge und ihren besonderen Wert haben — aber nicht für uns!

Europa benötigt zum eigenen Leben dieses Evangelium aus dem Osten nicht, noch braucht es, wie Amerika, aus einer dürftigen Handvoll „Ideen" zu leben. Als Amerika überhaupt erst anfing, hatte Europa bereits eine lange, reiche und auch blutige Erfahrung hinter sich. Und wenn wir nun sehen, daß Amerika, mit seinem englischen Satelliten — Mr. Churchill würde schon noch merken, welcher Platz ihm und seinem Volk zugedacht ist! — uns verlockende Pläne vorlegt und sie uns als *das* Heil, *die* Ordnung der Welt anpreist, so werden wir wohl kaum verkennen, daß auch diese Konstruktionen „europäischen Geistes" sind, daß sie arbeiten mit Gedankengängen, die uns keineswegs unvertraut sind. Im Gegenteil: sie sind uns nur allzu vertraut!

Warum?

Und wenn wir an diese Probleme herangehen mit unseren Fragen, wenn wir bei der Betrachtung der Alternative, die uns von Amerika her angeboten wird, uns kalt und nüchtern die Frage vorlegen: „Warum ... ja, *warum* führen wir denn diesen Krieg, gegen

Menschen, die uns nach eigener Aussage doch nur beglücken wollen?" — so sollen wir gerade an diese unsre reiche *Erfahrung* als *Europäer* denken. Wir müssen vor allen Dingen daran denken, daß *unsre* Erfahrung uns lehrt, daß es *im Leben der Völker* Hauptsachen und Nebensächlichkeiten gibt, und daß die Völker, die sich von den Hauptquellen ihres Lebens trennen und den spekulativen Neigungen ihrer Bürger zuwenden, untergegangen sind und auch in Zukunft untergehen werden. Dadurch wird es uns leicht sein, über zeitweilige Unannehmlichkeiten und Beschränkungen hinwegzugehen und in diesem Fall nun einmal *nicht* „zu werden wie die kleinen Kinder", die zu allem und jedem ihr — womöglich noch verunglimpftes — „Warum ..." ertönen lassen.

Selbstverständlich ist uns dieser ganze Krieg als Krieg zuwider — dem Führer ganz sicher am allermeisten! — dieser Krieg, der uns von liebgewonnener stiller Arbeit aus den Hörsälen, den Laboratorien und Seminaren wegruft und uns einem Handwerk zuführt, das wir *um seiner selbst willen* bestimmt nicht lieben; dieser Krieg, der uns zwingt, uns einzuteilen und unsere Häuser und Städte zu verdunkeln.

Selbstverständlich ist jedem von uns der Friede und ein größeres Maß persönlicher Freiheit lieber.

Aber diese Dinge sind alle gegenüber den größeren Schicksalsfragen unwichtig, und außerdem stellen sie alle zusammen den Krieg nicht dar, sondern sie sind nur Folge — und Nebenerscheinungen. Jedes „Warum ...?", in diesem Zusammenhang vorgebracht, führt uns zwangsläufig zu der Antwort: „Krieg".

Deshalb gerade ist auch die Frage nach dem „Warum ...?" dieses Krieges eine sehr große, vielumfassende und wichtige, und es genügt uns dann auch keineswegs, nach den Ursachen zu fragen, sondern wir suchen die Gründe, ja, möchten auf *den* Grund kommen. Spüren wir nach diesem Grund, so mag es wohl sein, daß die blutige Erfahrung unsres Kontinents uns mahnt, daß es die höchste Zeit ist, uns auf unsre *Einheit* und unsre *Existenz* zu besinnen. Allerdings nicht in erster Linie deswegen, weil sie vom Osten wie vom Westen her äußerlich bedroht sind. Denn äußerlich wird uns vom Osten wie vom Westen auch eine Existenz, eine Einheit angeboten — eine Einheit sogar, die weit über die hinausgeht, die wir selber wünschen!

Aber *diese* Einheit und Existenz meinen wir dann auch nicht. Wir haben nicht die geringste Absicht, eine zahme, harmlose Herde von Tieren zu werden, dirigiert und verwaltet von den „Herren" im Kreml oder im Weißen Haus in Washington und übertüncht mit einer Einheitszivilisation, die keine Farbe, keine Form und keine Würze mehr hat. Auch wenn wir uns in Zukunft viel mehr auf das

Bindende als auf das Trennende zwischen den Völkern werden besinnen müssen, so halten wir doch an einer Verschiedenheit und Eigenart fest, die erst den *Reichtum des Ganzen* verbürgen.

Das große Bauwerk

Dieses Ganze ist die Einheit, die *wir* meinen und die nicht auf einem unbeschränkten und wahllosen Zusammenwürfeln von *allem* überhaupt Vorhandenen beruht, sondern auf dem begrenzten Einigen von dem, was völkisch, das heißt nach geistiger Anlage und physischem Wesen, in Wahrheit zusammengehört. Erst dann erhält das Wort *Nation* seinen wahren und eigentlichen Sinn einer Gemeinschaft derer, die *durch Geburt* verbunden sind.

Die neuen Nationen im geeinigten Europa jedoch stehen zusammen auf Grund ihrer gemeinsamen Kultur. Es mag und soll da auch der Reichtum der Verschiedenheit und der Abwandlung walten — die Grundlage unsrer gemeinsamen Kultur, von den alten Griechen zuerst gelegt, ist uns gut genug, nein mehr, sie ist unser Stolz! Und wir versagen *jedem*, ob Bolschewisten oder Anglo-Amerikaner, die Berechtigung, uns zu führen — oder gar das Recht, uns in dieser Hinsicht Vorschriften zu machen. Wir haben keine die ganze Menschheit beglückenden Ideale, wir denken nicht daran, die Amerikaner lenken zu wollen, und wir haben weder das Bedürfnis noch den Wunsch, uns in die asiatischen Angelegenheiten der Bolschewisten hineinzumischen. Im Vergleich mit den ihrigen sind unsre Ansprüche noch immer recht bescheiden: wir wollen nur Ordnung *im eigenen Hause* schaffen!

Und wenn nun einer oder der andere fragt: „was ist denn unser eigenes Haus?“, so muß die Antwort lauten: *„Europa!“* Denn Europa heißt der Bau, den wir *geistig* immer schon gemeinsam bewohnt haben und der nunmehr die Häuser, die jeder von uns bis jetzt bewohnte, als Einzelräume einer Gesamtgestaltung umfassen wird. Es ist daher unsre Pflicht, *zuerst* an das große Bauwerk, das wir gemeinsam errichten, zu denken.

Leicht wird das nicht immer sein. Auch hier steigen Fragen auf: „Warum ...?“ Und hier gibt es auch noch manche Bedenken. Niemand wird leugnen, daß manche Härten zu überwinden, ja sogar, daß manche Konstruktionsfehler noch zu beseitigen sind. Wenige dürften dies klarer empfinden als ich, der ich einem Volk angehöre, das in diesem Krieg schon vieles verloren hat, vieles Liebgewonnene versinken sah und den Weg in die neue Zukunft eben erst und zaudernd noch betreten hat.

Wer Solches oder Ähnliches mitempfindet, möge bedenken, daß Geburtswehen nie anders als schmerzlich sind — und dennoch das neue Leben bringen.

PROF. DR. DR. H. C. H. J. DE VLEESCHOUWER,
UNIVERSITÄT GENT:

Die Polarität der europäischen Philosophie

Die Philosophie erhält ihren Wert dadurch, daß sie die Wahrheit in einer sachlichen Art verfolgt und eine objektive Auffassung von der Welt und vom Leben wiedergibt, welche nicht an die Personen, die sie aussprechen, gebunden ist. Dennoch bestimmt ein gewisser individueller und nationaler Determinismus ihre Bildung, denn das Denken kann der Eigentümlichkeit des bildenden Geistes nicht entfliehen; ebensowenig freilich den überindividuellen Kennzeichen, welche ihm durch die rassischen und völkischen Bindungen anhaften, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verliert, und die je nach dem Gemeinschaftsbewußtsein der aufeinander folgenden Epochen betont oder abgeschwächt erscheinen.

Nichts läßt die tiefe Einheit des europäischen philosophischen Denkens besser erkennen als die Leichtigkeit, mit welcher wir in der Lage sind, es z. B. dem orientalischen Denken entgegenzusetzen und sogar dem Denken Amerikas, trotz einer gewissen leicht erklärlichen Ähnlichkeit. Trotz der Zahl abweichender Systeme und ihrer an individuellen oder nationalen Zwischenfällen reichen Geschichte hat sich das europäische Denken mit einer solchen Vielfalt von Themen befaßt, wie man sie kaum in der asiatischen Philosophie antrifft. Darüber hinaus hat es sie in einer so eigentümlichen Weise behandelt, daß wir sein Merkmal ohne Mühe bei jedem Vergleich mit der amerikanischen Philosophie erkennen. Dabei hat Amerika von Europa nicht nur die Methoden, sondern auch das Wesen seines Geistes zu übernehmen versucht, doch gelingt es ihm nicht, die Weisheit zu wiederholen, welche eine zweitausendjährige Tradition des Denkens den Erben Hellas überliefert hat.

Es wäre allerdings ein Fehler, das europäische Denken aus diesem Grunde als einen völlig einheitlichen und geschlossenen Block anzusehen. Unsere Kulturgeschichte teilt es gewöhnlich in eine lateinische und eine germanische, oder in eine mittelmeerische und eine nordische Art des Denkens ein. Diese Einteilung drängt sich dank ihrer geographischen und historischen Überlieferung des Kontinents geradezu auf. Dennoch glaube ich, daß eine andere Darstellung der geistigen Struktur Europas vorzuziehen ist. Die

Trennung zwischen dem Denken des Westens und dem mitteleuropäischen Denken scheint wahrer und fruchtbarer zu sein als die Antithese zwischen dem lateinischen und dem germanischen Denken, die sich in mehreren Beziehungen nur sehr schwer aufrecht erhalten läßt. Um sich eine Vorstellung von der Gefahr zu machen, die darin liegt, genügt es, an England zu denken, welches in einer lateinisch-germanischen Antithese unbestreitbar zur germanischen Welt gehört, während es in seiner inneren Entwicklung dem Typ des westlichen Geistes angehört, und zwar noch mehr als Frankreich.

Es ist nicht möglich, auf einem so beschränkten Raum die genaue und vollständige Analyse dieser geistigen Verhältnisse zu geben und das Gerippe ihrer Geschichte zu skizzieren. Die mitteleuropäische Weltanschauung ist weniger das Werk einer überlegenden Vernunft mit klarer Gesetzmäßigkeit und streng logischem Verstand, sondern vielmehr die eines an origineller Intuition reichen Instinktes, irrationaler und individueller Sentimentalität und eines unaussprechlichen „je ne sais quoi". Wir wissen, daß sich in der geistigen Welt zahlreiche Gegensätze erheben, die durch den unbeständigen menschlichen Charakter erzeugt werden. Wir kennen alle, weil wir ihnen im Laufe unseres Lebens ständig begegnet sind, die Antithesen, welche das Wissen dem Glauben, das Gefühlsmäßige dem Verstandesmäßigen, die Wirklichkeit dem Ideal usw. gegenüberstellen.

Der mitteleuropäische Geist, durch Instinkt und Intuition geleitet, sieht darin keine unüberwindlichen Widersprüche. Er glaubt, daß es jenseits der Antithesen, die im Geistesleben auftauchen, eine höhere *Einheit* gibt, in welcher alle zu einer gemeinsamen Quelle zusammenfließen. Diese Einheit ist nicht nur ein Objekt der Betrachtung, wie Gott es für den Mystiker ist, sondern sie ist auch gleichzeitig ein zu verwirklichendes Ideal. Der Irrationalismus, der einer überlegenen Vernunft keine Genugtuung bietet, wird zum Ausdruck höchster Weisheit. Die irrationale Weisheit, welche von der Intelligenz nur unvollkommen aufgenommen werden kann, ist die Grundlage einer unitären Weltanschauung, deren pantheistisches Wesen in der ganzen Geschichte des mitteleuropäischen Denkens häufig auftritt. Diese coincidentia oppositorum, wie Nikolaus von Cues diese Vision in verständlicher Form auszudrücken versuchte, hat im Laufe der Jahre viele andere Formen gefunden, ihre Natur jedoch kaum geändert.

Der Geist des Westens schlägt eine ganz entgegensetzte Richtung ein. Der Westen, wollen wir uns das ins Gedächtnis rufen, bedeutet für uns eine geistige Realität. Diese, gezeichnet durch abstrakte Intelligenz und überlegende Vernunft, könnte sich nicht

mit einer irrealen Vorstellung von der Welt und dem Leben begnügen, weil eine solche Vorstellung keine klaren Elemente enthält, und weil sie keine andere Gewißheit vermittelt als die des Gefühls. Der Westen verkörpert die Vernunft als Maß des Denkens und der Aktivität. Ihn beschäftigt von allen Erscheinungsformen des Daseins nur das, was die Vernunft klar und eindeutig feststellen und was die Aktivität mit Hilfe einer mathematischen Technik handhaben kann.

Es kann klar zwischen der logischen Vernunft des Westens und der umfassenden Weisheit Mitteleuropas unterschieden werden. So empfänglich sich diese Weisheit für die zahlreichen Antithesen des Lebens zeigt, so unerträglich sind diese für das Verlangen des westlichen Menschen nach Eindeutigkeit und Klarheit. Daher wird er mehr zur Dialektik geneigt sein.

Wenn uns das irrationale Denken eher priesterlich erscheint und weniger an die Strömung der irdischen Dinge gebunden, weil es das Bewußtsein hat, sich auf ein ewiges und beständiges Jenseits zu stützen, reflektiert der rationalistische Westen das bewegte Dasein einer Menschheit, welche die Gründe für ihren Glauben an die Zukunft in den klar erkannten und heftig bekämpften Unzulänglichkeiten der Vergangenheit sieht. Das Genie des Westens ist voll Kühnheit, weil es in der Vernunft die aufbauende Kraft der Welt selbst erkennt. Die Resorption der Antithesen, die coincidentia oppositorum, bedeutet für ihn die höchste Verirrung der Intelligenz. Der Irrationalismus kann in seinen Augen nur ein Anti-Rationalismus sein, d. h. die Verneinung der Vernunft und ihrer angeborenen Einsicht und das Verwerfen der intellektuellen Klarheit. Das Irrationale muß vor der entscheidenden Probe der Aktivität die Waffen strecken. Die Vernunft errichtete in der realen Welt die Mechanik. Die Ähnlichkeit zwischen der physischen Natur und der mechanischen Welt ist der unwiderlegbare Beweis, daß die Zivilisation den Normen der Logik entspricht. Der Westen vertauscht den spekulativen Inhalt der apollonischen Weisheit mit dem Ideal des Weltschöpfers, für den das Weltall nicht ein Objekt der Betrachtung, sondern eine zu erschließende Kolonie ist.

Dieser geistige Dualismus hat die europäische Philosophie bestimmt.

Dennoch vertritt jede dieser Richtungen ein ausschließlich europäisches Denken. Es greift weit über die Ursprungsländer hinaus und hat jeden europäischen Menschen, wo er auch wohnen möge, zur Stellungnahme gezwungen. Ja, im Innern jedes einzelnen wohnen beide Anschauungsarten nebeneinander; aus ihrem fruchtbaren Widerstreit erwuchsen die großen Leistungen Europas.

DR. WERNER MEYER, SCHAFFHAUSEN, SCHWEIZ:

Der europäische Imperativ

Noch kaum je sind wir uns der europäischen Schicksalsgemeinschaft so sehr bewußt gewesen, wie in der Zeit, die seit dem 22. Juni 1941 verstrichen ist. Seit jenem Tage geht es nicht mehr um einzelne nationale Schicksale und auch nicht um ein altes oder neues Europa, sondern um die europäische Selbstbehauptung an sich. Ein Sieg des Bolschewismus würde nicht nur einzelne Nationen auslöschen, sondern Europa als Gesamtheit zum Verschwinden bringen.

Mit dem Europäertum hat es etwas Besonderes an sich:

Asien, Amerika, Afrika und Australien bestehen als Kontinente dank ihrer geographischen Gestalt. Sie sind einfach da, für jeden Laien auf einem Globus als Individualitäten erkennbar; lediglich eine Naturkatastrophe allergrößten Ausmaßes könnte sie als solche aufheben.

Daß Europa ein eigener Erdteil sein will, das ist vom erdgeographischen Standpunkt aus eigentlich eine Vermessenheit. Auf einem Globus betrachtet ist es doch nichts anderes als eine reichgegliederte westliche Halbinsel Asiens; geographisch aber eher weniger von diesem Kontinente abgesondert als etwa Hinterindien mit der malayischen Halbinsel- und Inselwelt es ist.

Europa verdankt sein Sonderdasein nicht so sehr geographischen Tatsachen als einer fortwährenden historischen Leistung: Dem Abwehrkampfe gegen Zentral-Asien. Ja, man kann noch weitergehen und sagen: Wir sind in dem Maße Europäer, als wir keine Innerasiaten sind. Das europäische Bewußtsein hat sich in einem fortwährenden Abwehrkampfe gegen das Asiatentum geformt; wobei es durchaus möglich ist, daß sich nun unter japanischer Führung im Südosten Asiens ein ähnlicher Ablösungs- und Individualisierungsprozeß vom asiatischen Zentralraum vollzieht. — Europa würde in dem Augenblicke zu bestehen aufhören, da seine Völker die große Leistung der Abwehr im Osten nicht mehr vollbringen würden.

Die großen ins Bewußtsein der europäischen Völker eingegangenen historischen Tatsachen haben fast noch immer im Zusammenhang mit Kämpfen gegen die östliche Gefahr bestanden: Der heroische Abwehrkampf der Griechen gegen das Perserreich überstrahlt die ganze Antike, die Schlachten gegen die Hunnen spiegeln sich wider im größten Sagenstoff des deutschen Mittelalters, im Nibelungen-

lied; die Verteidigung Wiens gegen die Türken und die Feldzüge des Prinzen Eugen sind tiefer in das Bewußtsein von Zeitgenossen und Nachwelt eingedrungen als etwa die gleichzeitigen Feldzüge Ludwigs XIV. gegen das Habsburgerreich. Die Stunde von Napoleons Schicksalswende aber schlug ebenfalls im Osten, im Brande von Moskau.

In der europäischen Geschichte hat es immer wieder Epochen verhältnismäßiger Ruhe im Osten gegeben; sei es, daß die hereingebrochenen Bedroher vernichtet worden waren wie etwa die Hunnen oder die Horden Dschingiskhans, oder daß im Osten selbst eine gewisse Beruhigung und Stabilisierung eintrat, wie sie etwa das Zarenreich im 19. Jahrhundert dargestellt hat. In solchen Zeiten konnten sich die europäischen Völker ihrem nationalen Individualismus überlassen, sich an innerkontinentalen Gleichgewichtssystemen erfreuen und ihre gegenseitigen Kriege ausfechten. So wie etwa das antike Griechenland nach der Überwindung der persischen Gefahr sich auf den Peleponesischen Krieg hinbewegt hat.

Aber auf solche Zeitabschnitte sind immer wieder Epochen drängender Gefahr gefolgt, Zeiten, da alles auf dem Spiele stand, da Europa, in seiner Gesamtheit bedroht, zum kategorischen Imperativ wurde, vor dem alle innere *Zwietracht* als niedriger *Verrat* zu versinken hatte.

Bezeichnend hierfür sind die Vorgänge um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Die Glanzzeit des Römischen Reiches lag in der Vergangenheit. In seinen Raum drangen die jungen germanischen Völker. Es schien, als ob das Abendland einem völligen inneren Individualisierungsprozeß anheimfiele. Da brachte der Vorstoß der Hunnen die ganze abendländische Welt in größte Gefahr. In diesem Augenblick aber vollzog sich auch ein europäischer Zusammenschluß, den man kaum ahnen konnte: Das letzte römische Heer unter Aetius besiegte zusammen mit dem Heerbann der Westgoten und burgundisch-fränkischen Hilfsvölkern die Hunnen auf den katalaunischen Feldern. Das war im Jahre 451. Wenig später starb Attila, und das Hunnenreich fiel wieder auseinander.

Römer und Germanen waren gemeinsam der großen Bedrohung aus dem Osten entgegengetreten. In gemeinsam geführtem Kampfe behauptete sich die abendländische Welt. Deshalb konnte auch das wieder zu errichtende Reich nur einen europäischen Charakter haben.

Als am Weihnachtstage des Jahres 800 Karl der Große die Kaiserkrone empfing, war aus dem einstigen römischen, das Gebiet des ganzen Mittelmeeres umfassenden Reiche ein solches europäischen Charakters geworden.

Die gemein-europäischen, übernationalen Kräfte Europas haben immer die großen Abwehrkämpfe gegen die Feinde und Bedränger Europas geführt. Aus der heute wieder neu erwachten europäischen Gemeinschaftsidee wird der Kampf gegen den Bolschewismus geführt.

Europa ist eine große Schicksalsgemeinschaft, die man, wie jede andere natürliche Gemeinschaft, die eigene Familie oder die eigene Nation, nur anerkennen oder verraten kann.

Unser Kontinent kennt jedoch nicht nur die Idee der europäischen Autorität, sondern auch die des Bundes. Ist jene Ausdruck der *Einheit*, so diese der geordneten *Mannigfaltigkeit*.

Der innere Individualisierungsprozeß, den Europa im Zeitalter des Nationalstaates durchgemacht hat, muß als Tatsache anerkannt werden. Die europäischen Nationen haben in dieser Zeit ihr eigenes Bewußtsein gefunden. Dieses Bewußtsein, das in der Eigenart der Sprache, Tradition und Lebensart der einzelnen Völker begründet liegt, läßt sich nicht wieder auslöschen und soll auch nicht ausgelöscht werden. Jedes europäische Volk hat seine Geschichte, seine Kämpfe und Schlachten, sein vergangenes Glück und Leid, seine Helden und seine Märtyrer. Europäische Grenzen sind nicht wie amerikanische oder australische irgend einmal mit dem Lineal auf einer Landkarte gezogen worden, sie sind vielmehr das Ergebnis von oft Jahrhunderte andauernden Kämpfen.

In allen diesen unauslöschlichen Tatsachen liegt europäisches Schicksal, liegt unendlich viel Großes und Erhabenes, das wir bei allem Leid, das es mit sich gebracht hat, nicht gegen amerikanische Plattheit vertauschen möchten. Aber es liegt darin auch eine unheimliche Dämonie. Die Helden und Märtyrer der europäischen Völker zeugen oft nicht nur für die Größe der eigenen Nation, sondern auch für die europäische Entzweiung. Oft erscheint es uns, als ob wir vom europäischen Standpunkte aus die Toten mehr zu fürchten hätten als die Lebenden.

Diese Dämonie läßt sich durch Macht allein, und sei sie auch noch so glorreich strahlend, nicht bannen.

Da ist es nun die Idee des Bundes, die über die Begrenzung hinweg zur Gemeinschaft führt.

Der Nationalstaat, wie er im 19. Jahrhundert für Europa kennzeichnend ist, war die Verkörperung eines absoluten Souveränitätsbegriffes. Er kennt nur die Souveränität des eigenen Staates ohne höhere Bindungen. Dieser absolute Souveränitätsanspruch ist von Natur aus gemeinschaftsfeindlich. Es ist daher auch bezeichnend, daß der erste europäische Staat, der den Begriff der absoluten Souveränität ausprägte, Frankreich, auch der erste Staat gewesen ist, der sich mit einer damals noch außereuropäischen Macht, den Türken, gegen Europa verbündet hat. Im 19. Jahrhundert wurde

das Gleichgewicht der Kräfte zu einem Axiom aller gemeinschaftsfeindlichen Politik der europäischen Nationalstaaten. Im Gegensatz zu dieser Gedankenwelt steht nun die Idee des Bundes. In einem Bunde wird die Souveränität des einzelnen Staates eingeschränkt durch die größere *Gemeinschaft*, ohne daß jene dadurch völlig aufgehoben würde. Das Bundesglied bleibt als staatliche und nationale Individualität erhalten, wird aber in eine höhere Gemeinschaft eingeordnet. Die bündische Idee kennt an Stelle der absoluten Souveränität des Nationalstaates westeuropäischen Gepräges eine abgestufte Rangordnung der Gemeinschaftskreise. Das Frankreich des späten 19. Jahrhunderts z. B. kennt als Gemeinschaft nur die République une et indivisible; diese schließt ebenso nach unten alle andern Gemeinschaften wie Gemeinde und Provinz — und letzten Endes auch die Familie — aus, wie sie nach oben jede höhere Bindung ablehnt. Individuum und Nation bleiben als einzige Pole erhalten. Demgegenüber bringt die bündische Ordnung eine Hierachie der Gemeinschaften. Die kleinere Gemeinschaft wird von der größeren nicht aufgesogen, vielmehr als solche mit allen ihren Werten erhalten. Tradition und Kultur der kleineren Gemeinschaft werden durch den Zusammenschluß in einem Bunde nicht berührt.

So ist denn die bündische Organisation wie kaum eine andere geeignet, größere, aber innerlich reichgegliederte Räume zusammenzufassen, Gegensätze zu überbrücken, Eigenheiten zu schonen und das Leben in allen Teilgebieten zu befruchten. Die größere Gemeinschaft übernimmt grundsätzlich nur die Aufgaben, die die kleineren Einheiten nicht oder weniger gut zu lösen vermögen. Eine Initiative und Verantwortung abtötende Überzentralisation wird damit vermieden. Der Bund der europäischen Völker ist eine Lebensnotwendigkeit für Europa. Ein Gebiet, das wohl letztlich *eine geistige Einheit* darstellt, wird durch diesen Bund zu einer unentrinnbaren Schicksalsgemeinschaft geformt, deren sich die Besten aus allen Nationen schon heute bewußt sind, und die vielleicht schon morgen zur Künderin der erneuerten höchsten Werte des menschlichen Geistes wird. Sie vermag den Ungeist gegenseitiger Absonderung und das Unheil, das Europa noch gestern zum Schauplatz blutiger Bruderkämpfe machte, zu überwinden.

Das neue Europa wird die zentrifugalen Kräfte bannen und im Bewußtsein der *gemeinsamen* Werte auf allen Lebensgebieten zu einer Größe emporsteigen, von der aus es in die Vergangenheit nur noch wie in den *Werdeprozeß* seines größten Gedankens, des Gedankens seiner unentrinnbaren Einheit, zurückschauen wird.

Die Ausprägungen dieses Gedankens werden in stärkstem Maße die europäische Zukunft bestimmen.

PROF. DR. ALFREDO PIMENTA,
UNIVERSITÄT LISSABON:

Der weite Griff

Schon mehr als einmal habe ich seit dem letzten Kriege geschrieben, daß ich als Europäer jede Einmischung des neuen Kontinents in die Angelegenheiten Europas als eine Beleidigung empfinde.

Ich verstehe die Monroe-Doktrin im weitesten Sinne des Wortes: Amerika den Vereinigten Staaten. Es ist dies ein Problem, das einzig und allein die amerikanischen Länder angeht, ob sie sich militärisch, wirtschaftlich, industriell und finanziell der Macht der Vereinigten Staaten unterwerfen oder ob sie unabhängig bleiben wollen.

Andererseits bin ich der Ansicht, daß Europa solidarisch sein müßte in der Ablehnung dieser amerikanischen Impertinenz. Die amerikanische Zivilisation ist in ihrer Struktur und in ihrem Wesen mit der europäischen Kultur nicht vereinbar. Europas vieltausendjährige Kultur bedingt eine Struktur, die der Dollar und die Gerüchtemacherei nicht besiegen können. Der Amerikanismus ist aber erst von gestern.

Amerika ist nicht, wie man leichtsinnigerweise so oft behauptet hat, die Verlängerung Europas, sondern vielmehr seine Entartung.

Immer wenn sich Amerika in unser Leben einmischte, tat es dies zum Schaden Europas. Die Monroe-Doktrin datiert aus dem Jahre 1823. Das damals verkündete Prinzip war rein defensiv. Mit dem ersten Roosevelt wurde es in ein offensives und aggressives umgewandelt. Damals wurde der amerikanische Imperialismus ins Leben gerufen, nicht nur auf Kosten Mittel- und Südamerikas, sondern auch auf Kosten Europas. Im Krieg von 1914 haben die Vereinigten Staaten England und Frankreich botmäßig gemacht. Um das allgemeine Durcheinander zu vollenden, gründeten sie den Völkerbund, dem sie jedoch selbst nicht beitraten, um sich das Schauspiel von außen ansehen zu können.

In der Periode, die dem Versailler Frieden folgte, haben die Vereinigten Staaten nicht für einen Augenblick ihre Rolle als

Herrscher über Europa aufgegeben, um es vollends in die Anarchie zu stürzen. Als England und Frankreich 1939 Deutschland den Krieg erklärten, sah jedermann, daß hinter ihnen die Vereinigten Staaten standen, die Deutschland in ihrem Auftrag provozierten. Ich kenne keine Politik, die zynischer und verlogener ist, als die der Vereinigten Staaten in diesem Krieg. Stets traten sie mit ihren Provokationen in die vorderste Linie, markierten aber Neutralität und Friedensliebe. Die Vereinigten Staaten haben sich unaufhörlich eifrig bemüht, Öl ins Feuer zu gießen und die Flammen zu schüren, damit sich die Kräfte der Vernichtung zusammenschließen und sich der Welt bemächtigen sollten. Indem sie ihre Neutralität erklärten, unterstützten sie England. Sich als Freunde Japans ausgebend, versuchten sie, es einzukreisen. Sie erklärten, daß sie niemals ihre Soldaten außerhalb des amerikanischen Kontinents verschicken würden, um im gleichen Augenblick neue Heere aufzustellen und die Zündschnur ans Pulverfaß zu legen. Sie waren der Staat, der den Krieg am aktivsten betrieb, denn sie wurden es nicht müde, die einen zu reizen und den anderen Waffen zu liefern. Sie schufen tausend und einen Vorwand, um Deutschland dazu zu bringen, ihnen den Krieg zu erklären.

Nachdem man dies nun in allen Einzelheiten kennt — es spielte sich ja erst vor kurzem ab, und man hat es nicht vergessen — versuchen nun die Vereinigten Staaten sich als Friedensengel kanonisieren zu lassen.

Warum wollten die Vereinigten Staaten den Krieg, der Europa und die Welt heimsucht? Nur zwei Staaten konnte dieser Krieg etwas einbringen: der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten. Der Sowjetunion deswegen, weil der Krieg ihr die westlichen Grenzen nach Europa öffnen und dieses in ein großes bolschewistisches Versuchsfeld umwandeln würde. Den Vereinigten Staaten aus dem Grunde, weil sie, nachdem die Welt erschöpft, ausgesogen und zersplittert sein würde, diese absolut zu beherrschen beabsichtigen.

Jüdische und antieuropäische Kreise haben sich zu unerbittlichen Feinden Europas gemacht. Der augenblickliche Krieg ist eine unheilvolle Zusammenarbeit zwischen dem Bolschewismus und dem USA-Imperialismus. Das haben die Tatsachen bewiesen, und das bestätigt Washington täglich aufs neue.

OBERST BLAU,
OBERKOMMANDO DER DEUTSCHEN WEHRMACHT:

Die große Kameradschaft

Europas Soldaten im Osten

I.

Seit dem Beginn des Krieges zwischen Großdeutschland und der Sowjetunion sind durch die Mehrzahl der europäischen Völker Bewegungen gegangen, die darauf abzielten, die eigenen nationalen Kräfte der Erfüllung der gemeinsamen europäischen Aufgabe dienstbar zu machen. Es hatte den Anschein, als sei durch die vorbeugende militärische Aktion der deutschen Führung gegen den gefährlichsten Feind der abendländischen Kultur und Zivilisation vom nationalen Dasein auch der übrigen Völker Europas ein politischer und geistiger Druck genommen worden, der sich seit langem als innen- und außenpolitische, vor allem aber auch als geistige Gefahr ausgewirkt hatte. Zwar war in den ersten beiden Kriegsjahren bereits ein gewisses europäisches Gemeinschaftsgefühl entstanden, das seit der Vertreibung Englands vom Kontinent immer schärferen Ausdruck fand. Dieses Gemeinschaftsgefühl gründete sich auf die jahrhunderte alte Erkenntnis, daß die Ziele der traditionellen englischen Politik ihrem Wesen nach immer im Gegensatz zu den wirklichen Interessen der europäischen Nationen stehen mußten. Daß die sogenannte Politik des europäischen Gleichgewichts in Wirklichkeit nichts anderes als eine klug durchdachte Methode der systematischen Schwächung der politischen Kräfte des Kontinents war, hatte die englische Nachkriegspolitik mit ihrer Unterwerfung des nur scheinbar siegreichen Frankreich unter die britischen Interessen und mit ihrer im sogenannten Völkerbund häufig übernommenen, aber zu nichts verpflichtenden Schiedsrichterpose in ausreichendem Maße dargetan. Die angemaßte Schiedsrichterrolle Englands in allen europäischen Angelegenheiten war niemals etwas anderes als Ausdruck der politischen Absicht, die Bildung eines festen kontinentalen Machtkernes durch geschicktes Ausspielen widerstreitender nationaler Interessen zu verhindern. Der Versuch Deutschlands und vor allem des Führers selbst, England gegenüber zu beweisen, daß die Bildung eines starken politischen Kernes in Mitteleuropa keineswegs den Bestand der britischen Machtpolitik — verkörpert in der weltpolitischen

und weltwirtschaftlichen Organisation des Empire — zu gefährden brauche, scheiterte an dem hartnäckigen Unverständnis der englischen Führungsschicht und an ihrer Beeinflussung durch die gegen den Nationalsozialismus in Gang gebrachte Welthetze. Als nach der Schlacht von Dünkirchen der letzte englische Soldat das europäische Festland verließ, und als schließlich dem erneuten Auftreten englischer militärischer Kräfte durch den deutsch-italienischen Sieg auf dem Balkan ein schnelles Ende bereitet worden war, — da hatte sich bereits der Aufmarsch der jungen europäischen Kräfte gegen England siegreich durchgesetzt. Mehr noch: die Mehrzahl der europäischen Völker begann damals zu erkennen, daß auch die geistige Trennung Englands von Europa nunmehr Tatsache geworden war.

Diese Erkenntnis aber mußte naturgemäß zu besonders scharfen Folgerungen in dem Augenblick führen, in dem das aus Europa verdrängte England politisch und militärisch gemeinsame Sache mit einem seinem Wesen nach antieuropäischen Staate zu machen begann: mit der Sowjetunion. Mit dem Bündnis dieser beiden Mächte entstand geradezu ein Antieuropa, das das wirkliche Europa in seinem kulturellen Bestand und jede seiner Nationen in ihrem politischen und sozialen Gefüge bedrohte. Im gleichen Augenblick aber gewinnt, bezogen auf dieses Bündnis, ein Wort Goethes Gültigkeit. Im Sturm des immer stärker erwachenden europäischen Gemeinschaftsgefühls nämlich erwies sich das englisch-sowjetische Antieuropa als jener Kraft zugehörig, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Das Gute aber, das in diesem Falle geschaffen wurde, war der drängende Impuls der europäischen Völker, nun auch mit dem Blute ihrer Söhne das heilige Vermächtnis der abendländischen Kultur und Gesittung zu verteidigen. Der Gemeinschaftssinn, dessen bisheriges Fehlen die europäischen Völker mit vielen schweren und blutigen Kriegen bezahlen mußten, erwachte in den Besten dieser Völker angesichts der ungeheuren Gefahr, die gleichzeitig von der englischen Insel und vom bolschewistischen Rußland aus heraufzog. Damit wuchs die Bedeutung des gegenwärtigen Krieges über den Konflikt zwischen verschiedenen Nationen hinaus und ordnete sich nun auch äußerlich ein in das beginnende Zeitalter der großen weltanschaulichen und kontinentalen Auseinandersetzungen.

II.

Heute können wir nun auf mehr als ein Jahr dieser gemeinsamen Kampferfahrung zurückblicken, in der das neue europäische Soldatentum seine erste Weihe empfangen hat. Seit mehr als

einem Jahr ziehen die Marschkolonnen der europäischen Verbände auf den gleichen Straßen in gleicher Richtung gegen den gleichen Feind. Viele Male haben Männer aus nahezu allen europäischen Nationen Schulter an Schulter die Feuertaufe empfangen und sich in den Gefechten und Schlachten des Ostens zum Siege durchgekämpft. Wir wissen, daß nichts die Menschen fester und dauerhafter verbindet als das im gemeinsamen Kampfe vergossene Blut. Von Europa her gesehen kennzeichnet heute die Ostfront jenen Raum, von dem aus das zukünftige europäische Leben seine stärksten Energien empfangen wird. Die große europäische Kameradschaft, die an der Ostfront geboren wurde, läßt keinen Raum mehr zu für die Vorstellung, daß jene Völker, deren Soldaten heute gemeinsam der Gefahr des Bolschewismus kämpfend entgegentreten, jemals wieder gegeneinander marschieren könnten.

Wenn man die europäischen Verbände, die heute an der Ostfront stehen, betrachtet, dann wird ersichtlich, wie sich aus vielen einzelnen Mosaiksteinen bereits ein neues eindrucksvolles Bild des neuen Europa zu formen beginnt.

Um den Kern der deutschen Armee ordnen sich die Heere der verbündeten Staaten. Von ihnen möchte ich an erster Stelle die stolze *finnische Wehrmacht* nennen, die bereits anderthalb Jahre vor der Entfesselung des großen Kampfes während eines schweren und blutigen Winterkrieges den Ansturm der bolschewistischen Armee allein ausgehalten hat. Wir können es heute offen aussprechen, daß wir damals, wenn auch unsere Hände politisch und militärisch durch höhere Notwendigkeiten gebunden waren, mit unseren Herzen am Kampfe des finnischen Volkes gegen den brutalen Zugriff der sowjetischen Machthaber stärksten Anteil genommen haben. In der Persönlichkeit des Marschalls Mannerheim verkörperte sich damals wie heute für uns nicht nur edelster soldatischer Geist, sondern auch höchstes menschliches Verantwortungsgefühl seinem Vaterland und ganz Europa gegenüber.

Nach den finnischen Soldaten traten im Ostraum die Soldaten *Italiens* an, zunächst im Rahmen eines Expeditionskorps unter Führung des Generals Messe, nunmehr aber schon seit langem in der geballten Kraft der Armeen, die gerade in den Schlachten dieses Jahres einen Großanteil der Opfer getragen, aber auch einen entsprechend großen Anteil des soldatischen Ruhmes zu beanspruchen haben.

Gleiches ist zu sagen von den Angehörigen der *rumänischen Wehrmachtsteile*, die vor allem im Süden der Ostfront härteste Kämpfe siegreich bestanden haben. Die Namen Odessa, Sewastopol, Stalingrad und Kaukasus sind mit denen des Marschalls Antonescu

und seiner Truppen für immer ruhmreich in das Buch der rumänischen Kriegsgeschichte eingetragen.

Auch die *ungarische* und die *slowakische* Wehrmacht haben in freudiger Hingebung unter ihren bewährten Führern, von denen viele das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes tragen, Höchstes geleistet und für die künftige Mitarbeit ihrer Länder an den Aufgaben des neuen Europa durch das vor dem Feind vergossene Blut ihrer Söhne die Voraussetzungen geschaffen.

III.

Zu diesem Block der deutschen und verbündeten Armeen aber haben sich voller Freiwilligkeit Männer aus *neutralen* Staaten, ja sogar aus ehemaligen *Feindstaaten* gefunden. Und das ist ein Vorgang, der von symbolischer Bedeutung für die bereits heute vorhandene tiefe Verwurzelung der europäischen Schicksalsgemeinschaft in den einzelnen Nationen ist. Gerade in den aus Tradition neutralen Staaten ist naturgemäß häufig ein geistiges Klima vorherrschend, das dem freiwilligen soldatischen Einsatz nicht günstig ist. Um so höher ist es einzuschätzen, wenn sich Söhne dieser Staaten dem als schicksalhaft erkannten europäischen Kampf zur Verfügung stellen, zumal sie dieses soldatische Opfer in gewissen Kreisen ihrer nicht immer einsichtsvollen Landsleute menschlich oftmals isoliert. In besonderem Maße gilt dies für jene Männer, die aus den Reihen der ehemaligen Feindstaaten an die Ostfront geeilt sind. Der Entschluß dieser Männer wirft ein helles Licht auf die vielfach im Verborgenen heranreifende Kraft des neuen Europa, das mehr ist als eine politische Konstruktion, mehr als ein diplomatisches Gegenstück zur Atlantikcharta der Feinde, nämlich eine elementare politische und kulturelle Notwendigkeit, die seit langem schon vorhanden war, die aber durch den Schicksalskampf im Osten schnell und stark auch in den Gedankengängen bisher noch abseits stehender europäischer Nationen Fuß gefaßt hat.

Jede dieser Legionen hat ihre Blutopfer gebracht, die oft, gemessen an ihrer Gesamtstärke, sehr beträchtlich sind. Unter diesen Opfern gedenken wir insbesondere des Kommandeurs der *dänischen Legion*, des Oberstltn. Frhr. v. Schaelberg.

Die *spanische blaue Division* ist als erste selbständige Freiwilligenformation aufgestellt worden, um mit ihrem Blut der Verbundenheit Spaniens mit den Ländern der Achse Ausdruck zu geben. Es ist selbstverständlich, daß gerade die nationale Elite Spaniens nicht nur mit ihren Sympathien, sondern auch durch die Tat am Kampfe gegen den Bolschewismus teilnehmen wollte. Die

furchtbare Prüfung des Bürgerkrieges, dessen Schatten noch heute über dem Leben des spanischen Volkes zittern, war gleichzeitig eine Generalprobe, die die bolschewistische Verschwörung mit dem Gewissen Europas veranstaltete. Und im Hinblick auf das gegenwärtige Bündnis zwischen England und der Sowjetunion gewinnt die undurchsichtige Haltung der englischen Politik während des spanischen Bürgerkrieges eine Bedeutung, die nur von sehr Kurzsichtigen nicht gesehen und nicht genügend bewertet werden kann. Im Grauen des Bürgerkrieges, inmitten des unermeßlichen Leides, das über unzählige spanische Familien hereinbrach, wurde jener Same gelegt, aus dem die spanische blaue Division gewachsen ist, wurde jener Geist gehärtet, in dem sie nun schon seit mehr als einem Jahre ihren unerbittlichen Kampf gegen den bolschewistischen Feind führt, dessen gefährliche Kampfweise sie aus ihrem eigenen Lande kennt. Damit haben die jungen spanischen Freiwilligen eine Erfahrung voraus, die ihren Kampf unerbittlich werden läßt.

Ihre Begeisterung aber ist nicht ein bloßer Gefühlsüberschwang, sondern vor allem die Folge der unausweichlichen Erkenntnis, daß der europäische Kampf im Osten um alles geht, was den Menschen aller europäischen Nationen heilig und wert ist: um den nationalen Bestand der Völker, um die Erhaltung der Familie und um die Bewahrung der großen geistigen Traditionen, in deren Zeichen das Leben unseres Kontinents steht.

Die eindeutige Erkenntnis der Gefahr ist es auch gewesen, die den *kroatischen Staatschef* veranlaßte, *kroatische Freiwillige* nach dem Osten zu entsenden, da er in der Vernichtung des Bolschewismus die Erfüllung eines Teiles seines Lebenswerkes erblickt. Nach seiner Rückkehr vom Besuch an der Ostfront äußerte er, daß seine früheren Ahnungen von der Gefahr des Bolschewismus durch das an Ort und Stelle Gesehene noch weit übertroffen worden seien. Während seines Fluges im Osten sei es ihm klar zum Bewußtsein gekommen, daß durch ein weiteres Zuwarten des Führers ganz Europa vom Bolschewismus verschlungen worden wäre, da der Bolschewismus seine ganze Produktionskraft schon viele Jahre vor dem Kriege auf das Schmieden von Stahl und Waffen umgestellt hatte, um im geeigneten Moment gegen die zivilisierte Welt loszuschlagen.

IV.

Die bewußte Jugend Europas hat sich gegen den bolschewistischen Angriff auf die Werte der europäischen Kultur zusammengeschlossen, um sie durch die lebendige Mauer ihrer Leiber wie mit

einem Schutzwall zu umgeben. Dafür sind sie angetreten, die spanischen, die kroatischen und die dänischen Freiwilligen. Dafür setzen sich aber auch die Legionäre jener Völker ein, die noch in diesem Kriege anfänglich im Kampfe gegen uns gestanden haben: Die Wallonen, Norweger, Flamen und Niederländer. Ihr Vorhandensein in den Reihen der im Osten kämpfenden Armeen läßt uns erst den rechten Blick für die ganze Größe dieses europäischen Kampfes gewinnen. Wenn wir nur um zwei Jahre in die Vergangenheit zurückschauen, wird uns klar, welch gewaltige geschichtliche Entwicklung in der einfachen Tatsache liegt, daß ehemalige Gegner aus den großen Schlachten in Belgien und Flandern in ihren besten Vertretern und auf absolut freiwilliger Grundlage heute Glieder der Frontkameradschaft im Osten sind. Diese Flamen und Belgier lieben ihr eigenes Vaterland deswegen in nicht geringerem Maße. Mit Schmerz werden sie die Niederlage empfinden, die ihre Völker im Kampfe gegen Deutschland erlitten haben. Aber dieser patriotische Schmerz hat sie nicht zu Boden gedrückt oder in Verzweiflung getrieben. Über ihn hinaus haben sie ihre Blicke beim Ausbrechen des deutsch-sowjetischen Krieges auf das europäische Schicksal gerichtet. Und sie haben nicht gezögert, jener inneren Stimme zu gehorchen, die ihnen den Einsatz ihres Lebens an der Ostfront befahl. Dieser Einsatz wird sich, davon sind wir überzeugt, eines Tages, wenn der Neubau Europas unter friedlichen Bedingungen begonnen werden kann, auch zugunsten ihrer Völker auswirken. Im Zeichen dieser Hoffnung haben sie und ihre Familien auch die Feindschaft auf sich genommen, die ihnen das noch immer vorhandene Unverständnis eines Teiles ihrer Landsleute eingebracht hat. Im Zeichen dieser Hoffnung haben viele von ihnen zu sterben verstanden.

Die europäische Jugend, die in den Freiwilligenformationen an der Ostfront kämpft, wurde nicht, wie von seiten unserer Feinde behauptet worden ist, durch Gewalt oder durch propagandistische Überredungskunst zu ihrem Einsatz gebracht. Sie gehorchte vielmehr der Stimme ihres eigenen Gewissens.

Es ist unabweislich, daß diese Tatsache für die Gestaltung der europäischen Zukunft beträchtliche Auswirkungen zeitigen wird. Schon die in der Gegenwart spürbaren Ergebnisse sind von größter Eindruckskraft. Zunächst einmal haben alle diese Legionäre die Entschleierung des sogenannten „Sowjetparadieses“ aus nächster Nähe miterlebt. Sie legen schon heute in ihren Völkern Zeugnis dafür ab, daß die Arbeit der Dritten Internationale in den Grenzen der einzelnen europäischen Staaten auf bewußter Irre-

führung hinsichtlich der in der Sowjetunion herrschenden Zustände beruht.

Ferner legen sie vor aller Welt die Verantwortungslosigkeit jener Mächte dar, die sich unter Berufung auf die höchsten menschlichen Werte mit dem Bolschewismus verbündet haben, vor seiner furchtbaren Wirklichkeit aber die Augen verschließen zu können glauben. Schließlich aber vertreten sie in der gegenwärtigen Schicksalsstunde die Wahrheit des Satzes, daß es in den Stunden tödlicher Gefahr für ganz Europa keine sogenannte Neutralität mehr geben kann, die nicht gleichzeitig Zeichen eines schwerwiegenden Mangels an Mut und an Verantwortungsgefühl ist.

Nicht zuletzt aber ist zu erwägen, daß die Freiwilligen der europäischen Völker nach Beendigung des Krieges zweifellos dazu berufen sein werden, im Rahmen ihrer Länder besondere Aufgaben zu übernehmen. Sie sind in erster Linie dazu berufen, an der Eingliederung ihrer Länder in den europäischen Neubau mitzuarbeiten. Ihre Berechtigung zu maßgeblicher Mitwirkung bei dieser Aufgabe ergibt sich aus der Tatsache, daß sie als erste das gemeinsame europäische Ziel erkannten und bereit waren, für seine Erreichung zu bluten.

So hat die europäische Idee in nahezu allen Völkern des Kontinents die begeisterungsfähige Jugend unwiderstehlich an sich herangezogen, um den einzelnen Nationen als gesunden Organismus durch todesmutigen Einsatz den Weg in ein neues europäisches Gemeinschaftsleben zu erkämpfen.

V.

Neben diesen freiwilligen Legionsverbänden der europäischen Jugend müssen wir noch einer anderen Form der Beteiligung europäischer Völker am Kampfe gegen den Bolschewismus gedenken. Ich möchte ganz kurz auf die Tatsache hinweisen, daß seit einiger Zeit auch bisher unter sowjetischer Herrschaft lebende Ostvölker Freiwillige zum Kampf gegen ihre früheren Unterdrücker gestellt haben. Diese Freiwilligen, deren Zahl in ständigem Anwachsen begriffen und heute bereits sehr hoch ist, haben den Bolschewismus in seiner eigentlichen Form als Staat kennengelernt. Sie haben im Verlauf der letzten 25 Jahre erleben müssen, wie Bürokratie und Parteiterror ihre völkischen Eigenarten zerstörten, um ungehindert die uniforme und widerstandsunfähige Masse des sogenannten „Sowjetvolkes" schaffen zu können. Sie haben erlebt, wie ihr soziales Gefüge zerbrochen und ihre völkische Überlieferung

verlacht wurde, zugunsten eines öden und im ganzen Sowjetreiche überall gleich armseligen Alltags. Es ist daher nicht verwunderlich, daß diejenigen Elemente aus diesen Ostvölkern, die ihre Aktivität über die lange Zeit der Versklavung hinweggerettet haben, nach und nach zu den deutschen und verbündeten Armeen stoßen. So verschieden auch manche ihrer Motive von denen der europäischen Legionäre sein mögen, im Haß gegen den gemeinsamen bolschewistischen Feind finden sich die Freiheitskämpfer aus den Reihen der Ostvölker mit den Soldaten des übrigen Europa zusammen.

So erwächst aus freiwilligem soldatischen Einsatz und aus freiwilliger Arbeit noch mitten im Kriege eine neue europäische Gemeinschaft, die man vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Sie unterscheidet sich von den vorhergegangenen unzulänglichen Versuchen, Europa eine gewisse Gemeinschaftsordnung in engsten Grenzen zu geben, wie das vergeblich von den verschiedenen „Ententen" bis hin zur Genfer Liga unternommen wurde, vor allen Dingen durch das Fehlen materieller Spekulation und leichtfertigen Versprechungen. Die im Opfer der deutschen und verbündeten Soldaten, sowie der europäischen Freiwilligen entstehende Gemeinschaft ist soldatisch geprägt. Sie ist eine Gemeinschaft des Kampfes der männlichen Tugenden und der zähen Erfüllung der gestellten Aufgabe — eine Gemeinschaft, an deren heldischer und dennoch schlichter Größe die wenig ehrlich gemeinten Versprechungen der im feindlichen Lager zusammengezimmerten Atlantikcharta abgleiten.

So ist jene große, wenn auch in sich noch so gegensätzliche, antieuropäische Front entstanden, gegen die sich das europäische Gewissen mit all seiner frischen Kraft gewandt hat. Die Heere Europas sind der erste Ausdruck dieses Gewissens. In der Abwehr seiner größten Gefahr hat Europa endlich ein gemeinsames Ziel erhalten und damit eine neue und große, geistig-politische Aufgabe für die Zukunft. Ebenso wie unsere Volksgemeinschaft aus soldatischem Geist geboren wurde, wird das europäische Soldatentum zur Grundlage der europäischen Gemeinschaft werden. Die soldatischen Tugenden, Kameradschaft und Opferwille, hochzuhalten und immer allgemeiner zur Geltung zu bringen, sie vor allem in der Jugend und im arbeitenden Menschen lebendig werden zu lassen — das ist der große Auftrag, der dem soldatischen Opfer im Osten entströmt.

Viele Mauern zwischen den europäischen Völkern werden niedergerissen werden. Die Kameradschaft der Ostfront wird stärker sein, als die negative Überlieferung gegenseitig gehegter Feindseligkeiten.

SOLDAT HEINZ DRECHSEL,
1942 AN DER OSTFRONT GEFALLEN:

An meine Eltern

Die letzten Tage sind schwer gewesen. Kameraden, die gestern noch neben mir standen, ruhen nun schon in der russischen Erde. Manches junge Leben ist ausgelöscht, viele Hoffnungen sind plötzlich vernichtet worden. All das zwingt jeden geradezu, sich einmal mit dem Gedanken zu beschäftigen, daß ihn selbst das Schicksal trifft. Auch ich habe darüber nachgedacht, und ich sehe dieser Möglichkeit jetzt mit ganz anderen Augen entgegen als noch vor wenigen Wochen. Ihr mögt vielleicht denken, daß der Tod deshalb viel von seinen Schrecken verloren hat, weil man ihm täglich begegnet. Gewiß, das mag zutreffen; die grundsätzlichen Ursachen jedoch liegen tiefer.

Hier erlebt jeder, der geistigen Problemen nicht ganz verschlossen ist, eine grundlegende Umwandlung seiner Anschauungen. Dinge, die man früher für den Inhalt des Lebens ansah, sind unsagbar nichtig, bedeutungslos und unwichtig geworden, während gleichzeitig Fragen, die man einstmals belächelte, wenn man sie überhaupt erwog, jetzt in ruhigen Stunden immer mehr unsere Gedankenwelt ausfüllen.

Es heißt immer wieder, man verrohe im Krieg; nun, die Umgangsformen werden keineswegs höflicher, doch das ist in dieser harten Umwelt natürlich und unbedingt notwendig. Und — kann man denn einen Menschen allein danach beurteilen? Ist nicht die geistige Haltung viel ausschlaggebender? Diese aber ist bestimmt feinfühliger, verinnerlichter, wenn sie sich auch in einer rauhen Schale verbergen mag, die oft undurchdringlich scheint.

In den kurzen Stunden der Ruhe aber, die zwischen den schweren Kämpfen liegen, öffnet sich diese Schale weit: Man sinnt über Gott nach, über den Inhalt unserer Weltanschauung, über das Wesen der Liebe — und alle diese Worte haben hier einen viel reineren Klang.

Auch an Euch alle denke ich oft, an meine Eltern, die mir so viel Liebe entgegenbrachten, und an die Kameraden, mit denen ich so manche schöne Stunde verlebte. Bilder aus der Schulzeit steigen in

der Erinnerung auf, der Deutschunterricht mit Schiller und Goethe, die uns mehr zu sagen haben als wir damals verstanden, die Geschichtsstunden mit den Gesprächen über die europäische Gemeinschaft, deren Begriff damals noch recht verschwommen war, die aber jetzt klarer hervortritt und durch das starke Band gemeinsam vergossenen Blutes und gemeinsamer Opfer zu einer unlösbaren gemacht werden wird...

Die Kluft zwischen dieser vertrauten, ein wenig träumerischen Welt der Gedanken und der Vergangenheit und der vollkommen neuartigen, harten der Wirklichkeit und Gegenwart ist sehr, sehr weit. In den ersten Wochen fiel uns der Übergang oft recht schwer. Heute hat sich dies völlig geändert.

Während ich zuerst bei dem Gedanken an Eltern, Kameraden, Kunst und Gemeinschaft eine sehnsüchtige Unruhe verspürte, gibt mir nun gerade dieser Gedanke Ruhe, Kraft und Zuversicht. Die Gewißheit, für dies alles zu kämpfen, macht uns viele schwere Stunden leicht.

Auf uns kann sich die Heimat unbedingt verlassen. Wohl hat es Rückschläge gegeben und andere mögen folgen; im entscheidenden Augenblick aber wird die Front ein eherner Wall sein, der durch nichts zu erschüttern ist, wenn dahinter die Heimat ebenfalls bereit ist, alles einzusetzen. Wir müssen von Euch zu Hause eine würdige Haltung verlangen und zu Euch das gleiche Vertrauen haben können, das Ihr uns mit Recht schenkt. Dann aber werden wir unüberwindlich sein.

Es ist doch heute vollkommen nebensächlich, warum denn nun eigentlich dieser Krieg ausgebrochen ist. Wenn man weiß, um welche Werte es hier geht, und wenn man hier immer wieder sieht, in welchem Ausmaß die Seele eines Volkes vergiftet worden ist, so gibt es nur noch einen einzigen Gedanken: Daß wir diesen größten und schwersten Kampf unserer Geschichte, ganz gleich, welche Opfer er auch kosten mag, gewinnen müssen und gewinnen werden!

Umsonst wird freilich der Sieg nicht unser. Sollte auch ich ihn mitbezahlen, so trauert nicht. Seid gefaßt und stolz, denn Ihr braucht Euch meiner nicht zu schämen; ich bin ruhig und zuversichtlich und tue meine Pflicht wie alle Kameraden. Kann man denn mehr tun, als seine Pflicht bis zum letzten zu erfüllen? — Fragt nicht, wenn ich falle, wozu ich denn gelebt habe, wenn ich so jung schon sterben muß; fragt vielmehr, wofür ich gefallen bin, und dann werdet Ihr einsehen, daß es nicht umsonst war: Ein solches Ziel ist jeden Einsatz und auch jedes Opfer wert!

FERNAND DEPONTHIÈRE,
WALLONISCHE LEGION:

Worte an die Freunde

Ich wende mich an Euch, meine Kameraden, die Ihr in der Heimat studiert, und an Euch, die Ihr draußen an der Front steht, denn ich glaube, daß ich Euch einiges zu sagen habe. Natürlich ist mein Herz vor allem bei denen, die den Mut hatten, ihr Daheim und ihr Studium zu verlassen, um zu den Waffen zu eilen, — bei ihnen, die nicht einmal der Gedanke an den Tod zurückhielt. Denn den gefährlichen Weg, den sie im Geiste vor sich sahen, die Revolution, gehen sie jetzt in Wirklichkeit.

Unser Leben hat sich völlig geändert; hier in der roten Hölle, fern des Kollegs und Bibliotheken haben wir keine Zeit, ein Buch zu öffnen und uns geistig zu stärken. So müssen wir von den Reserven zehren, während andere die Möglichkeit haben, auf den Bänken der Alma Mater aus den Quellen der Weisheit zu schöpfen, und dies trotz des furchtbaren Sturmes, der durch den Kapitalismus und Bolschewismus entfesselt wurde. Bei uns Soldaten ist an die Stelle der Studentenmütze oder des Doktorhutes der Stahlhelm getreten. Wir haben die Zivilkleider mit den Uniformen Europas vertauscht. Zu den vorgeschobenen Stellungen, wo wir mit Gewehr und M.G. liegen, gelangen die Annehmlichkeiten des Lebens nicht mehr. Alle nichtigen Dinge des täglichen Lebens sind in dem Land zurückgeblieben, das wir frohen Herzens verlassen haben.

Zwar scheint es uns manchmal, als kehrten die frohen Stunden nie mehr zurück, aber sie werden schöner und freier wiederkommen! Das Leben, mag es auch hart sein, wird uns lebenswerter erscheinen, denn das, was wir unter den Bolschewisten sahen und mitmachten, wird uns abgehärtet und zu Männern fest wie Stahl geformt haben.

Der augenblickliche Krieg ist schwer für alle. Viele haben bisher nur den Federhalter geführt — man gab ihnen ein Gewehr; sie verbrachten die Tage einst mit dem Studium — man reihte sie ins Heer ein; aufmerksam lauschten sie den Professoren — man unterwarf sie großen Anstrengungen in einer fürchterlichen Kälte. Aber niemand ließ sich beirren, weder durch eisigen Frost, noch durch tiefen Schlamm.

Ob glühende Hitze die russischen Steppen versengt, ohne daß Ihr Euch einen schattigen Platz suchen könnt, ob eisiger Sturm über ihnen klirrt — dennoch werdet Ihr singen, und Eure Augen werden dasselbe helle Leuchten haben, wie am Tage Eurer Abreise.

Begreift Ihr die Veränderung in Eurem Herzen? Aus Knaben seid Ihr Männer geworden.

Aber auch Ihr, meine anderen Kameraden, die das Schicksal in der Heimat zurückhielt, seid mir nicht weniger lieb, da auch Ihr keine leichte Aufgabe habt. Sie wird zwar nicht durch den militärischen Ruhm belohnt, der den Soldaten auszeichnet, und ist doch nicht weniger groß und vornehm. Das neue Europa wird dringend Soldaten und geistige Kämpfer brauchen. Die einen werden wir sein, Ihr die anderen. Ihr werdet das Wort und die Feder als Waffe benutzen, und nichts wird Euch hindern, ebenso freimütig und hingebungsvoll zu schreiben, wie wir die Waffen führen.

Jedes revolutionäre Zeitalter hat seine Philosophen, Wissenschaftler und Schriftsteller gehabt, die seine Zeichen trugen. Und Ihr als die Pioniere des neuen Europa werdet die neuen Kämpfer sein. Ihr werdet die Begriffe einer überlebten Epoche überwinden, weil Ihr jung seid.

Für diejenigen von Euch, die sich von Anfang an den Ideen der jungen europäischen Völker geweiht haben, wird es keine große Umstellung bedeuten, da sie seit ihrer Kindheit für diese Ideen kämpfen. Die europäische Wandlung wird Euch brauchen, um aufzubauen, sonst müßten wir zugrunde gehen. Ihr werdet diese Neuordnung schaffen, denn Euer Geist, an den Quellen der Wissenschaften und Künste genährt, wird auf sie vorbereitet sein. Heute schämt Ihr Euch vielleicht manchmal, wenn Ihr die Eltern eines draußen stehenden Kameraden besucht. Aber das ist grundlos, denn morgen werdet Ihr mit uns für das große Ziel arbeiten.

Einen brüderlichen Gruß Euch allen, meine studierenden Kameraden und Soldaten, voll Vertrauen in unsere Zukunft! Euch allen: Deutschen, Italienern, Finnen, Rumänen, Ungarn, Spaniern, Kroaten, Slowaken, Niederländern, Franzosen, Norwegern, Dänen, Bulgaren, Portugiesen, und Euch, meine Landsleute, rufe ich ein Sieg Heil zu.

Es ist jetzt Nacht an der Front. Die Kanone donnert, sie bereitet den Angriff für morgen vor.

GIAN LUIGI GATTI, AUSSENAMTSLEITER DER ITALIENISCHEN STUDENTENSCHAFT, ROM:

Schaffende Jugend

Pflichten und Aufgaben des Studententums Europas

Um unser heutiges Thema erfolgreich behandeln zu können, müssen wir zunächst die Bezeichnung „erster Mitarbeiter“ klären, die wir Studenten der europäischen Gemeinschaftsvölker für uns in Anspruch nehmen.

Für uns ist die Arbeit nicht ein Recht, ein Anspruch im Sinne der marxistischen Sozialtheorien, das man zu verteidigen hat, oder schlechthin eine unerläßliche Existenzmöglichkeit — und Bedingung wie für den Liberalisten, sondern eine soziale *Aufgabe*.

Erster Mitarbeiter sein heißt, sich der Gemeinschaft und sich selbst gegenüber zu größten Anstrengungen verpflichten. —

Die Aufgaben, die das neue Europa uns Jungen stellt, sind wahrlich riesengroß; ebenso umfassend sind die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die von uns gelöst werden müssen.

Das heißt für uns, die wir bereits verstanden haben, den Menschen den wahren Sinn ihres Erdenlebens wieder nahezubringen, gegen Verständnislosigkeit und Egoismus zu kämpfen.

Die studierende Jugend der gesunden und starken Völker weiß, daß sie für Volk und Vaterland lebt und damit für die größere Gemeinschaft aller europäischen Völker.

Leben bedeutet: *heute kämpfen und morgen arbeiten*. Auch heute im Lärm der Schlacht müssen wir mit aller Kraft schaffen.

Bereits schälen sich, dem Metall im Schmelzofen vergleichbar, jene Werte heraus, die morgen die Grundlage einer gerechteren Geschichte sein werden, der Geschichte aller treu zusammenstehenden und verantwortungsvoll arbeitenden Völker.

Diese Werte aber müssen erst geprüft werden und Gestalt annehmen; und wer sollte berechtigt sein, sie zu prüfen, wenn nicht unsere studierende Jugend mit ernsten Augen und starken Herzen.

Jahrhunderte haben ihrer bedurft, weil diese Jugend den Schein vom Feuer unterscheiden kann, Gewöhnliches vom Einmaligen.

Sie ist hervorragende Trägerin der arteigenen Kräfte ihres Volkes und weiß, daß die natürliche und kulturelle Vielfalt der Nationen eine folgerichtige Entwicklung der Geschichte mit dem Ziel eines einigen Europas bedingt.

Mit neuem Mut wird sie das Mittel finden, die Gesinnung aller auf ein Ziel auszurichten, ohne ihr Wesen zu uniformieren.

Deshalb also behaupten wir, daß der Student der erste Arbeiter im neuen Europa ist und sein wird, denn er kann zugleich studieren, aufbauen, kämpfen und arbeiten.

In der sichtbaren Gemeinschaft des Bauern, des Arbeiters der Faust und des Arbeiters der Stirn haben unsere Völker die geistige Aufgabe erkannt. Sie kennen die Bedeutung des Satzes: „Es gibt keine kleinen und großen Dinge, es gibt nur die Aufgabe“ (1. Kapitel der Faschistischen Doktrin).

Dem Arbeiter, der heute in der Fabrik Kanonen und Panzerwagen baut und morgen vielleicht schon eine Pflugschar oder Riemen für Traktoren herstellt, wird das neue Europa Arbeit verschaffen, die es ihm gestattet, abends froh in sein schönes Heim zu gehen, zur reichlichen Mahlzeit im Kreise seiner Kinder.

Für den Studenten aber wird es dann erst recht keinen Morgen und keinen Abend geben.

Probleme materieller und ideeller Art, politische und ökonomische, der Wissenschaft und der Industrie, werden stündlich von ihm Entscheidungen fordern, damit das Werk, welches durch das Blut unserer Soldaten auf den Schlachtfeldern erkauft wurde, bestehen bleibt.

Harte Mühen und ernste Arbeit wird es uns kosten, denn es gibt keine großen und kleinen Dinge, sondern nur die Aufgabe; ebenso wird es keine Arbeit der Stirn und der Faust geben, sondern nur noch *die* Arbeit.

Die geistige Bewährung

Der Krieg erstrebt die Erlangung der Macht zur Durchführung der Idee, die im Grabenkrieg 14—18, im Geiste Langemarcks geboren wurde. Also die Geburt unserer geistigen Werte, des revolutionären sozialistischen und völkischen Denkens, wird nicht erst jetzt vollzogen, sondern war schon eine Läuterung aus dem ersten Weltkrieg. Heute erfolgt die Durchsetzung, Klärung, Erhärtung, die Machterlangung dieser Idee. Natürlich auf rein kriegerischem Weg. Das große Erleben darin ist erneut die Bewährung, die Kameradschaft, das große innere Reifwerden. Zu dem und nach dem kriegerischen Weg wird die geistige Behauptung, die Erfüllung kommen müssen. Das wird das Erleben unserer Zeit erst werden.

Leutnant Rolf Schroth,
Musikreferent der Reichsstudentenführung.
Gefallen im Osten.

Dr. THRAS. GEORGIADES, ATHEN:

Abendländische Musik

Wer die Stellung der Musik innerhalb der abendländischen Kultur betrachtet, begegnet zwei bezeichnenden Zügen:

Einerseits findet er die Musik als eine im Triebhaften wurzelnde Kraft, als eine wesentliche, in allen Gesellschaftsschichten verbreitete, wenn auch nicht immer bewußte Komponente unserer Erlebnis- und Ausdruckssphäre. Um sich dies zu vergegenwärtigen, braucht man sich zum Beispiel bloß an die körperlich-motorische Wirkung zu erinnern, welche ein auf der großen Trommel angedeuteter Marschrhythmus auf uns ausübt.

Andererseits findet er oft — etwa bei geistigen Kreisen, die mehr der Dichtung oder der bildenden Kunst zugewandt sind — eine Geringschätzung der Musik als eigentlicher Kunst, als Mitteilungsform für eine nur geistige Wirklichkeit.

Worauf ist dieser Gegensatz zurückzuführen? Oder handelt es sich gar um keinen Gegensatz, sondern um eine Bekräftigung der ersten Beobachtung durch die zweite — im Sinne etwa, daß die Musik als mehr materielle, dem Triebhaften näherstehende Kraft die Möglichkeit einer rein geistigen Läuterung, einer eigentlich schöpferischen Gestaltung nicht in sich schließe und sich nur für den Ausdruck des Verschwommenen, dumpf Gefühlten eigne? —

Unter dem Bann der Musik als einer im Gesamt-Menschlichen wurzelnden Kraft stehen die vielen Musikschwärmer. Diese bilden die treuen, eifrigen, unermüdlichen Besucher der Oper und des Konzertsaals, welche mit leidenschaftlicher Anteilnahme ihre Lieblingsstücke verfolgen, von dem Strom des Klanges sich umhüllen und hinreißen lassend. Für die meisten von ihnen bedeutet das musikalische Erlebnis einen sie ganz erfüllenden Genuß, so daß wohl von ihrer bewußt geistigen Einstellung nicht die Rede sein kann. Hierher gehören im allgemeinen auch die begeistert musizierenden Dilettanten- wie auch die meisten Berufsmusiker. Ausschlaggebende Kriterien für die Schönheit der durch sie erklingenden Musik sind auch hier die Fülle des mitreißenden Klangstromes und seine Fähigkeit, die Hörer fast körperlich zu erschüttern. Daß es auch Musikwerke gibt, welche einer solchen Einstellung völlig entsprechen, versteht sich von selbst. Wichtig ist nun, daß dieser moderne Typ des Musikbegeisterten weit verbreitet ist und eine geschlossene einheitliche Schicht bildet, die an Geschlossenheit und Verbreitung andere kulturelle Gesellschaftserscheinungen wie die

des Kunstfreundes, Schauspielbesuchers oder Literaten weit übertrifft. Der Musikbegeisterte ist, mindestens seit dem 18. Jahrhundert, eine für das Abendland überaus bezeichnende und achtunggebietende Erscheinung, unlösbar mit unserer Kultur verknüpft. Er ist für Wien oder Paris, Berlin oder Mailand, aber auch für die kleineren und kleinsten Orte so sehr bezeichnend, daß ein Bild unseres Abendlandes, in dem er fehlt, entstellt erschiene. Weiter muß man außer der hier geschilderten, geschlossenen, bewußt musikfreudigen Schicht noch des breiten Anteils gedenken, welcher der Musik im täglichen Leben eingeräumt wird (z. B. als Marsch-, Tanz-, Unterhaltungs-, Kirchenmusik, Gesang), um das gesellschaftliche musikalische Bild zu vervollständigen.

Diese elementare Wirkung der Musik und die aus ihr folgende unklare und im Zwiespalt des Geistigen und des Gefühls schwankende Einstellung der großen Zahl der Musikliebenden erweckt die skeptische Haltung jener bewußt geistigen Kreise, die anfangs erwähnt wurden. Wie ist es nun? Sollte wirklich die Musik wegen ihrer elementaren Kraft und großen Verbreitung auf den Anspruch, geistige Wirklichkeiten, „Ewiges" zu erfassen, mindestens in dem hohen Grade, welcher den anderen Künsten erreichbar ist, verzichten?

Diejenigen, welche eine solche Ansicht vertreten, lassen höchstens jene Musik gelten, bei der die erwähnte, bis zum Triebhaften hinuntersteigende Gewalt nicht besonders ausgeprägt ist, und kehren ihr Gesicht erschreckt ab von Werken, in denen auch diese Seite zu unheimlichen und berauschenden Wirkungen gelangt. Sie erkennen im allgemeinen nur Werke aus der älteren Zeit (bis etwa ins 18. Jahrhundert) an. Sie fassen aber auch diese oft eigentümlich, für den richtigen Musiker etwas blaß und farblos auf. Durch eine solche Erfahrung belehrt, stellen sie aber — oft wohl mit Recht — fest, daß diese Werke nicht bis zu den tiefsten geistigen Schichten vordringen, in welche uns ein großer Dichter oder ein Maler wie Leonardo da Vinci hineinzuführen vermag. Sie sprechen bei dieser bedingt bejahenden Einstellung der Musik die Fähigkeit ab, wahre und in jeder Hinsicht vollendete Kunstwerke zu schaffen. Aber gerade das ist ein Trugschluß: denn das eigentliche, das vollständig entwickelte musikalische Kunstwerk bedarf dieser elementaren unbedingten Gewalt über den Menschen, ja, sie bildet eine wesentliche Eigenschaft der Musik, sie ist auf ihre Weise auch in dem vergeistigten Quartettsatz vorhanden. Diese Komponente wohnt der Musik als solcher seit jeher inne, auch in den Zeiten, in denen die Tonkunst nicht die heutige Selbständigkeit und durchgeistigte Bedeutung erreicht hatte, so in der Antike. Diese Seite ist es hauptsächlich, welche, durch den selbständigen Aufschwung der abendländischen Musik zu größerer Entfaltung begünstigt, auf die breiten

Schichten der vorher beschriebenen Musikschwärmer so tief einwirkt, ohne aber die geistige Seite aus dem musikalischen Kunstwerk auszuschließen oder auch nur zu benachteiligen. Im Gegenteil — und dies ist gerade das Bezeichnende unserer abendländischen Musikkultur: In einer über tausendjährigen, stetigen, vorwärtsdrängenden Entwicklung, die ihresgleichen in der Weltgeschichte sucht, hat sie es verstanden, die bewußt gewollten „materiellen" Komponenten mit einem Höchstmaß an Geistigkeit zu verbinden, um dadurch harmonische Lösungen zu gestalten. Diese jeweils eigentümlichen Lösungen bilden selbständige und markante Gipfel, die in immer wieder verschiedenen Kulturkreisen auftauchen und dennoch eine ununterbrochene und einheitliche Entwicklungskette in der Musikgeschichte des Abendlandes darstellen — Gipfel, wie sie in Paris im 12. und 13. Jahrhundert, in den Niederlanden im 15. und 16., in Italien im 16. und 17., in Deutschland im 17., 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts erreicht wurden. Das Einzigartige der abendländischen Musik — besonders in dem Höhepunkt des vorher angedeuteten Weges, in der Zeit etwa zwischen 1700 und 1828 — ist die ungeheure Spannweite, nämlich von dem elementar Triebhaften bis zum höchsten Geistigen, die eigentümliche Verquickung dieser Komponenten, welche der Musik die besondere Eindringlichkeit und Unmittelbarkeit verleiht. Man erinnere sich an die 9. Sinfonie von Beethoven mit ihrer Spannweite von den Marschwirkungen auf der großen Trommel bis zu den entrücktesten geistigen Schichten, die uns im Verlauf des Werkes offenbar werden. Allein der abendländischen Tonkunst ist es gelungen, die gesamte elementare, den Menschen als Ganzes erfassende „magische" Kraft, welche der Musik innewohnt, in den Dienst der höchsten geistigen Wirklichkeit zu stellen. Sie hat diese Kräfte voll bejaht und dadurch gebändigt, anstatt sich ihnen zu unterjochen, wie dies bei ungeistiger oder nicht völlig durchgeistigter Musik der Fall ist; sie bediente sich ihrer nur bedingt, wie dies für die Musik anderer Kulturen gilt. Ihr blieb weit mehr als den anderen Künsten die Möglichkeit der den ganzen Menschen erschütternden Wirkung vorbehalten als Voraussetzung der künstlerischen Mitteilung des geistigen Gehalts.

Innerhalb der beschriebenen großen Zahl der Musikschwärmer wirkt der kleine Kreis der eigentlichen Musikfreunde, die in der vollen Bejahung der Musik gerade diese für ihre abendländische Entwicklung bezeichnende Eigenart erfassen: diese von dem Zauber des Gefühls umhüllte, sorgfältig gehütete Offenbarung der tiefsten geistigen Geheimnisse. Dies bestimmt ihren Charakter; vielleicht können sie als das ausgeprägteste Erzeugnis der abendländischen Kultur überhaupt gelten.

Prof. Dr. SAXÉN, PRÄSIDENT DER FINNISCHEN ÄRZTEGESELLSCHAFT DUODECIM, HELSINKI:

Aufgaben einer medizinischen Gemeinschaftsarbeit in Europa

In dem gewaltigen Ringen der Menschheit, unter dem gegenwärtig die ganze Welt erbebt, gilt der Kampf Zielen, deren Erreichung entscheidend in das Leben der Völker eingreifen und überall auf die eine oder andere Weise die ganze Struktur des sozialen Lebens umgestalten wird. Es muß so kommen, gleich, zu welchen Ergebnissen der Kampf sonst noch führen mag.

So diametral die Ziele, für die die feindlichen Völker jetzt ihr Blut vergießen, einander auch zuwiderlaufen, stimmen sie doch mindestens in einem Punkt und in rein äußerlichem Sinne überein: beide Partner sagen, daß sie für eine neue Zukunft Europas kämpfen. Aber die Anschauungen darüber, auf welchem Wege diese glückliche Zukunft zu erreichen ist, und unter welchen Verhältnissen die einzelnen und die Völker in diesem neugeordneten Erdteil leben werden, sind von Grund aus verschieden. Was die Europäischen Gemeinschaftsstaaten hierüber denken, beginnt sich uns immer klarer abzuzeichnen; viel verschwommener erscheinen dagegen die Pläne, die die Gegenseite für die Beglückung der europäischen Völker und die Neugestaltung der Verhältnisse hat. Wie England, das nicht zum kontinentalen Europa gehört, sich zusammen mit den anderen angelsächsischen Ländern und der durch den Bolschewismus vertretenen Barbarei die Zukunft Europas vorstellt, ist wohl niemals durch ein ausführliches Programm bekanntgeworden. Wir dürfen aber annehmen, daß die bolschewistischen Satrapen, die England — vorausgesetzt, daß es mit dem Blut seiner Verbündeten die Sieg davonträgt — auf Europa loszulassen bereit und sogar gezwungen wäre, eine andere Auffassung von der abendländischen Kultur als die kontinentaleuropäischen Völker und auch andere Methoden zur Durchführung ihrer Ideen haben. Wir Finnen, die wir den Geist und die Mentalität des Bolschewismus in ihrer primitivsten Rohheit kennen, möchten nur wünschen, daß die Vorsehung Europa vor diesen Methoden und Ideen bewahre.

Unser kleines Volk weiß dies aus jahrhundertealten bitteren Erfahrungen heraus besser als andere, und wir wissen auch, daß der Sieg der Europäischen Gemeinschaftsstaaten in diesem Kriege die Gewähr für den Aufstieg und den glücklichen Fortbestand des kulturellen Lebens in Europa in sich schließt. Das sollte auch dem letzten Volke Europas einleuchten. Indessen müssen wir zugeben, daß es noch nicht überall der Fall ist. Und dafür gibt es sicher verschiedene Gründe. Abgesehen davon, daß man sich nicht immer klar gemacht hat, was eine Infiltration des Bolschewismus für die europäische Kultur bedeutet, herrscht auf manchen Seiten ein bedauerliches Mißtrauen gegenüber Deutschland und seinem Vorhaben. Wir wissen, wie die Saat der Zwietracht und des Mißtrauens, die im Laufe der Jahrzehnte namentlich von England ausgestreut worden ist, zersetzend unter den Völkern Europas gewirkt hat. Das hat sich auf verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens, in der Politik und der Wirtschaft wie auch im kulturellen Leben gezeigt. Ja, diese Giftsaat hat auch die kühle Atmosphäre der Wissenschaft angegriffen, die doch von allen solchen Vorurteilen frei sein sollte. Man hat sogar behauptet, Deutschland handle mala fide, strebe nach einer schrankenlosen Hegemonie, in der Absicht, nur selbst zu profitieren und die anderen Völker zu willenlossen Werkzeugen seiner Zwecke zu machen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich eine derartige Propaganda auch in dem Kreise nachteilig ausgewirkt hat, zu dessen Vertretern wir gehören, also in der praktischen und wissenschaftlichen *Medizin*. Wenn wir daher im künftigen Europa eine Zusammenarbeit auf medizinischem Gebiet organisieren wollen, müssen wir zuerst das alle Zusammenarbeit vergällende Mißtrauen ausrotten, das ausschließlich von einer *europafeindlichen*, von außen kommenden Agitation erregt worden ist. Wir müssen uns klar machen, daß Deutschland in der Lage ist, in der Arbeit auch auf unserem Sondergebiet voranzugehen, und daß es das nicht in niedrig egoistischem Sinne tun wird. Die diesbezügliche deutsche Auffassung wird unter anderem aus den Worten Adolf Hitlers ersichtlich: „Im allgemeinen soll aber nie vergessen werden, daß nicht die Erhaltung eines Staates oder gar die einer Regierung höchster Zweck des Daseins des Menschen ist, sondern die Bewahrung der Art."

Was speziell die Zusammenarbeit auf *wissenschaftlichem* Gebiet betrifft, kann vielleicht eingewendet werden, Wissenschaft sei eine so souveräne, objektive, universale Betätigung, daß die nationale Besonderheit diesem Arbeitsfeld keine nennenswerte Sonderprägung zu geben vermöge. Sehen wir aber das Gebiet unserer

eigenen Wissenschaft genauer an, dann finden wir bald, daß die Psyche des Volkes auch in ihr mehr oder weniger deutlich durchschimmert. Obwohl die Wahrheiten der exakten Wissenschaft überall dieselben sind, sind die Methoden zu ihrer Auffindung, die Fragestellungen, die Denk- und Darstellungsweise oft deutlich national gefärbt. Wie mir scheint, kommen diese unterschiedlichen Schattierungen der Mentalität sogar in einer der seelischen Struktur nach so gleichartigen Völkergemeinschaft wie den skandinavischen Ländern und Finnland zum Ausdruck. Vielleicht bin ich in meinem Urteil zu subjektiv, aber grob schematisierend möchte ich meinen Eindruck dahin zusammenfassen, daß die zum Beispiel außerordentlich hochstehende medizinische Forschung Schwedens vor allem Fragen auf dem Gebiet der angewandten Medizin erörtert, Fragen, deren Lösung eng mit den aktuellen Problemen der praktischen Medizin zusammenhängt. In Finnland dagegen beschäftigen wir uns, wahrscheinlich entsprechend unserer mehr nach innen gekehrten meditierenden Natur, gern mit rein theoretischen Gegenständen, ohne uns darum zu kümmern, ob die Ergebnisse solcher Forschung sofort auf die praktische ärztliche Tätigkeit angewandt werden können.

Mag meine Ansicht hierüber richtig sein oder nicht, wir kommen nicht darum herum, daß jedes Volk mit nationaler Eigenart auf seine besondere Weise wirksam an der Errichtung des glorreichen Baus der Wissenschaft teilnehmen kann, und daß sich unser Streben im Nachkriegs-Europa auf die Schaffung einer vertrauensvollen Zusammenarbeit richten sollte, so daß auf dem Gebiet der Medizin jedem Volke Gelegenheit geboten wäre, seinen national gefärbten Anteil zu diesem Bau beizusteuern.

Es ist natürlich und ist auch ein Glück, daß das deutsche Volk, das die besten materiellen und geistigen Voraussetzungen und Resourcen dazu hat, bei dieser Arbeit eine sehr wichtige Stellung übernimmt, die es stets in Europa innegehabt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß das Niveau der Medizin in Europa und in der ganzen zivilisierten Welt auf den Leistungen des deutschen Geistes beruht und großenteils dank ihm so hoch gestiegen ist. Für die medizinische Forschung Finnlands wie auch der anderen Länder Europas ist die enge Zusammenarbeit mit Deutschland geradezu eine Lebensbedingung.

Wir müssen daher die praktischen Maßnahmen, die diese Zusammenarbeit zur Voraussetzung hat, nicht nur beibehalten, sondern auch weiterentwickeln. Es wäre ein regelmäßiger weitgehender Austausch auf vielen Gebieten der medizinischen Tätigkeit zu organisieren. Von unserer Seite wäre es erwünscht, daß sich

mehr als bisher die Gelegenheit ergäbe, in Deutschland zu studieren und junge Ärzte und Wissenschaftler an deutsche Kliniken, Laboratorien und andere Anstalten für Medizin und Volksgesundheitspflege zu schicken, wo sie in der Lage wären, unter sachkundiger und möglichst persönlicher Leitung zu arbeiten. Wir müßten ihnen auch die äußeren Möglichkeiten dazu verschaffen können, z. B. in Form von Stipendien und freier Verpflegung, was allein mit den pekuniären Hilfsquellen von heute nicht immer durchführbar ist.

Ein anderes, hochbedeutsames Problem betrifft die leichtere Beschaffung der *Hilfsmittel*, die der Arzt sowohl in seiner praktischen als auch in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit braucht. Hierher gehört zunächst die für den ärztlichen Beruf notwendige technische Ausrüstung: Instrumente, Maschinen, Laboratoriumsgegenstände und die bei der wissenschaftlichen Arbeit in Betracht kommende Apparatur. Die Lieferung dieser Dinge an die verschiedenen Länder müßte zu möglichst billigem Preis und unter Ausschaltung des Zwischenhandels und des preissteigernden Einflusses der Währungsverhältnisse sowie künstlicher Hindernisse erfolgen können.

Ein gleich wichtiges Hilfsmittel bildet die medizinische *Literatur*. Was vor allem die wissenschaftliche Lehrbuchliteratur anbelangt, gestatten es die beschränkten Verhältnisse in den meisten Ländern nicht, eine solche in der eigenen Sprache außer in ganz unzulänglichem Umfang aufrechtzuerhalten. Aus diesem Grunde benutzen wir fast ausschließlich deutsche Lehrbücher. Die Beschaffung solcher bereitet jedoch unseren Studierenden, die meist aus unbemittelten Heimen stammen, wegen der hohen Preise Schwierigkeiten. Es sollte darum versucht werden, die Preisverhältnisse so zu regeln, daß sie der Kaufkraft der Studierenden in den einzelnen Ländern besser entsprächen. Für die Zukunft darf man mit Rücksicht auf die Lehrbücher noch den Wunsch aussprechen, daß an die Stelle der zahlreichen und qualitativ verschiedenen Lehrbücher des gleichen Fachgebietes einige wenige, aber erstklassige Werke gesetzt würden. Hierzu kann zwar bemerkt werden, daß die Prüfungsbedingungen an den verschiedenen Universitäten und in den verschiedenen Ländern voneinander abweichen, und daß daher sogar auf dem gleichen Fachgebiet verschiedenartige Lehrbücher notwendig sind; wenn es sich aber heute auch so verhalten sollte, wäre es sicher im künftigen Europa für die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft von Vorteil, daß auch die Ausbildung der Ärzte angeglichen würde, soweit die örtlichen Verhältnisse der einzelnen Länder nicht etwas anderes vorschreiben.

Auch in der *Zeitschriftenliteratur* wären Verbesserungen anzustreben. Die Zahl der medizinischen Periodicas sollte vermindert, die unbedeutenden und nur minimal verbreiteten sollten eingezogen und anstatt ihrer weniger, aber repräsentative Zeitschriften eingeführt werden. Eine solche Regelung würde es den Ärzten bedeutend leichter machen, die Entwicklung ihrer Wissenschaft zu verfolgen, und andererseits den Arbeiten der Autoren die nötige Beachtung sichern. Nachdem der für die Zeitschriften vorgeschlagene Standpunkt erreicht wurde, wären in ihre Schriftleitungen auch Personen aus den verschiedenen Ländern zu wählen, damit die Belange der Ärzte und Gelehrten der einzelnen Länder in angemessener Weise gewahrt würden.

Ich habe hier einige, wie mir scheint, wichtige Gesichtspunkte angeführt, die im Hinblick auf die Konsolidierung Europas für das medizinische Arbeitsfeld zu beachten sind, ohne daß meine Ausführungen über die in Betracht kommenden Formen der Zusammenarbeit erschöpfend sein wollten. Sie lassen gewiß den Gedanken durchblicken, daß auch auf unserem Gebiet Deutschland als das Land, das beste Voraussetzungen dazu hat, bei diesem Zusammenwirken hauptsächlich der gebende Teil sein wird. Sein Opfer wird jedoch durch den großen Segen aufgewogen werden, der dem Ganzen daraus erwächst.

Zu dieser Arbeit für das gemeinsame Beste werden aber auch die anderen Länder je nach Kräften ihren Beitrag liefern. Gerade in mehreren kleinen Ländern Europas hat die Medizin mit gewissen Spezialgebieten auf einem besonders hohen Niveau gestanden, so daß auch das geistige Kapital dieser Länder in größerem Maßstab heranzuziehen wäre. Außerdem läßt sich die Bewertung mancher medizinischen Fragen, wie der nach der Bedeutung der völkischen und geographischen Faktoren, oft besser in leicht übersehbaren Verhältnissen aufklären. Aus demselben Grunde haben wir gute Voraussetzungen für die Durchführung mancher sozialmedizinischen Reformen und für die Beurteilung ihres Nutzens.

Unter diesen Aspekten möchten wir die Entwicklung auf dem Gebiet der Medizin im neuen Europa vor sich gehen sehen, und es wäre unser innigster Wunsch, die Verwirklichung dieser Pläne bald und im Zeichen eines dauernden Friedens in Angriff nehmen zu können. Von unserem Land aus knüpfen wir hieran außerdem den Wunsch, daß die finnischen Männer und Frauen sich auch an der geistigen Front, wie es während des Krieges an den Feuerlinien der Fall gewesen ist, ihren Waffenbrüdern als ebenbürtige Kämpfer erweisen mögen.

PROF. DR. CARLO EMILIO FERRI,
PRÄSIDENT DER FAKULTÄT DER POLITISCHEN WISSENSCHAFTEN, UNIVERSITÄT PAVIA:

Vorschläge zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit in Europa

Niemand, der die Wirklichkeiten zu erkennen vermag, wagt in Zweifel zu ziehen, daß der gegenwärtige Krieg dem Kontinent Europa, der seit Jahrtausenden der Kulturträger der Welt ist, die Mission der europäischen Einigung verleiht. Das Blutopfer der Achsenmächte und aller an der Ostfront vertretenen Völker bildet die notwendige geschichtliche Bürgschaft dafür, daß die Einheit Europas sich zu einer vollendeten Tatsache entwickeln kann, und daß schließlich nach den vergeblichen Versuchen, die Staatsmänner und Führer in der vergangenen Jahrhunderten unternommen haben, unsere Gegenwart als die *Entscheidungsstunde* erscheint, in der über Sein oder Nichtsein des Lebens des Abendlandes entschieden wird.

Zum ersten Mal stehen die europäischen Völker, die bisher allzu partikularistisch handelten, gemeinsam dem Feind gegenüber. Sie erkennen die Notwendigkeit des gemeinsamen Kampfes gegen die angelsächsische, altersschwache, plutokratische Drohung, die Quintessenz aller Verfallserscheinungen, die in den letzten Jahrhunderten der geistigen Einengung sich zeigten, auf der einen Seite und die bolschewistische Drohung, die Wiederverkörperung der barbarischen Raserei, die in den Tagen Roms an die entlegensten Grenzen des Imperiums schlug, auf der anderen Seite.

Das *Bewußtsein* der Einheit schafft das *Programm* der Einheit, und so zeichnen sich jetzt schon die Ideen und Doktrinen ab, die die Forderung einer einheitlichen Aufbauarbeit auf dem Kontinent stellen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, betonen wir jedoch, daß das *wirtschaftliche* Element nicht das vorherrschende Element des politischen Aufbaus sein kann, daß vielmehr nur dann, wenn es anderen Werten von tieferem ethischen Gehalt gelingt, sich durchzusetzen, auch die Wirtschaft, die die Systematisierung der *Mittel* ist, einen Sinn und damit die Fähigkeit der Dauer erhält.

Es würde eine Sisyphusarbeit sein, in abstrakter Weise eine europäische Wirtschaft nach gut erdachten und wissenschaftlich vollkommenen Entwürfen aufbauen zu wollen, wenn man nicht den *Menschen*, die der Wirtschaft ihren Inhalt verleihen, das Gefühl für ihre Arbeit gäbe.

In allen geschichtlichen Epochen wird die wirtschaftliche Tätigkeit von einer *ineren* Auffassung erhellt, die ein wesentliches Festigungsmittel für ein bewußtes Aufbauen ist. Von dieser Auffassung wird der ganze soziale Organismus genährt. Von der klassischen Antike, die die Gestaltung der juristischen Form vorbildlich meisterte und die sich doch noch vor dem menschlichen Herzschlag in der damals zur Sklaverei erniedrigten Arbeit verschloß, bis zur gegenwärtigen *Kultur der Arbeit*, die sich als unfehlbares Ziel des gegenwärtigen Krieges anzeigt, besteht eine ganz unmeßbare Entfernung. Wechselnde Phasen, Wiedergeburten und Dämmerungen haben den Weg des Abendlandes auf diesem Gebiet bezeichnet.

Von einer europäischen wirtschaftlichen Gemeinschaft zu sprechen, bedeutet zuerst, sich auf eine gemeinsame Orientierung der Geister zu beziehen, auf eine Welt- und Lebensanschauung, die von allen Völkern des Kontinents anerkannt wird. Es ist deshalb gut, unsere Pläne auf *wirtschaftlichem* Gebiet mit unseren Eroberungen auf *geistigem* und *ethischem* Gebiet zu verbinden und uns zu erinnern, daß, je weiter wir zeitlich fortschreiten werden, wir umso gründlicher die Seelen und Herzen für unser Lebensideal zu erobern verstehen müssen.

Es ist in dieser Stunde der Morgendämmerung vielleicht nötiger, die *Werkzeuge* für die Tätigkeit des neuen Tages zu schmieden und uns eine *Arbeitsmethode* zu schaffen, die geeignet ist, die heute nicht immer vorauszusehenden Probleme des europäischen Lebens zu lösen, als ein schon vollendetes, festgelegtes und dogmatisches *Programm* zu haben, das nicht immer fähig ist, alle Kräfte des Lebens zu ordnen. Dieses ist im wesentlichen auch die Ansicht Mussolinis, die in den korporativen Lehrsätzen zusammengefaßt ist.

Um jedoch schon jetzt klar zu sehen, ist es sicherlich notwendig, einige der *Grundprinzipien* der kontinentalen Wirtschaft nach ihrer konkreten Seite hin zu studieren, wie etwa die mit der Forderung der Nahrungsfreiheit und der Rohstoffversorgung zusammenhängenden Fragen. Es handelt sich hierbei um wesentliche Punkte, über welche bis jetzt eine grundsätzliche Übereinstimmung von programmatischem Charakter möglich ist. Wenn man davon spricht, die europäische Landwirtschaft in vielen noch rückständigen Ländern zu verbessern, und die mögliche Getreideproduktion heraufsetzt, wenn man die kontinentale Organisation einiger Industrien ankündigt als den geeigneten Schlüssel für die Befriedigung der Lebensforderungen der Masse, wie etwa die Industrie der künstlichen Textilien, so deutet man auf programmatische Motive hin, die sicher noch genauer festgestellt und zusammengefaßt werden könnten, die aber doch schon immer ausreichen, um eine Orientierung in vorläufigen Darlegungen zu ermöglichen.

Uns scheint diese Aufgabenstellung für das beschleunigte Erreichen der europäischen wirtschaftlichen Einheit nützlich zu sein; nicht so sehr mit der Absicht, eine abstrakte, in der Theorie endgültige Ordnung aufzubauen, die morgen unbekannte Kräfte umstürzen könnten, als vielmehr um die Methoden einer Zusammenarbeit zwischen den europäischen Völkern zu studieren.

Es ist nötig, sich in dem Bewußtsein einer Einheit *zusammenzufinden*, um bei dieser Fühlungnahme die Art und die Form der Verbindung zwischen den verschiedenen Wirtschaften festzusetzen und so die Überzeugung zu schaffen, daß alle Probleme von der bis jetzt vorherrschenden lokalen Auffassung auf eine *kontinentale Basis* gehoben werden müssen, die die Garantie des gemeinsamen Wohlseins und das unerläßliche Werkzeug der Verteidigung gegenüber anderen Kontinenten ist.

Die Grundprinzipien, nach denen diese kontinentalen zwischenstaatlichen Organe aufzubauen sind, sind die folgenden:

1. Es besteht die Notwendigkeit zu einer kontinentalen politisch-militärischen Macht, die fähig ist, im allgemeinen Interesse die Verteidigung Europas nach außen und die einheitliche Ordnung im Innern zu garantieren. Diese politisch-militärische Macht, die in der Achse ihren schöpferischen Kern besitzt, wird morgen aus der Zustimmung der Jugend ganz Europas ihre Nahrung erhalten. Ohne diese zentrale Kraft, die fähig ist, Funktionen regelnder, mäßigender und disziplinarischer Art zu übernehmen, ist ein kontinentales zwischenstaatliches System nicht möglich. Man braucht nur an die Unentschlossenheit eines spätreifen und sterilen Föderalismus von demokratischer und humanitärer Färbung zu erinnern.

2. Die zwischenstaatlichen Organe könnten gleichzeitig für räumliche Zonen wie für produktive Sektoren eingesetzt werden. So würde manchmal das *räumliche* Merkmal der territorialen Wirtschaftsverbindungen vorherrschend sein und in besonderer Weise auf ein gewisses Gebiet, wie zum Beispiel auf die Mittelmeerschiffahrt oder die Schiffahrt in den nordischen Meeren, bezogen werden. Ein anderes Mal würde das *produktive* Merkmal in seiner Gesamtheit das Übergewicht haben müssen: so würde es gut sein, da es sich um ein einziges untrennbares kontinentales Problem handelt, für die Getreidewirtschaft eine einzige europäische Organisation zu haben, um die Möglichkeiten des Anbaues in den einzelnen Ländern, die gemeinsame Versorgung, die Transporte, die Getreidespeicher in den großen Produktionszentren (Ukraine usw.) festzusetzen.

In diesen zwischenstaatlichen Organen würden sich die hervorragendsten Vertreter des schaffenden Europa treffen. Sie würden

zuerst von den für die Neuordnung verantwortlichen Männern der Achse geleitet werden mit dem Vorbehalt, nach und nach aus allen Ländern Europas die leitenden Kräfte aufzunehmen, entsprechend dem schon von Rom angewandten System und entsprechend dem Maße, in dem sich das Bewußtsein der europäischen Gemeinschaft festigt. In diesen Verbänden, die auf ihrer realistischen Ebene weit entfernt von den Genfer Kommissionen sind, unter der Kontrolle und Disziplin einer starken zentralen Führung, die die demokratischen Fehler der Abstimmungen und der Mehrheiten vermeidet, und die den von den Fachkennern und Verantwortlichen bezeichneten Weg wählt, wird der Grund für die europäische Wirtschaftsgemeinschaft gelegt, ohne den Anspruch zu erheben, alle nicht ganz meßbaren und vorauszusehenden Kräfte, die im Leben wirken, in einen von vornherein festgelegten und unveränderlichen Plan zu zwingen.

Die endgültigen Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft werden sich allmählich in dem Maße herausbilden, in dem die gemeinschaftliche Arbeit fortschreitet, die Beziehungen zwischen den einzelnen Gebieten sich enger gestalten, das Kennenlernen der Persönlichkeiten die Kräfte enthüllt, denen leitende Posten von höchster Verantwortung anzuvertrauen sind gemäß der Auffassung, die der Nationalsozialismus in seiner Ordnung so gut durchzuführen gewußt hat. In der Zwischenzeit kann bereits mit der Arbeit begonnen werden, um über die allgemeinen Planungen hinauszukommen. Dieses Werk muß mit zähem Willen begonnen werden, damit die aufgezeigte Methode ihre Früchte tragen kann.

Wir laden die europäischen Menschen, wo sie auch überall schaffen, zur Tat ein. Jeder bringe seine Erfahrungen und sein nationales Temperament mit, durch die die Grundlagen der wirtschaftlichen Gemeinschaft des neuen Europa gebildet werden sollen. Dann wird sich der dänische Bauer in periodischen Zusammenkünften an der Seite des Landwirts aus dem Süden finden; der deutsche Chemiker, der damit beschäftigt ist, neue Textilstoffe zu erfinden, wird den italienischen Weber oder Färber treffen, dem hundertjährige Erfahrungen zur Verfügung stehen; sie alle werden zu verstehen beginnen, daß einer für den anderen arbeiten muß, damit die Anstrengung eines jeden einen Beitrag zu dem großen *gemeinsamen* Werk leistet, das nicht in den Gewinnen einer angelsächsischen Bank auf den Kontinent aufgesogen wird, sondern das statt dessen die Vervollkommnung des produktiven Systems in Europa im Hinblick auf quantitativ und qualitativ verbesserte Erzeugnisse bietet.

Der Landwirt aus dem Süden, den die Vorzüge des Klimas begünstigen, wird feststellen müssen, wieviel die nordischen Völker auf landwirtschaftlichem Gebiet trotz der Unfreundlichkeit der Na-

tur verwirklichen; er wird sich angetrieben fühlen, alle jene technischen Vervollkommnungen zu versuchen, die er bis heute oft vernachlässigt hat, weil er sich auf die natürliche Kraft der Elemente verließ.

Ziehen wir einen Schluß aus den kurzen, hier gegebenen Winken. Wenn wir von einer europäischen wirtschaftlichen Einheit sprechen, beziehen wir uns auf eine in dem Bewußtsein der Menschen unseres Zeitalters schon vorhandene Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, deren Bestand die Entwicklungen des Krieges als immer vielversprechender und sicherer anzeigen. Es würde jedoch ein Fehler sein, diese Wirklichkeit in eine abstrakte, doktrinäre und rationalistische Form bringen zu wollen, in der das Ungestüm des tätigen Lebens nicht berücksichtigt wird. Wir können nur die grundsätzlichen Prinzipien bestätigen, einige Marschrichtungen angeben oder auch, wenn man will, nach dem Maß der wissenschaftlichen Untersuchungen einige vorsichtige Vorschläge von spezifisch organisatorischen Formen machen. Darüber hinaus müssen wir vom *Leben* verlangen, daß es selbst die besten Organe hervorbringt, die die Funktionen in dem vom Krieg geschaffenen physischen und wirtschaftlichen Raum zu erfüllen in der Lage sind. Dadurch beweisen wir allen europäischen Völkern, daß der von der Achse geführte Kampf wirklich *der Kampf des ganzen Kontinents* ist. Wir vermögen den Verantwortlichen auf den verschiedenen Lebensgebieten das klare Gefühl zu geben, daß sie die ersten Arbeiter der Neuordnung sein müssen, die sich von jeder überwundenen partikularistischen Denkungsart freimachen, die aber deshalb nicht auf ihre Interessen und ihre Ideale verzichten.

Es handelt sich also darum, durch die zwischenstaatlichen Organe in den verschiedenen Gebieten Europas das Werkzeug zu schaffen, das die Wirtschaft der einzelnen Länder mit ihren weitverzweigten Interessen auf die Ebene der kontinentalen Gemeinschaft bringt. Es handelt sich darum, dieser Gemeinschaft das wirkliche und wirksame Mittel zu geben, durch das die günstigsten Ergebnisse erzielt werden. Nicht einem schon vollendeten, in dem kalten Licht einer Laboratoriumslampe ausgearbeiteten Plan soll gefolgt werden, sondern es handelt sich weit mehr darum, allen jungen Energien, die darauf warten, in der neuen Atmosphäre zu wirken, den Weg frei zu machen.

Dann werden selbst die ausgedehntesten und konkretesten Pläne des europäischen Wirtschaftsaufbaus oder, wenn man will, die nützlichsten und notwendigsten Pläne allmählich durch die Arbeit dieser neuen Verbände reifen, indem sie sich nach und nach in den Bildungsprozeß der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft einschalten.

Wir erwarten also, die Männer des Neuen Europa an der Arbeit zu sehen.

JORDAN JOR. ATSCHKOFF, SOFIA:

Die Agrarpolitik der Sowjetunion

An der riesigen Massenproduktion der Sowjetunion auf industriellem Gebiet erkennt man sofort das Ziel der „Sowjetrepublik" — durch Hochzüchtung der Industrie eine unvergleichliche Kriegsmacht zu schaffen, um die Kriegspläne und die „Weltrevolution" vorzubereiten. Von der Idee der Weltherrschaft des Bolschewismus geleitet, sahen die bolschewistischen Programmatiker und Parteifunktionäre die allgemeine Industrialisierung des Landes als wichtigste Vorbedingung zur Erreichung dieses Zieles an. Die aufgestellten Programme konnten allerdings nur teilweise verwirklicht werden, der festgesetzten kurzen Frist, der fantastischen Ausmaße und schließlich der Unmöglichkeit wegen, die Forderungen der jungen Schwerindustrie in Einklang zu bringen mit der geringen schöpferischen Kraft der leitenden russischen Ingenieure. So verschärfte sich die Agrarkrise nicht nur durch die allgemein schwere Lage des russischen Bauern, sondern vor allem durch die großen Erschütterungen, die die stürmische Industrialisierung hervorrief, und durch die Frage der Versorgung dieser Industrie mit den nötigen Rohstoffen.

Daher also wurde die Kollektivisierung der Landwirtschaft innerhalb der „Fünfjahrespläne" zu einem wichtigen Problem. Das Problem war eng verknüpft mit dem der Industrialisierung, von dessen Lösung die Verwirklichung des gigantischen Plans der Bolschewisierung Europas abhing.

Das Agrarproblem wurde bereits 20 Jahre vor der Revolution von Lenin erörtert, der schon damals die Ansicht seiner Genossen, der Sozialdemokraten Plechanoff, Martoff, Kautski und Bulgakoff, verwarf, wonach es vollkommen unmöglich sei, den Klassenkampf auf landwirtschaftliche Verhältnisse anzuwenden. Er glaubte, daß ein tiefer Unterschied zwischen der russischen und der westeuropäischen Wirtschaft in bezug auf die Verteilung des Bodens bestehe. So wie er die zwingende Notwendigkeit hervorhob, die Regierung Nutzen aus den ländlichen Massen ziehen zu lassen, stellte Lenin auch als erster die Forderung nach der völligen Enteignung der Landbesitzer, der Kirchen und der Klöster, wobei er

betonte, daß die Landbevölkerung Hand in Hand mit dem Proletariat gehen müsse. Als Endresultat all dieser Erwägungen wurde das „Dekret des Bodens“ vom 8. November 1917 herausgegeben, womit die Kollektivisierung Sowjetrußlands gesetzlich begann.

Die Kollektivisierung der Landwirtschaft nahm gewaltige Ausmaße mit der Verkündung des „Fünfjahresplanes“ an, der sich auf das innere und äußere Leben in der Sowjetunion auswirkte. Die Resultate bis zum Jahre 1932 ergaben nach offiziellen Statistiken 13 150 000 Wirtschaften mit ungefähr 65 Millionen Menschen als „organisiert im Reich des Sozialismus“, wobei in Gegenden, die in erster Linie Getreide erzeugen — die untere und mittlere Wolga, die Ebene der Ukraine, der westliche Kaukasus — mehr als 80 % aller ländlichen Wirtschaften in die Kolchoswirtschaft eingeschlossen waren. Die Aktion erreichte in dieser Hinsicht im Jahre 1938 noch größere Ergebnisse in der „Organisierung der ländlichen Wirtschaft“, indem die Zahl der ländlichen Wirtschaften innerhalb der „Kolchose“ 18 Millionen oder 93,5 % aller ländlichen Wirtschaften betrug.

So kam man zu dem Begriff „Kolchos“, der in der Anschauung der gutgläubigen Kommunisten des Kontinents mindestens den Himmel auf Erden bedeutete.

Was aber stellt der sowjetische Kolchos im Grunde dar? Oder besser gesagt, was ist dieses „landwirtschaftliche Kartell“, das die Sowjetregierung mit solcher Energie in die Landwirtschaft einführte? Wir wollen mit einem ehrlichen, naiven Vergleich des landwirtschaftlichen Kartells mit der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft beginnen, der immer der gewöhnlichen bolschewistischen Propaganda dienen mußte mit dem Zusatz, daß der „Kolchos“ in seinem Maßstab, wie auch in seinem Ergebnis die Genossenschaft bei weitem übertreffe. Im Grunde aber trennt ein tieferer Abgrund das landwirtschaftliche Kartell von der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, denn einerseits ist das Kartell ein Hilfsmittel eines reinen Regierungssystems zur Verwaltung der ländlichen Wirtschaft, ferner stützt es sich in seiner inneren Struktur nicht auf die Selbstverwaltung, und drittens wurde es geschaffen, um den Interessen der Machthaber, aber nicht denen seiner Mitglieder zu dienen.

Der Unterschied zwischen dem Kartell und der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft wird klar, wenn man untersucht, wie sich in der Praxis seine öffentlich-wirtschaftliche Funktion auswirkt, welche Neuerungen es für das Leben seiner Mitglieder bringt und schließlich, was der russische Bauer für seinen Verzicht auf die Eigenwirtschaft und den Eintritt in das Kartell erhält.

Die größte Klarheit für unser Bild gibt die Verfügung („Erster Ustaf über die landwirtschaftlichen Kartelle", erschienen im „Wirtschaftsleben" vom 2. 3. 1930, Moskau) selbst, durch die alle Grenzen, die das Land unterteilen, beseitigt werden und ein Landmassiv gebildet wird (§ 2), wobei die allgemeine Ausnutzung des Bodens eine für gewöhnlich völlig unentgeltliche Enteignung bedeutet. Die Bildung eines unteilbaren Fonds des Kartells, der Eintrittsbeitrag, der im Grunde eine Konfiskation des Notwendigsten durch die örtliche kommunistische Zelle bedeutet, die die Schätzung durchführt, vervollständigt das Bild der geknechteten Stellung des russischen Bauern. So verliert der Bauer, sobald er dem Kartell beitritt, sein Land und zudem noch einen entscheidenden Teil seines übrigen Gutes, er hört auf, Eigentümer zu sein, verliert in entscheidendem Maß seine persönliche Freiheit und verschreibt sich einem halben Hungerdasein — Ergebnisse, die in der Praxis jedes Empfinden für die Wirklichkeit verletzen. Die eigentlichen Vorbereitungen der Sowjetregierung und die geplanten Maßnahmen zur Sicherung der Kriegsmacht im Hinblick auf die „Weltrevolution des Proletariats" fanden bei der Durchführung der Zwangskollektivisierung die größten Hindernisse; wobei selbst die verschiedensten Maßnahmen eines wirtschaftlichen und administrativen Terrors es nicht vermochten, die feindselige Haltung des wohlhabenden Bauern, des sogenannten Kulaken, dem Kolchos gegenüber zu ersticken, in welchem sich der Bauer mehr als Knecht fühlte denn als Mitglied einer „Produktionsgenossenschaft". Die Sabotage, der passive Widerstand und die Gleichgültigkeit waren unbezwinglich für die sowjetischen Machthaber; infolgedessen konnten die vorgesehenen Programme nicht erfüllt werden, das Vieh verschwand, und ein großer Teil der Traktoren blieb unausgenützt.

In dieser Lage befand sich die Sowjetunion in den letzten Jahren. Im Innern war sie auf dem Gebiet der Ernährungsmöglichkeiten und der Vorräte sehr schlecht gestellt. Selbst nach offiziellen bolschewistischen Statistiken wurde in der landwirtschaftlichen Produktion der UdSSR ein schwerwiegender Rückgang verzeichnet. In seiner Rede vor dem XVIII. Parteikongreß machte Stalin selbst die folgenden statistischen Angaben über die Lage der landwirtschaftlichen Produktion: Während des Jahres 1913 waren in Rußland 105 Millionen Hektar bebaut, im Jahre 1938 dagegen 136 Millionen Hektar, d. h. es zeigt sich eine Erweiterung des Anbaus um etwa 30 % in mehr als einem Vierteljahrhundert und das bei einer fortschreitenden Maschinisierung der Landwirtschaft. Auf dem Gebiet des Getreideanbaus sind die Ergebnisse noch kläglicher: Während die russischen Bauern im

Jahre 1913 mit den primitivsten Geräten der Welt über 800 Millionen Zentner Brotgetreide lieferten, erntete die industrialisierte Kolchoswirtschaft — und das, nachdem sie die Anbaufläche um ungefähr 30 % erhöht hatte — im Jahre 1938 gerade 949 Millionen Zentner Brotgetreide, das bedeutet eine Vermehrung der Produktion um nur 18 %. Das ist aber mehr als ein Rückgang, da man ja das Anwachsen der Bevölkerung und der Anbaufläche sowie die verbesserten Arbeitsmethoden berücksichtigen muß. Als Ergebnis all dieser Statistiken erschien die Statistik Stalins in der Zeitung „Prawda“ mit der bezeichnenden Überschrift: „Täuschendes Resultat“; in diesem Artikel erläßt der Diktator einen flammenden Aufruf gegen die versagende Organisation der Kollektivisierung des Bodens. Wenn also auf dem Gebiet der Industrie, dank des Reichtums der Erde die Hälfte oder zwei Drittel des Vorgesehenen erreicht werden konnte, so konnte die Kollektivisierung der Landwirtschaft nicht nur die geforderten Erfolge nicht erreichen, es traten noch dazu Hunderte von neuen Problemen auf, die sich als hemmend auch auf anderen Gebieten der Wirtschaft erwiesen.

Daher war dieser Weg der künstlichen Stützung der Landwirtschaft zur Steigerung ihrer Produktionsfähigkeit kein Ergebnis des „sozialistischen Fanatismus“, sondern ergab sich einfach aus der Notwendigkeit, die Industrialisierung durch die nötigen Kapitaleinlagen und durch die nötigen Rohstoffe sicherzustellen. Diesen Weg — nicht die einzige Möglichkeit, wohl aber die einzige, die sich mit der bolschewistischen Diktatur vereinen läßt — wählte Stalin.

So brachte es ein Vierteljahrhundert utopischer Wirtschaftspolitik der Bolschewisten nach langen Kämpfen fertig, den russischen Bauern zu vernichten und ihn in ein Wesen zu verwandeln, das weder Interesse für sein eigenes Schicksal noch für die Angelegenheiten des Staates zeigt. Dieser Wirtschaftspolitik fällt auch der fünfundzwanzigjährige Stillstand auf sämtlichen Gebieten des bolschewistischen Lebens zur Last, während auch die glänzendste Propaganda den tragischen Widerspruch zwischen der Schönrederei der Bolschewiken und dem tiefen Abgrund des russischen Elends nicht vertuschen kann. Und wenn man vor einigen Jahren von der revolutionären Kraft der Sowjetunion sprach, so kann man den Grund in der gewaltigen Propaganda und in den zu Beginn aller Revolutionen auftauchenden Hoffnungen der Unterdrückten finden. Heute haben Millionen schaffender Menschen der ganzen Welt die naturnotwendigen Fehlschläge aller Versuche der marxistischen Utopie gesehen. Sie haben diese Illusion für immer begraben.

KAISER FRIEDRICH II., 1194–1250:

Der Sturm aus Innerasien

Ein europäisches Manifest

Es ist von den entlegensten südöstlichen Ländern der Erde ein Volk barbarischer Abkunft und Lebensweise, dessen Ursprung und erste Wohnsitze wir nicht kennen und das man Tartaren nennt, ausgezogen, nachdem es lange unter einer brennenden Sonne verborgen gelebt und sich dann gegen Norden gewendet hat, indem es das Land gewaltsam in Besitz nahm, wo es lange verweilend wie die Heuschrecken sich vermehrte und nicht ohne die gerechte Vorsehung Gottes, zur Strafe und Besserung seines Volkes bis in die neueste Zeit aufbehalten ist; möchte es doch nicht zum Untergang der ganzen Christenheit sein!

Die Folge davon war ein allgemeines Morden, die Zerstörung aller Reiche und die Verwüstung aller fruchtbaren Gefilde, welche jenes gottlose Volk durchzog, das Geschlecht, Alter und Würde nicht verschont und das ganze übrige Menschengeschlecht vernichten zu können sich zutraut, weil es bei seiner außerordentlichen Macht und Menge allein zu herrschen begehrt.

Nachdem sie also alle, die ihr Auge erblicken konnte, getötet oder gefangen und allgemeines Elend hinter sich zurückgelassen hatten, kamen sie zu der volkreichen Niederlassung der Cumanen am Schwarzen Meer. Und diese Tartaren, Abkömmlinge des Tataros, welche das Leben nicht achten, denen Bogen, Pfeile und Wurfspieße gewohnte Waffen sind, die sie täglich führen — ihre Arme sind stärker als bei anderen Menschen — besiegten und zerstreuten dieselben gänzlich, und alle, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden von ihrem bluttriefenden Schwerte niedergemacht. Plötzlich sind sie da, um zu morden und Beute zu machen.

Was dem benachbarten Reiche der Ungarn hätte dienen sollen, um sich zu bewaffnen und zu befestigen, blieb gänzlich unbeachtet. Dessen König wurde von den Tartaren durch Boten und Briefe aufgefordert, sich durch Übergabe seines Reiches und seiner Person ihre Gnade zu erkaufen, wenn ihm sein und der Seinigen Leben lieb wäre.

Aber dadurch nicht erschreckt, gab er den Seinen und Anderen den Befehl, sich baldigst gegen ihren Angriff zu schützen. Doch die Tartaren kamen, dem Sturmwinde gleich, herbei und umschlossen sie plötzlich von allen Seiten. Die Ungarn aber, unvermutet umzingelt und fast erdrückt, beschlossen, ihnen unvorbereitet ent-

gegenzuziehen, und da sie nur fünf Meilen voneinander entfernt waren, hier das Heer der Tartaren, dort das der Ungarn, drangen mit dem ersten Morgengrauen plötzlich und unerwartet die Vortruppen der Tartaren in das Lager der Ungarn am Sajoflusse ein, umringten und töteten zuerst die Prälaten und Vornehmen des Reiches, welche sich ihnen entgegenstellten, und machten dann eine unendliche Menge der Ungarn nieder. So richtete dieses feindliche Volk ein unerhörtes Blutbad an, wie man sich dessen seit den ältesten Zeiten bei keiner Schlacht erinnert.

Die Sieger aber nahmen frohlockend das Lager und die Beute der Besiegten in Besitz; und indem sie mehr und mehr den größeren und besseren Teil von Ungarn jenseits der Donau durch Feuer verheerten und die Einwohner bis in den Tod verfolgten, drohten sie in ihrer Frechheit, auch das Übrige zu vernichten, wie wir durch den ehrwürdigen Bischof von Waitzen erfahren haben, welcher als Gesandter des Königs an unseren und von hier an den römischen Hof geschickt wurde. Dieser, welchen sein Weg zuerst durch unser Reich führte, bezeugt das, was er gesehen, und sein Zeugnis ist nur allzu wahr.

Nicht minder haben wir durch Briefe unseres geliebten Sohnes Konrad, des erwählten römischen Königs, allzeit Mehrer des Reiches und Erben des Reiches Jerusalem, sowie des Königs von Böhmen, der Herzoge von Österreich und Bayern, und aus dem Munde ihrer Boten, welche bei der Nähe des Feindes selbst Erfahrungen gemacht haben, genaue Kunde erhalten und konnten sie nicht ohne großes Herzeleid anhören.

Soviel verlautet und bis jetzt durch das Gerücht über das Geschehene bekannt ist, rückte ihr unermeßliches Heer, nach fluchwürdiger Beratung, in drei unheilbringenden Haufen vor.

Dadurch kommt Furcht und Angst vor der Wut der Eindringlinge über jeden einzelnen und treibt sie zum Handeln an. Sich ihnen entgegenzustellen wird durch die nahe Gefahr zur Notwendigkeit, welche gebietet, daß alle Fürsten der Erde und insbesondere der Christenheit eiligst Schutz und Hilfe gewähren. Denn dieses Volk ist todbringend und kennt kein Gesetz, keine Menschlichkeit! Doch hat es einen Herrn zum Führer, dem es gehorsam folgt, den es verehrt und den Gott der Erde nennt.

Die Leute sind, was ihren Körperbau betrifft, klein und untersetzt, aber kräftig, breitschultrig, ausdauernd und abgehärtet; beherzt und unerschrocken stürzen sie sich auf den Wink des Führers in jede Gefahr. Ihr Angesicht ist breit, ihr Blick finster, ihr Geschrei schrecklich, wie ihr Herz. Sie tragen ungegerbte Häute von Ochsen, Eseln und Pferden, welche ihnen durch eingenähte Eisenplatten als Panzer dienen, deren sie sich bis jetzt bedient haben.

Unserem geliebten Sohn Konrad und den übrigen Fürsten unseres Reiches haben wir ausdrücklich befohlen, daß sie dem Einfall und Angriff der feindlichen Barbaren mit Macht begegnen.

Nicht ungestraft werden sie sich rühmen, so viele Länder durchzogen, so viele Völker besiegt, so viele Schandtaten begangen zu haben, wenn ihr unvorsichtiges Geschick, oder vielmehr Satan selbst, sie zu den siegreichen Adlern des mächtigen Europa herangezogen haben wird, um dort umzukommen, wohin Germanien, aus freien Stücken zu den Waffen brausend, Francien, tapfrer Ritterschaft Mutter und Pflegerin, das kriegerische und kühne Hispanien, das männerreiche und schiffsbewehrte fruchtbare Anglien, Alemannien, erfüllt von ungestümen Streitern, das seemächtige Dacien, das ungezügelte Italien, Burgund, welches den Frieden nicht kennt, das unruhige Apulien mit den seetüchtigen und unbezwungenen Inseln des Griechischen, Adriatischen und Tyrrhenischen Meeres, Kreta, Cypern, Sizilien, das blutige Hibernien mit den Inseln und Ländern, die an den Ozean stoßen, das sumpfige Scotien mit den behenden Wallien, das eisige Norwegen und jedes edle und ruhmreiche Land unter dem westlichen Himmel tatenlustig ihre auserwählte Ritterschaft unter der Führung des lebenbringenden Kreuzesbanners entsenden werden, vor welchem sich nicht nur rebellische Menschen, sondern auch die feindlichen Teufel fürchten.

Die Ganzzeit Europas

Je vollständiger, harmonischer, geschlossener das Föderativ-System der europäischen Staaten, je empfindlicher jeder einzelne Teil für jede Verletzung des Ganzen, je treuer und fester das Band, welches einen mit allen verknüpft, desto weniger werden die Kriege sein.

Damit es aber nicht an der Grundlage mangle, auf der eine bessere Zukunft emporsteigen soll, so richte sich unsere ungeteilte Aufmerksamkeit auf das, was ein wahrer Staaten-Verein, was eine echte völkerrechtliche Verfassung als notwendige Bedingungen voraussetzt. Durch Mißbrauch der Formen und durch Erschlaffung des Geistes ist die verfallen und gesunken, die unsere Väter uns aufgebaut hatten. Jenem Mißbrauch auf immer zu entsagen, durch Wachsamkeit, Tätigkeit und Weisheit dieser Entschlaffung entgegenzuarbeiten, das allein wird schaffen und verbürgen, daß sie, einmal wieder aus ihren Trümmern erstanden, für die Zukunft unerschütterlich sei.

Friedrich von Gentz,
Deutscher Publizist, 1764—1832.

MICHAEL EMINESCU,
RUMÄNISCHER DICHTER, 1850–1889:

Das Gesetz der neuen Welt

Die Grundlage eines Staates ist die *Arbeit.* Der Reichtum eines Volkes liegt in seiner Arbeit begründet und nicht im Geldbesitz.

Die Arbeit ist das Gesetz unserer Welt. Diese Welt hat keinen Platz für den Faulen.

Allen rufen wir ins Gedächtnis, daß es weder eine Freiheit noch eine Kultur ohne *Arbeit* gibt. Wer glaubt, daß er durch die Verkündung fortgesetzter Phrasen die Arbeit ersetzt hätte oder sogar etwa die Freiheit oder Kultur, der hat sich verrechnet. Auch wenn er es nicht empfindet, begibt er sich unter die Parasiten der menschlichen Gesellschaft, unter jene, die auf dieser Erde zum Fluch, zum Verderb und zur Demoralisierung des Volkes beitragen.

Ganz gleich, wer man ist, ob groß oder klein, man schuldet dem Kreis, in dem man lebt, einen Gegenwert in Gestalt von Arbeit.

Keine Organisation ist imstande, die *Arbeit* zu ersetzen. Ein Unternehmen, welches sich nicht auf der Arbeit aufbaut, besteht nur in der Phantasie; mag es auch länger oder kürzer dauern: es wird sich beim Atmen der kalten Wirklichkeit in einen Windhauch verwandeln.

Auch einen intellektuellen Fortschritt gibt es nicht ohne individuelle Arbeit, ohne Studium.

Die Menschen, welche aus tiefstem Herzen das Wohl ihres Landes wollen, sind berufen, die moralische Entwicklung der jungen Generation wie auch der noch ungeborenen Generationen zu lenken.

Der Mensch in seiner fest umgrenzten Erscheinung gehört einem Teil der Menschheit an, die ihre Sendung in dieser Welt erfüllen will. Er ist verpflichtet, seine ganzen Kräfte der Erfüllung dieser Sendung zur Verfügung zu stellen.

Einen regelmäßigen und sicheren Aufstieg kann man nicht durch Demonstrationen und Bewegungen auf der Straße erreichen, sondern einzig und allein durch die Arbeit.

Wahrheit, Recht und Tapferkeit sind so eng verbunden, daß man sie sich als „Einheit" vorstellen kann. So tief ein Diamant ins Meer fällt, so tief muß er auch emporgeholt werden. Die Tapferkeit ist ein Diamant, welcher ebenfalls emporgeholt werden muß.

Das größte Elend der Menschheit ist die Furcht, der Wahrheit ins Antlitz zu sehen und sie zu erkennen.

Der Egoismus ist der Erfinder der Phrasen, mit welchen man die menschlichen Eitelkeiten bedeckt. Alle Phrasen haben sich ihm zugesellt bis in die Ewigkeit.

Das Volksbewußtsein muß mit dem Herzen empfunden und nicht nur mit dem Mund ausgesprochen werden. Alles, was man fühlt und tief verehrt, verkündet man selten.

Die Natur des Volkes, seine ererbten Instinkte und Neigungen, sein Erfindergeist, welcher oft unbewußt eine Idee verfolgt, während er am Kampf der Zeit teilnimmt: diese Faktoren sollen das Leben eines Staates bestimmen.

Jede wahre Kultur kann nur bestehen, wenn sie sich sowohl der Vergangenheit als auch den guten, gesunden und wahren Elementen der kommenden Entwicklung zuwendet.

Europäische Verantwortung

Europa steht zwischen Amerika und Rußland; es ist die Lage dadurch verschlimmert, daß in Europa Frankreich ohne Verständnis für die eigene Zukunft Rußlands Geschäftsführer und Bundesgenosse geworden ist, daß England sich erst in zweiter Linie als europäische Macht fühlt und darum für die Politik Europas sich nicht sicher in Rechnung stellen läßt. Die längst sprichwörtliche Perfidie der englischen Politik liegt in der Natur der Dinge.

Paul de Lagarde,
Deutscher Schriftsteller und Philosoph, 1827—1891.

SÖREN KIERKEGAARD,
DÄNISCHER DICHTER, 1813 – 1855:

Der befreiende Entschluß

Falls das im Leben über einen Menschen die Macht hat oder haben kann, daß er, nach und nach verknechtet in weltlichen Augenblicksdienst, alles vergißt, was edel und heilig ist; falls die Zeit über einen Menschen die Macht hat oder haben kann, daß sie, während sie seinem Leben Tage zuzählt, auch täglich sein Leben weiter weg vom Göttlichen zählt, so daß er im Täglichen und Gewöhnlichen gefangen, dem Ewigen und Ursprünglichen fremd wird; falls die Erfahrung gelehrt hat, daß es auch dem geschah, der einmal das Ewige stark und nahe in sich vernahm — so ist es wohl gewinnbringend, jedes Mittel dagegen anzupreisen, und wünschenswert, daß es in ernster, aber auch angenehmer Weise angepriesen wird. Denn Gott sei Dank, wie der Gefahren viele sind, so der Mittel mehr, und jedes dieser Mittel ist verläßlich und erprobt. Ein solches Mittel ist das Fassen eines Entschlusses. Denn der Entschluß verbindet gerade einen Menschen mit dem Ewigen, bringt das Ewige in seine Zeit, reißt ihn aus betäubender Eintönigkeit, hebt den Zwang der Gewohnheit, bricht den langen Streit mühsamer Gedanken ab und spricht den Segen auch über das schwächste Beginnen, wenn es doch ein Beginnen ist. Denn der Entschluß ist ein Erwachen zum Ewigen.

Darum preisen wir den Entschluß. Doch soll die Rede davon nicht berechnet sein, das Ohr der Jugend zu kitzeln oder wie eine aufreizende, wollüstige Abwechslung in das zarte Ohr des Weichlings zu tönen, wie man zuweilen eine Rede hört, dazu gefügt, wenn auch nicht berechnet, wenn in die Welt gerufen wird: Das Ganze ist nur Sache des Augenblicks, fasse nur einen Entschluß, wage nur als kecker Schwimmer dich ins Meer zu stürzen, wage zu glauben, daß ein Mensch leichter ist als alle Leiden, daß durch alle Strömungen, durch allen Schaum der Wogen doch des Schwimmers Weg zum Ziele führt.

Stolz ist es, sich selbst in die Gefahr gestürzt zu haben; demütiger, zuzugestehen, daß man darin ist, zu bekennen, daß man da ist, wohin Lebensumstände und Vorsehung gestellt haben, ohne daß man den Platz verlassen oder emporsteigen darf, um sich in die Gefahr hinunterzustürzen.

Das ist ja die Gefahr der Seele, daß die Welt dir leer und alles gleichgültig werden soll, das Leben ohne Geschmack und Nahrung,

die Wahrheit selbst eine mühsame Erfindung, der Tod ein unbestimmter Gedanke, der weder ängstigt noch winkt. Das ist ja die Gefahr der Sünde, daß du deine Pflicht vergißt oder doch, daß man sie mit Freuden tun soll, daß man seine Leiden tragen oder doch, daß man sie mit Ergebung tragen soll, daß du in Sünde fallen und deinen Freimut verlieren, daß du mutlos durchs Leben gehen und im Tode verzweifeln könntest, so daß nicht einmal die Reue an dir eine Stütze findet. Das ist ja die Gefahr des Todes, der allewege seine Späher hat, obschon er weiß, daß kein Mensch ihm entgeht. Ist die Gefahr nicht da, oder weißt du es nicht, der du vielleicht Bergesgipfel besteigen willst, dich hineinzustürzen, weißt du nicht, daß du ein angeklagter Mann bist.

Doch nicht weniger war es Blendwerk, womit jene trügerische Rede täuschte, daß es aussieht, als sei alles entschieden und gewonnen am Kampftag des Entschlusses. Zwar ist es wahr: Mit einem guten Anfang ist schon viel gewonnen, aber im gleichen Augenblick gilt es, mit dem Anfang in Gang zu kommen, denn es gibt vielleicht nichts Verderblicheres für einen Menschen, als wenn ein gutes und herrliches Beginnen sofort ihm im Wege liegt, statt ihm vorwärts zu helfen. Stolz ist es, alle Gefahren und Schrecken an einer Stelle zu sammeln, kämpfend vorzudringen, wo die Scharen der Feinde am dichtesten stehen; es ist ein stolzes Wort, den Gang der Sonne hemmen zu wollen, daß nicht der Abend kommt, bevor die Feinde überwunden sind; demütig dagegen ist es, einzugestehen, daß der Streit auch ohne menschliche Schuld sich hinauszieht, so daß jeder Tag seinen Abend hat und durch menschliche Schuld sich so in die Länge zieht, daß es oft Abend über einer Niederlage wird; demütig, einzugestehen, daß selbst des redlichen Streiters Gang durchs Leben beschwert ist, daß selbst der, der feste Tritte tut, doch nicht im Heldenschritt geht, ja, wenn des Lebens Abend nach dem langen Tag den Kämpfer kühlt, doch nicht Zeit zu Spiel und Sang ist, weil auch der, der dem Ziel am meisten sich näherte, nicht tauglich oder zur Anstrengung des Triumphes aufgelegt kommt, sondern müde sich ein Grab zur Ruhe wünscht und einen seligen Weggang im Frieden. Wohl waren dem Leben eines solchen große Entscheidungen nicht fremd, doch räumt er ein, daß sein ganzes Leben ein Streit war; er ist nicht versucht, zur Unterhaltung anderer stolz die großen Entscheidungen aufzuzählen, an denen teilzunehmen er die Ehre hatte; er weiß sehr wohl, seine Erzählungen von täglichem Kampf würden die Neugierigen ermüden. Und doch war es ja sein Leben; er prüfte des Lebens oder der Menschen Veränderlichkeit, aber die Gefahr folgte ihm stets. Aber nach Wiederholung der Gefahr erneuerte er seinen Entschluß, und so ging er durch den Kampf.

FRANCESCO GUICCIARDINI,
ITALIENISCHER PHILOSOPH, 1483 – 1540:

Der Glaube in der Gefahr

Aphorismen

Das Weltgeschehen hält nicht inne, es geht die Bahn, die ihm durch die ihm innewohnenden Gesetze vorgezeichnet ist, doch schreitet es langsamer voran, als wir manchmal denken, da wir es nach unserem kurzen Leben messen und nicht nach der seiner Dauer entsprechenden längeren Zeit. Seine Schritte sind länger und langsamer als die unseren, ja naturgemäß derart weit und groß, daß wir, wenn es fortschreitet, es nicht bemerken. Deshalb werden unsere Urteile darüber häufig so falsch.

Die Vergangenheit erleuchtet die Zukunft, da die Welt im Grunde immer gleich blieb und alles, was ist und noch kommt, auch früher schon einmal — wenn auch unter anderem Namen und in anderer Form — war und immer wiederkehrt.

Man soll nicht sagen, die Götter haben uns geholfen, wenn es recht war, jenes aber ging nicht gut aus, da es unrecht war; denn oft ist das Gegenteil offenbar. Und doch dürfen wir deswegen nicht behaupten, die Götter seien ungerecht; denn ihre Entschlüsse sind so tief und undurchsichtig, daß man mit Recht von ihren gewaltigen Abgründen sprechen kann.

Wer glaubt, wird hartnäckig und geht unbeirrbar und entschlossen seinen Weg, alle Gefahren und Schwierigkeiten verachtend und bereit, auch das Äußerste zu ertragen. Und da der Lauf der Dinge zahllosen Zufällen unterworfen ist, kann es im Wandel der Zeit geschehen, daß einem, der hartnäckig sein Ziel verfolgt, auf die verschiedenste Art und Weise unerhoffte und unerwartete Hilfe kommt. Da der Glaube dies bewirkte, spricht man dem Glauben mit vollem Recht die Kräfte zu, die ich vorhin erwähnte.

Nicht jeder vermag sich Stand und Tätigkeit zu wählen, wie er möchte, sondern häufig kann man nur das tun, was Schicksal und Geburt gewähren. Lob aber gilt stets dem, der die ihm verliehene Rolle gut und folgerichtig durchführt, so wie auch im Schauspiel der Darsteller eines Dieners nicht weniger Beifall erntet als der Träger der Königskleider; denn es verdient ein jeder in seinem Stand sein Lob und seine Ehre.

Viele meinen, ein Weiser könne, da er alle Gefahren sieht, nicht mutig sein. Ich glaube im Gegenteil, daß niemals ein furchtsamer Mensch weise sein kann, da jedes Überschätzen von Gefahren ein Zeichen mangelhafter Einsicht ist. Um diese Verwirrung nun zu lösen, erinnere ich euch daran, daß sich ja nicht alle Gefahren auswirken, da ihnen der Mensch mit Klugheit, Umsicht und echtem Mut begegnet. Andere beseitigt auch wieder ein Zufall oder ein glücklicher Umstand. Wer drum die Gefahren kennt, darf sie nicht alle für unabwendbar halten, sondern sollte — klug bedenkend, wovon er wohl irgendeine Hilfe erwarten kann und wo der Zufall ihm vielleicht eine Ausflucht läßt — Mut behalten und sich nicht von männlichen Taten aus Furcht vor allen erdenklichen oder wahrscheinlichen Gefahren abhalten lassen.

Wer Gefahren wagt, ohne zu bedenken, wie groß sie sind, ist lediglich ein dummes Tier; tapfer ist nur, wer die Gefahr kennt und sie aus Not oder achtbarem Grund trotzdem auf sich nimmt.

Es ist falsch, wenn die Leute behaupten, Forschen und Wissen verwirre den Menschen den Kopf. Bei schwachen Geistern ist dies vielleicht richtig, wo aber diese Bemühungen auf einen gesunden Sinn treffen, bilden sie ihn zur Vollkommenheit; denn die gute Veranlagung wird, wenn solche Güter hinzukommen und sich mit ihr verbinden, zur edelsten Bildung.

Vom Tun oder Nichtstun eines scheinbar Nichtigen hängt oft das Gelingen des Wichtigsten ab; darum soll man auch im Kleinen behutsam und umsichtig sein.

Man sollte es sich sehr genau überlegen, bevor man irgend ein neues Unternehmen oder Geschäft angreift; denn hat man einmal angefangen, muß man es notwendig auch zu Ende führen. Wie oft quälen sich die Leute nicht bei der Ausführung eines Planes, den sie, hätten sie ihn gleich völlig überblickt, niemals in Angriff genommen hätten, den sie aber dann, wenn er einmal begonnen ist, nicht mehr aufgeben können.

Es ist eine größere Lust, seine Begierden unbefriedigt zu lassen als ihnen nachzugeben: denn die Befriedigung ist von kurzer Dauer und bleibt nur im Bereich des Körperlichen, während jener andere Zustand, sobald die Triebe etwas abgeschwächt sind, lange dauert und dem Geist wie dem Gewissen angehört.

Es gibt kein höheres Gesetz des Handelns als die Wahrung der Ehre. Wer das nicht vergißt, wird keine Gefahr fürchten und niemals verworfen handeln. Darum haltet euch daran; dann wird es kaum möglich sein, daß euch irgend etwas nicht gelingt.

ANDREJ HLINKA,
SLOWAKISCHER NATIONALHELD, 1864 – 1938:

Die Majestät des Volkes

Die Freiheit und das Glück meines Volkes, aus welchem ich stamme — und ich bin stolz darauf, daß ich aus ihm stamme — werden mein ganzes Leben hindurch mein Leitstern sein.

Was ich verkündige, das muß ich mit Taten beweisen.

Gott ist stark, er wird uns nicht verlassen. Für das slowakische Volk bin ich bereit, mein Leben zu opfern.

Ihr beschuldigt mich des Vaterlandsverrates, weil ich dem slowakischen Volk gesagt habe: Du sollst nicht stehlen, nicht Unzucht treiben! Fürchte Gott, ehre den König und liebe dein Vaterland!
Aber auch dieses verschweige ich nicht: Slowakisches Volk, auch du bist Bürger des Vaterlandes, auch du hast hier Rechte, also wahre sie dir.

Wenn Ihr mich bestrafen wollt, ich weiche nicht aus, wie ich das in fünf Monaten bewiesen habe, als ich nicht einmal um die Gnade, schreiben zu können, gebeten habe. Also, wenn Ihr mich strafen wollt, da bin ich, straft mich. Und ich erkläre feierlich, wenn ihr mich schuldig findet, gehe ich mit gebeugtem Haupt in das Gefängnis zurück, von wo ich hierher gekommen bin. Aber bei mir kann keine Intention für Besserung sein. Denn ich kämpfe für Ideen.

Die Nationalitätenfrage ist eine Weltfrage. Sie ist jene Bewegung, die in sozialen, natürlichen und psychologischen Ursachen wurzelt. Diese Frage mit Gefängnissen und Kerkern zu lösen, ist Unsinn. So wie es nicht möglich war, das Christentum mit Feuer und Blut auszulöschen, so kann man auch nicht die Nationalitätenfrage mit diesen Mitteln lösen.
Unter der Nationalitätenfrage muß man den ganzen Komplex der Gesellschafts-, Kultur- und Brotfragen verstehen.

Unser Programm ist eine völlige Autonomie, mit eigenem Parlament, Administration, Schulen und Gericht. Diesem entsagen sich die Slowaken nie.

Grüßt mir mein slowakisches Volk! Für dieses habe ich in der Jugend gearbeitet, ihm mein Mannesalter geopfert, und ihm wird auch der letzte Schlag meines Herzens gehören.

Wir haben unsere slowakischen Ideale, und an die werden wir uns halten.
Wir bleiben unseren slowakischen Traditionen treu!

Gott segne dich, Volk! Dich drückt schon niemand in Knechtschaft und Fesseln! Du überstandest die Prüfung ausgezeichnet. Heute beuge ich mich vor der Größe und Majestät des Volkes!

Es ist unmöglich, sich vor der Größe und Majestät des Volkes nicht zu beugen!

Liebes Volk, ich suche nach Worten, Gefühlen und Ausdrücken, mit welchen ich von Dir Abschied nehmen sollte. Ich liebe Dich und bin bereit, für Dich alles zu geben.

Im Kampf um Europas Zukunft

Wir bilden eine Einheit mit der europäischen Jugend, jener unruhigen, soldatischen Jugend, die heute für ihre Existenz und für ein gerechteres Europa kämpft. Darum verkleinert die spanische Jugend in jenen entscheidenden Augenblicken der Zukunft Europas und der Welt ihren Beitrag zur Aufgabe einer kontinentalen Zukunft nicht. Wir arbeiten mit durch unsere Geschichte, mit der Realität jenes impulsiven und edlen Augenblicks, den wir erleben, sowie durch die fortwirkende Kraft der Persönlichkeit Spaniens, die im Laufe der Jahrhunderte unverändert blieb.

José Miguel Guitarte,
Nationalchef der Spanischen Studenten.

JOHANN GOTTFRIED HERDER, 1744 – 1803:

Das eigene Schicksal

Man hört so oft die Worte: „Der Mensch hat doch ein eigenes Schicksal, sein Schicksal verfolgt ihn, es hat ihn erteilt," oder „Das ist nun einmal mein Schicksal, ich muß mich drein ergeben"; man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, so daß es wohl der Mühe wert erscheint zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen oder die starre Verzweiflung haften, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „Jedermann baue sein Schicksal; man sei der Werkmeister seines Glücks," oder: „Unser Schicksal hänge von dem und jenem, es sei ein Mensch oder Umstand, ab," daß auch diese, oft im gegenteiligen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwert scheinen. Überhaupt sind Redensarten im Munde des Volkes, sie mögen Irrtümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die kultiviertesten Völker des Altertums sprachen vom eigenen Schicksal, von einer doppelten Fortuna, einem glück- oder unglückbringenden Genius und Dämon, einer Moira; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den größten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens, oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „Was ist denn das eigene Schicksal?" gewiß nicht unwichtig scheinen.

*

Jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu sein und zu handeln hat. In diesem Verstande nämlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unserer Handlungen, unserer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatten, der unsere geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge — mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unserer Handlungen und Gedanken — gebe, kann niemand leugnen; denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andere handeln, so handeln andere gegen uns; ja, sie werden von uns gezwungen, also zu handeln.

Wer den Ton in Dur angibt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fordert dies der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Widerhall unserer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. sein, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermütig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und anderer Gemüt ist geblieben: er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es sein, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andere Gutherzige zu ihm sammeln und ihre Kräfte mit den seinigen vereinen: er wird gerettet; denn auch seine Gutmütigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben und war nichts weniger als verloren. So bei allen Gemütscharakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Torheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft ein und dieselbe Seele besitzen und wechselnd teilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal, früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen oder nach Umständen von außen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilt.

Dem eigenen Schicksal entgeht niemand, oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind, und daß man alles im großen, unermeßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsere Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt und unser reiner Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Dasein jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieses als Wissenschaft aufgeht, lasset uns in unserem Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unser Unbenehmen, an welchem Unglück nicht unsere Torheit schuld? Wir säten frühe, was wir später ernten und ernten werden.

Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterin oder deine Freunde und Gesellen, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen vollendet oder unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlassen hast, wie du jeden Augenblick nüztest oder sorglos vorbeistreichen ließest, Menschen belogst oder großmütig, edel, unschuldig, liebevoll warst: so, wird dir dein Herz sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte.

Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belügt. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sei, oder was noch gebüßt werden müsse; denn dein Schicksal ist Nachklang, Resultat deines Charakters.

*

Das Schicksal scheint inkonsequent mit uns zu behandeln, weil wir selbst inkonsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich legt man dem Schicksal Inkonsequenzen bei und nennt diese Zufall. Es gibt Zufälle in der Welt, und deren sind unendlich viele; um so mehr treffen uns, je mehr uns alles Zufall ist, d. i. je weniger wir konsequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas anderes an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung nach festgestellten Grundsätzen, seien diese in unserm oder in einem höheren und dem höchsten Gemüte. Es wäre sehr anmaßend, zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgends eine Konsequenz sei, als die das schwache menschliche Gemüt hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Konsequenz im Reich der Natur und finden den Samen der Inkonsequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß diese Inkonsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhängende Natur, uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Tränen versprochener Änderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die törichte Vermessenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Trotz bieten und als überirdische Wesen die Gesetze derselben ändern," so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal.

Nicht der Mensch, keine Klasse von Menschen hat die Gesetze der Natur gestellt; unter ihnen ist er da, und er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen die Majestät der Natur und muß als solche ihr Schicksal finden. Vom frechen Stolz gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann sie anders sein und geben, als was sie ist? Vernunft- und gesetzlos könnte sie die Ordnung der Dinge ändern? Groß, so lange das andere um sie her klein ist; stark, so lange man keine andere Stärke kennt, kann sie leicht in die narkotische Überzeugung geraten, daß außer ihr nichts groß und stark sei; ändern sich die Umstände, erwachen andere Kräfte, so ereilt die kleine Schwachheit ihr Schicksal. Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesamten gegen den Egoismus;

denn was ist ein Mensch, wenn er auch der Weiseste, der Stärkste, der Kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her und gegen die Folge der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seinesgleichen? Welches Talent erlebt nicht die Zeit, da man seiner genug habe? Welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Seht ihr den vergrünten Baum, die alte hohle Weide, dort den eingestürzten Berg, hier abgemähte Flur, dort den zerfallenen Turm, hier die verstummte Nachtigall und Lerche; alle sind, wozu sie die Natur, ihr Schicksal ordnet. Keine Nachtigall schlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Zypresse zu sein begehrt.

Man durchgehe den Kompaß seines eigenen kleinen Schicksals: das meiste, das wir ihm zur Inkonsequenz anrechneten (das große Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten sind, und das wir nicht zu lenken vermögen), rührte von unserer eigenen Inkonsequenz her. Wir blieben unserem Beruf nicht treu; wir gingen aus unserm Charakter; da verfolgte, da ereilte uns das Schicksal; d. i. unsere Inkonsequenz stieß gegen seine konsequente Natur an und zerstieß sich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also, und es mißlang; da sagen wir dann: „Jener Mensch ist mir immer ein fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beizumessen und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düstern Farben zu bezeichnen.

*

Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Über den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühling nicht sät, wird im Sommer nicht ernten, im Herbst und Winter nicht genießen; er trage sein Schicksal! Wer als Greis tun will und nicht mehr zu tun vermag, was er als Jüngling mit Ehren tun dürfte, gerät an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal! Jedermann hat hierüber den Kompaß in sich, der ihm sagt: „Jetzt ist es Zeit, jetzt nicht mehr Zeit, die Stunde ist vorüber."

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „Um diese Zeit hat er geblüht." Von berühmten und glücklichen Schönen sagt man ein Gleiches. Mancher blühte wie der

Feigenbaum, früh, ehe noch seine Blätter da waren; die Blüte ging bald vorüber. Mancher wie der Mandelbaum, spät und bei grauen Haaren; daher er auch seine Blüte ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die Sophrosyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch Höheren treiben, sondern bereitet sich, solange es sein kann, zu bestehen und allgemach hinabzuschreiten. Die Göttin Nüchternheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksal, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahreszeit und erlebt zuweilen im Herbst eine verspätete Rose oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ist's aber, wenn eine schlechte Verfassung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunst und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dürfen, wenn er dreißig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meistens hat sich in diesen dreißig Jahren die Welt und er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strom, der dreißig Meilen fortfloß, zuzumuten ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter seinem Schicksal zu überlassen, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wissen wollen, bei denen das Alter geehrt ist und der Jugend mit seinem geprüften Rate dient.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseins; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinkt.

Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken; wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondere das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht teilnehme.

In aller Geschichte waren *die* Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurteilen wußten. In eigenen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten, was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hilfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoß sank.

Man spricht zum Beispiel von glücklichen oder unglücklichen Menschen; „jene dürfen sich alles erlauben, und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal."

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es gibt, wie man sagt, glücklich geborene Menschen, denen alles gerät, denen alles wohl ansteht. Ihr Anblick gewinnt die Herzen, ihr Betragen schafft ihnen Freunde, ihre Zutätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit läßt sie nicht leicht einen Mißgriff tun; dies Glück flößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Mut.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unseres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben und einem jungen Mann nicht durch Worte, sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund tut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In späteren Jahren kommt es bei diesem Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weshalb man unglücklich sein müsse". Ist's weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Übel, und die Vorsehung wird (glaube es) auf tausend dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beistehen!

Man spricht oft von unglücklichen Familien; und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze und Gedankenverwirrungen, böse Anlagen und Leidenschaften wie Seuchen und Gebrechen fort? Und werden sie nicht oft durch Erziehung genährt? Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und gibt uns zugleich guten Rat an die Hand. Kannst du, so heile das Familienübel, und es wird eine gesunde Sprosse hervorblühen, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt.

Wenn es aber unglückliche Familien gibt, warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es gibt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zugesellen, gibt Aufmunterung, Trost und Mut. Die Laren und Penaten, die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligtume, das ihrer wert ist.

Im schönsten Sinne des Wortes ist das mein eigenes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe.

JOSEPH JOUBERT,
FRANZÖSISCHER SCHRIFTSTELLER, 1754–1824:

Von der inneren Größe

Die Neigung zum Guten, die Schnelligkeit, es zu ergreifen, und die Beständigkeit, es zu wollen, die Dichtigkeit, Geschmeidigkeit und Stärke der Kraft, welche jene Neigung bewegt, die Lebendigkeit, Stärke und Genauigkeit des Aufschwungs zu bestimmtem Zweck — dies sind die Elemente, welche, wie ebensoviele Schriftzüge, durch ihre Zusammensetzung den inneren Wert und Preis des Menschen bestimmen.

Wer im Menschen ein Gefühl von Wohlsein erstickt, tötet ihn teilweise.

Euer Geist sei nicht launischer als euer Geschmack, euer Urteil nicht strenger als euer Gewissen.

Das Herz muß dem Geist vorangehen, und die Nachsicht der Wahrheit.

Man sei milde und nachsichtig allen, doch nicht sich selbst gegenüber.

Gute Regungen sind nichts, wenn sie nicht zu guten Taten werden.

Das Vergnügen zu geben, ist dem wahren Glück unentbehrlich; aber der Ärmste schon kann es haben.

Spart, aber nicht auf Kosten der Freigebigkeit. Eure Seele sei die eines Königs, eure Hände seien die eines klugen Haushalters!

Es gibt eine Bewunderung, die die Tochter des Wissens ist.

Durch Anbeten vermittelt man eine Vorstellung von der Gottheit, von der Macht durch Unterwerfung, und vom Verdienst durch Ehrfurcht.

Die Achtung huldigt der Herrschaft, die man über sich selber und andre übt. Sie ist ein Gefühl, gefordert und erhoben wie ein Tribut.

Alles altert, selbst die Achtung, wenn man sich nicht in acht nimmt.

Der Schmerz hat sein Gleichgewicht. Die Ruhe des Lebens kann bisweilen, wie ein Gegengewicht, die Verzweiflung des Augenblicks aufwiegen.

Wir verlieren immer die Liebe derjenigen, die unsere Achtung verlieren.

Die Zeit beschwichtigt jeden Rausch, selbst den der Freundschaft; der langjährigen Treue gilt ihre höchste Bewunderung.

Die menschlichen Leidenschaften machen sich stets dem Herzen vernehmlich, in dem sie ihr Echo finden.

Man muß die Leidenschaften reinigen; alle können, gut geleitet und gemäßigt, unschuldig werden. Selbst der Haß kann sich in einen lobenswerten Affekt verwandeln, wenn er nur aus Liebe zum Guten entsteht. Was die Leidenschaften reinigt, macht sie auch stärker, dauerhafter und köstlicher.

Wir verwenden zu den Leidenschaften den Stoff, der uns für das Glück gegeben wurde.

In unsrer Jugend liegt oft etwas in uns, das besser als wir selbst ist, besser als unsre Wünsche, unsre Vergnügungen, unsre Zustimmung und Billigung.

Wendet euch an die Jugend: sie weiß alles!

Wir müssen unser Leben behandeln wie unsre Schriften: Anfang, Mitte und Ende in Einklang und Harmonie bringen.

Unsre lichten Augenblicke sind Augenblicke des Glücks; ist es hell in unserm Geist, so ist es schön in ihm.

Suchen wir unser Licht in unsern Gefühlen. In ihnen liegt eine Wärme, die viel Klarheit in sich schließt.

Glücklich, die eine Leier im Herzen haben, Musik in ihrem Geiste, die ihre Handlungen ausführen! Ihr ganzes Leben wird eine Harmonie gewesen sein, die im Einklang steht mit ewigen Melodien.

ANGEL GANIVET,
SPANISCHER PHILOSOPH, 1862 – 1898:

Ideen und Ideale

Es gibt viele Arten des Dienstes am Ideal, und es muß verlangt werden, daß jeder einzelne ihm so dient, wie es seine Natur verlangt, und daß jedes Volk das Ideal mit seinem eigenen Geiste versteht. Auch im Ringen um das Ideal besteht schon, und es muß auch so sein, eine vorsichtige Arbeitsteilung; man muß schon dieses abgegriffene Wort wählen, um deutlich zu werden.

Die geistige Synthese eines Landes ist seine Kunst. Man könnte geradezu sagen, daß der bodenständige Geist eines Landes das Mark, die Religion das Gehirn, der kritische Geist das Herz, der Rechtssinn die Muskulatur und der künstlerische Geist das Nervennetz ist, das alles umgibt, zu einer Eintracht zusammenschließt und bewegt. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Religion höher steht als die Kunst und die Kunst höher als die Wissenschaft, indem man lediglich den Wert des Objekts berücksichtigt, auf das sie gerichtet sind. Aber von meinem Standpunkt aus hängt der höhere Wert von Kräften ab, die die Seele eines Landes bilden, und von dem besonderen Charakter eines jeden Landes. Im Grunde sind Wissenschaft, Kunst und Religion dasselbe: Die Wirklichkeit wird von der Wissenschaft in Formeln, von der Kunst bildlich und von der Religion in Symbolen ausgedrückt; und selten ist in einem menschlichen Werke nur eine einzige dieser drei Erklärungsformen ganz rein angewandt. Die Wissenschaft behilft sich mit Hypothesen, die nichts anderes sind als Bilder, mit denen die Lücken verdeckt werden, die nicht mit Formeln ausgefüllt werden können; die Kunst neigt zum Symbolismus und verwandelt sich in Religion und in Zeiten des Niedergangs in willkürliche, phantastische, launenhafte und sogar dokumentenartige Wissenschaft; die Religion stellt notgedrungen Kunst und Wissenschaft in ihren Dienst, um ihre Symbole dem Menschen verständlich zu machen. Der wirkliche Unterschied liegt im Subjekt: Die Welt zeigt sich in der einen oder anderen Form je nach der geistigen Fähigkeit der einzelnen Menschen, die alle unter verschiedenen Gesichtspunkten und mit verschiedener Kraft an demselben, „nützlichen“ Ergebnis arbeiten, nämlich der Würde des Menschengeschlechts.

Seelen lassen sich nur durch göttliche Geister lenken.

Man muß äußerlich so auftreten, wie man auch innerlich ist. Wer sich nach außen hin anders gibt als er in Wirklichkeit ist, gewährt das Schauspiel, daß er der erste ist, der sich selbst gering schätzt.

Man muß schon ein Genie sein, um die große Menge aus der Tiefe emporzureißen und gleichzeitig zur idealen Betrachtung emporzuheben.

Wenn die Familienbande sich lösen, die staatlichen Einrichtungen brüchig werden und das Gemeinschaftsleben aufhört, dient der materielle Fortschritt nur zur Überdeckung dieser Übelstände und zur Täuschung der Leute. Es ist ein falscher und dürftiger Fortschritt, der nur bis ins Unendliche die unfruchtbare und manchmal auch schädliche Existenz der betroffenen Völker verlängert.

Das Wichtigste auf der Welt ist der Wille, die schöpferische Kraft, deren Rohstoff das Wissen und deren Urheber das Gefühl ist oder wie wir es nennen. Das heißt — und dies scheint eine Binsenweisheit zu sein — daß das Wissen, das man für sich behält, nichts oder wenigstens nichts Gutes oder Schlechtes ist; in dem Maße, wie der Mensch das Gefühl für Gemeinschaftsarbeit verliert und mit Kenntnissen zurückhält, die ihn nicht interessieren — was geschieht, wenn er Skeptiker ist —, macht er sich unfähig für jegliche Arbeit und gleicht schließlich einer stillgelegten Windmühle.

Das wirklich Lebendige sind Ideen.

Sobald eine Idee den Geist der gesamten Nation ergreift und Streitigkeiten beseitigt, wird sie zu einer höchst nutzbringenden Kraft, die jeden einzelnen zur Mitarbeit anspornt und Erscheinungen der Absonderung und Zerstörung nicht aufkommen läßt; sie erzeugt gesunde und kräftige Hirne, die nicht nur Gesetze und Worte hervorbringen, sondern etwas Besseres, nämlich Taten.

Wer Führer sein will, muß es von Geburt an sein.

Das Genie, das Ideale ausstreut, hat immer für Planungen und Schöpfung freie Bahn und muß seine Mission mit um so mehr Eifer erfüllen, je größer die Taubheit und Verblendung seiner Umgebung sind.

Solange die Welt besteht, hat es Menschen gegeben, die den Geist der Mitmenschen beeinflußt haben. Sie haben es instinktiv getan und dabei noch die Methode der Erziehung angewandt.

Großer Glaube und große Leidenschaften gehen Hand in Hand.

Zur Regierung von Staaten sind große Leidenschaften nötig. Störend wirken aber kleine und niedere Leidenschaften. Eine wesentliche Eigenschaft eines Politikers muß Widerwillen vor den niederen Dingen sein.

Das Geheimnis der Politik besteht darin, den Charakter jeder Nation zu kennen und ihr den Weg zur Entwicklung in Ruhe zu ebnen; man muß der Nation dienen und darf die Gunst des Augenblicks nicht mißbrauchen.

Die großen Völker und Männer sind schon früher immer arm gewesen, sind es noch und werden es weiterhin sein; bei den größten Unternehmungen geht es nicht um Geld, und Herz und Verstand tragen allein die Kosten.

Infolge eines Paradoxons, das mehr der Psychologie als der Politik angehört, muß die Freiheit in der Macht der starken Männer gesucht werden.

Kolonisieren und Kultivieren bedeutet, die Liebe zur Anstrengung zu erwecken, die dem Menschen Würde verleiht und ihn dem Zustande der Unwissenheit und Dumpfheit entreißt, in dem er sonst ewig hindämmern würde.

Eine Nation ist anders als ein Mensch; sie braucht mehrere Jahrhunderte zur Entwicklung.

Die wirkliche Wissenschaft der Politik besteht in der beharrlichen Arbeit an den jeweils gegebenen Tatsachen, die so hingenommen werden, wie sie sind, damit in Zukunft — und zwar mit dem Blick nach vorwärts, nicht nach rückwärts — die am logischsten erscheinende Lösung sich ergibt.

Die Freiheit tragen wir in unserer Brust, sie ist nicht ein gnädiges Zugeständnis des Gesetzes. Was nützt es, wenn das Gesetz uns für frei erklärt, wir aber von niederem Ehrgeiz besessen sind und Freiheit und Würde zu seiner Befriedigung opfern?

GOTTFRIED KELLER,
SCHWEIZER DICHTER, 1819–1890:

Schicksalsruf

Still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksales und unserer Tage über der tosenden Verwirrung dieses Frühjahres. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir nur durch rastloses Ringen und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Locken unserer Jugend werden in diesem Kampfe ergrauen, mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird gedrängte Tage an das verwenden können, wozu die Väter lange Jahre brauchten. Das ganze zarte Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gewitter verblühen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude haschen, welche es sonst in langen Lenzmonden schlürfte; aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, seliger sein als jene langen ruhigen Jahreszeiten der müßigen Lust. Der Reiz der Unschuld wird die glühende Tugend unserer Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen, aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vaterlande einen Retter zu schenken; denn es wird keinen überflüssigen, unnützen Bürger mehr geben. Die Greise werden aber noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen?

Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns sei, der sei wider uns, nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde.

JUNGES EUROPA

1943 HEFT 4

INHALTSANGABE

LASST UNS DAHIN GEHEN,

WOHIN UNS DAS SCHICKSAL

UND DIE GÖTTER

UND DIE UNGERECHTIGKEIT

UNSERER FEINDE RUFEN.

ES SEI GEWAGT!

MIR NACH, FREUNDE!

Caesar

vor dem Überschreiten des Rubikon

Heros der Unüberwindlichkeit

Gajus Julius Caesar nach dem Feldzug

Büste aus dem Museo Torlonia, Rom



REFLEXION
ÜBER DEN GANG DER GESCHICKE DES ERDTEILS EUROPA

IN GANZ EUROPA WIRD EINMAL RUHE EINZIEHEN. EUROPA WIRD AUFHÖREN, GEGEN SICH SELBST ZU WÜTEN, UND WIRD DIE AUGEN DORTHIN RICHTEN, WO EHRE, SIEG, NUTZEN, REICHTUM MIT GUTEM GEWISSEN AUF EINE GOTT ANGENEHME WEISE ZU ERJAGEN SIND. DER STREIT, WIE EINER DEM ANDEREN DAS SEINIGE ABNEHMEN KÖNNE, WIRD SICH IN EINEN WETTSTREIT VERWANDELN, WEM ES GELINGE, DEM ERBFEIND, DEN BARBAREN UND UNGLÄUBIGEN, DIE HÄRTESTEN SCHLÄGE ZU ERTEILEN.

Leibniz

1646–1716

GUNNAR JOHANSSON, FINNISCHE WEHRMACHT, STUDENT DER NATIONALÖKONOMIE AN DER UNIVERSITÄT HELSINKI – GEFALLEN IM SOMMER 1942:

Zwischen Leben und Tod

Nun dämmert der Frühling wieder und flüstert davon, daß es auf den Höhen bald Sommer und Leben werden wird. Der Gesang der Vögel erwacht zu neuem Leben, es ist so geisterhaft still mitten in der Sonne. Mit blutunterlaufenen Augen sitzen wir auf einer leeren Munitionskiste, müde und ohne Worte.

Diese Kämpfe haben zu einem der größten Siege für unsere finnische sagenumwobene Armee geführt, aber glaubt keineswegs, daß die siegreichen Fahnen gehißt werden, daß die Linien von Siegesjubel erfüllt sind. Müden Schrittes wandern die Männer von ihrem eisenharten Werk zurück, der saugende Schlamm will seinen Griff um den Schaftstiefel nicht lockern. Es ist eine der größten Weihestunden des Lebens, sie vorüberziehen zu sehen, eigensinnig und schweigsam, während der schwere Schlamm unter den Sohlen ächzt. Derselbe tatkräftige, glanzlose, graue, aber großzügige Marsch wie der Marsch vor einigen Tagen in den Kampf.

Es ist ein Lavastrom von fußhohem Lehm, der längs der Wege fließt und brodelt und lebt, der stellenweise überquillt und sachte rinnende Ströme in die Wälder hinein bildet, und in den Wäldern — Wasser und Schlamm, Wasser und Schlamm. Alle Angriffe sind während der vergangenen Tage zurückgeschlagen worden, aber die Sowjets liegen in ihren in aller Hast errichteten Feldbefestigungen in der Flanke unserer Abteilung, und es gilt sie zu vernichten. Es ist Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, die Truppen und das Material bei diesem Zustand der Landstraßen vorwärtszubringen. Die Autos surren, so daß es in den Motoren brüllt, die Traktoren reißen sie heraus, wenn sie auf dem Untergestell in dem Morast fließen, die Pferde rucken und zerren und dampfen und beben vor Müdigkeit, die Männer ziehen mit aufgeknöpften Röcken und den Mützen in den Händen längs des Wegraines daher. Es ist ein sagenhafter Aufmarsch in den empordämmernden Frühlingsmorgen hinein.

Nach achttägigen erbitterten Verteidigungs- und Störungskämpfen beginnt morgens der endgültige Sturmangriff.

Auf die Sekunde setzen unsere sämtlichen Batterien mit einem Höllenlärm ein. Die Pferde zittern und schwitzen vor Angst. Die sowjetischen Batterien antworten. Die Schrapnells zerplatzen über unseren Köpfen. Wir begeben uns zu den Ausgangsstellungen, die unter heftigem Artilleriefeuer liegen. Es sieht aus, als ob die müden Männer planlos aufziehen. Aber jeder hat sein bestimmtes Ziel. Es gilt, die Regimenter und Bataillone abzuschneiden und sie zu zermalmen. Man geht fächerartig zum Angriff vor, umgreift wie ein Tintenfisch die um ihr Leben kämpfenden Sowjets.

Jetzt donnern die finnischen Tanks vorbei. Sie führen eine Umfassungsbewegung um den nächstliegenden Hügel aus, und die Männer kriechen hinauf. Der Kampf ist im Gange. Die Tanks rollen an die Kanten der Schützengräben heran und speien Feuer hinein. Die Feinde verteidigen sich bis zum Tode. So rollt der Angriff längs der Wege weiter. Einige Kilometer östlich ist halt.

Ein unerträglich spannender Augenblick entsteht, als vier russische Jagdflugzeuge tief über uns hinwegschweben. Aber sie schießen nicht. Wir liegen anscheinend zu nahe der russischen Linie. Sie könnten ihre eigenen Leute treffen. Wir werden übertrieben ruhig, als die unheimliche Gefahr vorüber ist.

Am Abend wird die Verbindung mit der Artillerie hergestellt, die hier wirklich klassische Kampfaufgaben durchführt. Jetzt beginnt das Trommelfeuer und der Angriff gegen die Feldbefestigungen, die unter dem Regen der Granaten ganz verschwinden. Der Weg geht weiter über tote Stellungen des Gegners.

Noch rasen die erbarmungslosen Kämpfe im Walde. Unsere Linie dort im Süden wird geschlossen, so daß niemand mehr hindurchkommt. Die Feuerleiter der Artillerie sind überall. Wo der Widerstand sich erhärtet, wird er mit mörderischen Granatkonzentrationen niedergebrochen. Schon jetzt bemerkt man eine Auflösungstendenz in den bolschewistischen Reihen. Einer nach dem anderen — besonders Offiziere — versucht, sich in der Abenddämmerung durch die Linien zurück nach Süden zu schleichen. Aber alle werden von unseren Patrouillen und Wachtposten niedergemacht. Dort unter den Tausenden von Toten liegen nun Regimentskommandeure und Bataillonskommandeure. Die Bolschewisten kämpfen mit dem Tode vor Augen, und sie kämpfen mit einer Verbissenheit, die nicht unterschätzt werden darf. Schon vorher ist das feindliche Artilleriefeuer verstummt. Die Sowjets haben ihre Geschütze durch den Wald zurückgezogen. Am letzten Tage kann man noch ihr wildes Geheul im Walde hören, diese mit Wodkastimme ausgestoßenen, grauenvollen Todesrufe.

Sie rasen dem Tode entgegen, und noch kommen Meldungen von den Verteidigungslinien im Süden, daß der Russe mit Flammenwerfern und Panzerplatten vorgeht. Es hört sich in den Panzerplatten nur wie „plits" an, wenn die Unsrigen schießen. Und dann schaut ein Sowjet hinter der Platte hervor und grinst höhnisch. Er glaubt, daß wir ihm nichts anhaben können, aber nach einer Weile sinkt er hinter seiner Platte tot nieder, als der Granatwerfer seine Meinung über die Sache hat sagen dürfen.

Allmählich verstummt der Lärm. Auf den Landstraßen trifft man auf einsame, zitternde Bolschewisten mit emporgehobenen Händen. Sie hatten sich schon einmal ergeben, aber niemand hatte Zeit für sie gehabt, sondern man hatte ihnen geraten, sich zurückzuziehen.

Nun grüßen sie jeden Finnen mit hochgehobenen Armen, und es kann nicht abgestritten werden, daß das ein bißchen komisch wirkt. Einer begegnet mir, dem das ganze Gesicht zerschossen ist. Blutige Binden baumeln vom Kopfe herunter. Er hebt den einen Arm hoch, der andere ist lahm. Ich gebe ihm eine Zigarette. Sein schmutziges Gesicht ist kreideweiß, er zittert und schwitzt. Als ich ihm die brennende Zigarette in den Mund schiebe, krümmt er den Rücken und stößt ein „Tovaritch, Tovaritch" hervor, was mich veranlaßt zu antworten: Njeto! Dann wandert er apathisch weiter, den Blick in ein fernes Traumland gerichtet, in dem es keine Schmerzen mehr gibt.

Im gleichen Augenblick kommen wieder vier sowjetische Jagdflugzeuge über die Ebene geschwebt. Der einzige Schutz ist eine Pferdekarre. Auf den Knien hocken wir im Schlamm — auf der einen Seite der Kutscher, auf der anderen Seite ich. In den Pausen zwischen den Sturzflügen der Jagdflugzeuge streckt der Kutscher seinen Kopf hervor und sagt mit einem Glauben, der Berge versetzen kann: „Die schaffen's nicht, Herr Oberleutnant, die schaffen's nicht. Glauben Sie mir".

Liegt nicht etwas von unüberwindlichem finnischen Optimismus und Lebensglauben in diesen einfachen, siegesbewußten Worten? Etwas, auf das man überall stößt. Als der Sturm vorüber ist, hebt er sich aus dem Dreck hoch und meint: „Sehen Sie, Herr Leutnant, ich wußte, daß sie's nicht schaffen werden!"

Ein wenig geniert lächeln wir beide über unseren Glauben. Aber, wer nicht glaubt, ist auf dem Wege ins Ende. Der apathische Gefangene wandert weiter, ohne den Jagdflugzeugen einen Blick zuge-

worfen zu haben. Vielleicht glaubt er in seinem verwirrten und bis zum Wahnsinn erschreckten Gehirn, daß er nicht mehr getroffen werden kann.

Der Kampflärm in den Wäldern ist verstummt, nur das Störungsfeuer hängt noch unter der Sonne. Mit gewohnter Mottitaktik werden die feindlichen Angriffsregimenter und Bataillone aufgeteilt und dann im Morast der Wälder zermalmt.

Wagst du dir eine solche Stelle mit zerfetzten Leichen, mit Menschen, auf die fantastischste Weise zerfleischt, mit Gegnern in den abnormsten Stellungen anzusehen? Die meisten mit Kopfschüssen.

Es ist das widrige Antlitz des Krieges. Wir sehen an ihnen vorbei in die Ferne, zucken die Schultern und schütteln das Unbehagen mit der gewöhnlichen kurzen Feststellung ab: „Die Bolschewisten haben wieder mal Pech gehabt."

Es gibt zu viel Grauenvolles, als daß man darauf noch reagieren könnte.

Du, der du zu Hause in Finnland und in ganz Europa die Siegesmeldungen liest, beuge dein Haupt in Ehrfurcht vor den Leistungen, die hier im Schlamm des Ostens vollbracht worden sind. Sende zwischen deinen Alltagssorgen denjenigen einen Gedanken, die mit schmerzenden Füßen dem Feuer entgegengestrebt sind, die sich mit jedem Nerv nach Frieden und Ruhe, nach Schlaf und Vergessenheit gesehnt haben. Und denjenigen, die für ewig ihren harten Marsch in dem Schneeschlamm beendet haben. Ihre Namen werden in den ruhmreichen Berichten nicht genannt. Aber sie sind unsere großen und edlen Opfer. Sie ruhen bleich und schweigend — vielleicht werden sie nur von wenigen betrauert.

Mit neuem Leben wirft die Sonne ihre Strahlen über das arme verwüstete Erdreich. Neues und vielversprechendes Leben, das nicht zurückdenken will. Wir, die wir weiterleben dürfen, zu Hause und auch hier, wir wollen die Schrecken des Krieges aus unserem Gedächtnis reißen. Aber wir werden die Männer nicht vergessen, auf deren Gräbern sich unsere Zukunft aufbauen wird. Das soll unser heiliges Gelöbnis für alle diejenigen sein, deren Lebensweg hier in der Ödemark endete. Die Wanderung, von der sie tief im Innern dennoch glaubten, daß sie trotz allem schließlich doch nach Hause führen würde.

Ich sitze auf der leeren Patronenkiste, während die glanzlosen, aber stattlichen Truppen vorbeiziehen — mit Schlamm bedeckt, müde, zufrieden. Sieh sie dir an — dann verstummt dein Mund.

REICHSMINISTER DR. JOSEPH GOEBBELS, BERLIN:

An Europa

Auszug aus der historischen Rede im Berliner Sportpalast

Der Ansturm der Steppe gegen unseren ehrwürdigen Kontinent ist in diesem Winter mit einer Wucht losgebrochen, die alle menschlichen und geschichtlichen Vorstellungen in den Schatten stellt. Die deutsche Wehrmacht bildet dagegen mit ihren Verbündeten den einzigen überhaupt in Frage kommenden Schutzwall. Der Führer hat schon in seiner Proklamation zum 30. Januar mit ernsten und eindringlichen Worten die Frage aufgeworfen, was aus Deutschland und aus Europa geworden wäre, wenn am 30. Januar 1933 statt der nationalsozialistischen Bewegung ein bürgerliches oder ein demokratisches Regime die Macht übernommen hätte. Welche Gefahren wären dann — schneller, als wir es damals ahnen konnten — über das Reich hereingebrochen, und welche Abwehrkräfte hätten uns noch zur Verfügung gestanden, um ihnen zu begegnen? Zehn Jahre Nationalsozialismus haben genügt, das deutsche Volk über den Ernst der schicksalhaften Problematik, die aus dem östlichen Bolschewismus entspringt, vollkommen aufzuklären. Man wird jetzt auch verstehen, warum wir unsere Nürnberger Parteitage so oft unter das Signum des Kampfes gegen den Bolschewismus gestellt haben. Wir erhoben damals unsere warnende Stimme vor dem deutschen Volk und vor der Weltöffentlichkeit, um die von einer Willens- und Geisteslähmung ohnegleichen befallene abendländische Menschheit zum Erwachen zu bringen und ihr die Augen zu öffnen für die grauenerregenden geschichtlichen Gefahren, die aus dem Vorhandensein des östlichen Bolschewismus erwachsen, der ein Volk von fast 200 Millionen dem jüdischen Terror dienstbar gemacht hatte und es zum Angriffskrieg gegen Europa vorbereitete. Als der Führer die deutsche Wehrmacht am 22. Juni 1941 im Osten zum Angriff antreten ließ, waren wir uns alle im klaren darüber, daß damit überhaupt der entscheidende Kampf dieses gigantischen Weltringens anbrach. Wir wußten, welche Gefahren und Schwierigkeiten er für uns mit sich bringen würde. Wir waren uns aber auch klar darüber, daß die Gefahren und Schwierigkeiten bei längerem Zuwarten nur wachsen, niemals aber abnehmen konnten. Es war zwei Minuten vor zwölf. Ein weiteres Zögern hätte leicht zur Vernichtung des Reiches und zur vollkommenen Bolschewisierung des europäischen Kontinents geführt. Es ist verständlich, daß wir bei

den großangelegten Tarnungs- und Bluffmanövern des bolschewistischen Regimes das Kriegspotential der Sowjetunion nicht richtig eingeschätzt haben. Erst jetzt offenbart es sich uns in seiner ganzen wilden Größe. Dementsprechend ist auch der Kampf, den unsere Soldaten im Osten zu bestehen haben, über alle menschlichen Vorstellungen hinaus hart, schwer und gefährlich. Er erfordert die Aufbietung unserer ganzen nationalen Kraft. Hier ist eine Bedrohung des Reiches und des europäischen Kontinents gegeben, die alle bisherigen Gefahren des Abendlandes weit in den Schatten stellt.

Ich wende mich in meinen Ausführungen zuerst an die Weltöffentlichkeit und proklamiere ihr gegenüber drei Thesen unseres Kampfes gegen die bolschewistische Gefahr im Osten.

Die erste dieser Thesen lautet: Wäre die deutsche Wehrmacht nicht in der Lage, die Gefahr im Osten zu brechen, so wäre damit das Reich und in kurzer Folge ganz Europa dem Bolschewismus verfallen.

Die zweite dieser Thesen lautet: Die deutsche Wehrmacht und das deutsche Volk allein besitzen mit ihren Verbündeten die Kraft, eine grundlegende Rettung Europas aus dieser Bedrohung durchzuführen.

Die dritte dieser Thesen lautet: Gefahr ist im Verzuge. Es muß schnell und gründlich gehandelt werden, sonst ist es zu spät.

Zur ersten These habe ich im einzelnen zu bemerken: Der Bolschewismus hat seit jeher ganz offen das Ziel proklamiert, nicht nur Europa, sondern die ganze Welt zu revolutionieren und sie in ein bolschewistisches Chaos zu stürzen. Dieses Ziel ist seit Beginn der bolschewistischen Sowjetunion seitens des Kremls ideologisch vertreten und praktisch verfochten worden. Es ist klar, daß Stalin und die anderen Sowjetgrößen, je mehr sie glauben, sich der Verwirklichung ihrer weltzerstörenden Absichten zu nähern, um so mehr auch bestrebt sind, diese zu tarnen und zu verschleiern. Das kann uns nicht beirren. Wir gehören nicht zu jenen furchtsamen Gemütern, die wie das hypnotisierte Kaninchen auf die Schlange schauen, bis sie es verschlingt. Wir wollen die Gefahr rechtzeitig erkennen und ihr auch rechtzeitig mit wirksamen Mitteln entgegentreten. Wir durchschauen nicht nur die Ideologie, sondern auch die Praktiken des Bolschewismus, denn wir haben uns schon einmal mit ihnen, und zwar mit denkbar größtem Erfolg, auf innerpolitischem Feld auseinandergesetzt. Uns kann der Kreml nichts vormachen. Wir haben in einem vierzehnjährigen Kampf vor der Machtübernahme seine Absichten und infamen Weltbetrugsmanöver demaskiert. Der Aufstand der Steppe macht sich vor unseren Fronten breit, und der Ansturm des Ostens, der in täglich sich steigernder Stärke gegen unsere Linien anbrandet, ist nichts anderes als die versuchte Wie-

derholung der geschichtlichen Verheerungen, die früher schon so oft unseren Erdteil gefährdet haben.

Damit ist auch eine unmittelbare akute Lebensbedrohung für alle europäischen Mächte gegeben. Man soll nicht glauben, daß der Bolschewismus, hätte er die Gelegenheit, seinen Siegeszug über das Reich anzutreten, irgendwo an unseren Grenzen haltmachen würde. Er treibt eine Aggressionspolitik und Aggressionskriegführung, die ausgesprochen auf die Bolschewisierung aller Länder und Völker ausgeht. Papierene Erklärungen, die von seiten des Kremls oder als Garantieverpflichtungen von seiten Londons oder Washingtons gegen diese nicht zu bestreitenden Absichten abgegeben werden, imponieren uns nicht. Wir wissen, daß wir es im Osten mit einer infernalischen politischen Teufelei zu tun haben, die die sonst unter Menschen und Staaten üblichen Beziehungen nicht anerkennt. Wenn beispielsweise der englische Lord Beaverbrook erklärt, daß Europa dem Sowjetismus zur Führung überantwortet werden müsse, wenn ein maßgeblicher amerikanisch-jüdischer Journalist, Brown, diese These durch die zynische Verlautbarung ergänzt, daß eine Bolschewisierung Europas vielleicht überhaupt die Lösung unseres kontinentalen Problems darstellte, so wissen wir genau, was damit gemeint ist. Die europäischen Mächte stehen hier vor ihrer entscheidenden Lebensfrage.

Das Abendland ist in Gefahr

Ob ihre Regierungen und Intelligenzschichten das einsehen wollen oder nicht, ist dabei gänzlich unerheblich. Das deutsche Volk jedenfalls ist nicht gewillt, sich dieser Gefahr auch nur versuchsweise preiszugeben. Hinter den anstürmenden Sowjetdivisionen sehen wir schon die Liquidationskommandos, hinter diesen aber erhebt sich der Terror, das Gespenst des Millionenhungers und einer vollkommenen Anarchie. Hier erweist sich wiederum das internationale Judentum als das teuflische Ferment der Dekomposition, das eine geradezu zynische Genugtuung dabei empfindet, die Welt in ihre tiefste Unordnung zu stürzen und damit den Untergang jahrtausendealter Kulturen, an denen es niemals einen inneren Anteil hatte, herbeizuführen. Wir wissen damit also, vor welcher geschichtlichen Aufgabe wir stehen.

Eine zweitausendjährige Aufbauarbeit der abendländischen Menschheit ist in Gefahr.

Wir sähen, wenn wir dieser Gefahr nicht Herr würden, im Geiste schon das Gespenst des Hungers, des Elends und einer Millionenzwangsarbeit für das deutsche Volk heraufziehen, sähen den ehrwürdigsten Erdteil in seinen Grundfesten wanken und unter

seinen Trümmern das geschichtliche Erbe der abendländischen Menschheit begraben. Es ist das Problem, vor dem wir stehen.

Meine zweite These lautet: Allein das Deutsche Reich mit seinen Verbündeten ist in der Lage, die geschilderte Gefahr zu bannen.

Sollte die stärkste Militärmacht der Welt nicht in der Lage sein, die Drohung des Bolschewismus zu brechen, wer brächte dann noch die Kraft dazu auf? Die neutralen europäischen Staaten besitzen weder das Potential noch die militärischen Machtmittel noch die geistige Einstellung ihrer Völker, um dem Bolschewismus auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Sie würden im Bedarfsfall von seinen motorisierten Roboterdivisionen in wenigen Tagen überfahren werden. In den Hauptstädten der mittleren und kleinen europäischen Staaten tröstet man sich mit der Absicht, man müsse sich gegen die bolschewistische Gefahr seelisch rüsten. Diese Behauptung war uns auch damals zu albern, als daß wir uns damit auseinandergesetzt hätten. Der östliche Bolschewismus ist nicht nur eine terroristische Lehre, sondern auch eine terroristische Praxis. Er verfolgt seine Ziele und Zwecke mit einer infernalischen Gründlichkeit, unter restloser Ausschöpfung seines inneren Potentials und ohne jede Rücksichtnahme auf Glück, Wohlstand und Frieden der von ihm unterjochten Völkerschaften.

*

Mit heißem Herzen und kühlem Kopf wollen wir an die Bewältigung der großen Probleme dieses Zeitabschnittes des Krieges herantreten. Wir beschreiten damit den Weg zum endgültigen Sieg. Er liegt begründet im Glauben an den Führer. So stelle ich denn an diesem Abend der ganzen Nation noch einmal ihre große Pflicht vor Augen. Der Führer erwartet von uns eine Leistung, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt. Wir wollen uns seiner Forderung nicht versagen. Wie wir stolz auf ihn sind, so soll er stolz auf uns sein können. In den großen Krisen und Erschütterungen des nationalen Lebens erst bewähren sich die wahren Männer, aber auch die wahren Frauen. Da hat man nicht mehr das Recht, vom schwachen Geschlecht zu sprechen, da beweisen beide Geschlechter die gleiche Kampfentschlossenheit und Seelenstärke. Die Nation ist zu allem bereit. Der Führer hat befohlen, wir werden ihm folgen. Wenn wir je treu und unverbrüchlich an den Sieg geglaubt haben, dann in dieser Stunde der nationalen Besinnung und der inneren Aufrichtung. Wir sehen ihn greifbar nahe vor uns liegen; wir müssen nur zufassen. Wir müssen nur die Entschlußkraft aufbringen, alles andere seinem Dienst unterzuordnen. Das ist das Gebot der Stunde. Und darum lautet die Parole: Nun, Volk, steh' auf, und Sturm, brich los!

STUD. JUR. JEAN VERMEIRE, UNIVERSITÄT BRÜSSEL, LEUTNANT IN DER WALLONISCH-BELGISCHEN FREIWILLIGENLEGION, OSTFRONT:

Die Völkerkette

Ich komme aus Sowjetrußland. Und ich sehe vor mir noch das Bild der Entartung und Vertierung eines Volkes, das für immer erstarrt scheint. Als Soldat mit den Waffen in der Hand habe ich die Ukraine durchzogen und diese Gegend durchforscht, die ein Kornfeld von der Größe ganz Frankreichs sein könnte. Freigelassene Gefangene, Ingenieure, Arbeiter, Frauen und Greise haben offen mit mir gesprochen. Es war nicht nötig, sie militärisch auszufragen. Ich befand mich einfach unter ihnen in ihren elenden Lehmhütten, in denen ihnen die heißen Herdsteine als Schlafstelle dienen. Ich fragte sie zuerst, was sie von Europa wüßten. Sie wußten nichts. Dieses Volk mußte in der Unwissenheit erhalten werden, damit es sein Ungück als eine Tatsache hinnahm.

Ich habe lange mit Russen und Ukrainern gesprochen. Am meisten setzte sie in Erstaunen, daß im zivilisierten Europa manche Arbeiterfamilie ein ganzes Haus bewohnt, ein richtiges Haus mit einer gestrichenen Tür, richtigen Treppen, Gardinen an den Fenstern und Eichenmöbeln. Ich sehe noch, wie sprachlos ein Landarbeiter einer Kolchose von Snamenka war über eine schmucke Straße in einem modernen Vorort von Brüssel, die er auf einem Lichtbild sah, welches er in seinen von Erde schmutzigen Händen hin- und herdrehte. Er wies auf eines der Häuser und fragte treuherzig: „Welches Zimmer bewohnt Eure Familie?“ Nur das Mitleid hielt mich davon zurück, dem Manne die volle Wahrheit zu sagen.

Einmal ließ ich während eines Aufenthaltes in einem Dorf bei Pavlograd nach ermüdendem Marsch auf schlammiger Straße auf dem armseligen Tisch der Hütte, in der ich untergebracht war, ein Blatt aus einer Modezeitschrift liegen, das einen viel besuchten Teesalon in Brüssel darstellte. Meine arme Wirtin traute ihren Augen kaum, als sie das Bild sah und fragte: „Gibt es das in Amerika?“ Das Erstaunen der Frau ist erklärlich, denn man hatte ihr ja täglich durch den Lautsprecher, der an der gekalkten Wand ihrer Baracke angebracht war und den sie nicht abstellen durfte, eingehämmert, Europa sei ein schreckliches Chaos.

Durch diese Gespräche ist mir manches klar geworden, was ich durch einfache Beobachtungen niemals begriffen hätte.

Ich wende mich hier an diejenigen, die sich als Europäer fühlen, die nicht in der Abgeschlossenheit leben wollen und ihre Grenzen

nicht als hohe, mit Glassplittern bedeckte Mauern betrachten. Wer viel gereist ist, wird mich besser verstehen. Es ist eine Völkerkette, die sich jetzt von Murmansk bis zur Küste des Schwarzen Meeres hinzieht, ein Schutzwall, der sich den Schlammwellen des Bolschewismus entgegenstellt.

Während ihres langen Vormarsches ist die Wallonische Legion auf Mitkämpfer aus allen Völkern und Breiten Europas gestoßen. Der gemeinsame Wille zum Sieg hat die Schwierigkeiten beseitigt, die eine militärische Zusammenarbeit von Völkern verschiedener Sprache und völlig entgegengesetzten Temperamenten mit sich bringt. Wer etwas von der Kriegführung versteht, muß zugeben, daß die Eingliederung derartig verschiedener Elemente in eine Armee im Anfang als eine Unmöglichkeit erschien. Heute kennen sich die Soldaten aller verbündeten europäischen Länder und wissen sich gegenseitig zu schätzen. Vor einigen Jahren würde die Idee solcher Zusammenarbeit bei vielen ein Achselzucken hervorgerufen haben, sie würden es nicht verstanden haben, daß ein Volk von 8 Millionen freiwillig seine seelischen und kämpferischen Fähigkeiten einsetzt. Wir lebten in der Erwartung der unvermeidlichen Katastrophe. Wir ließen über uns die Wirbel ergehen, die Europa umwälzten.

Beim Einmarsch in Pavlograd wurden wir von deutschen und italienischen Soldaten begrüßt.

Auf meiner langen Rückfahrt mußte ich einen Wagen benutzen, der an einen italienischen Lazarettzug angehängt war. Ich teilte meinen Platz, in diesem Falle meinen Koffer, mit einem italienischen Unteroffizier, der mit mir sprach, während ein slowakischer Offizier sich in unserer Nähe mit einem ungarischen Soldaten unterhielt. Ich erzählte ihnen von meiner Heimat in einem Gemisch in deutscher und italienischer Sprache.

Mancher mag über diese Szene lachen. Er versteht dann nicht die wahre Bedeutung dieses Bundes von Soldaten in Feldgrau und Khaki, die in einem Wagen ohne Heizung durcheinandergewürfelt sind und Decken und Verpflegung miteinander teilen.

Ich könnte noch viele Beispiele von der Waffengemeinschaft, die sich angesichts der gemeinsamen Gefahr herausgebildet hat, erzählen. Doch über der Vernichtung des Bolschewismus, der wie ein todwundes Untier kämpft, über dem unendlichen Leid eines Volkes, das ratlos der Entartung gegenübersteht, für die ihm heute die Augen aufgegangen sind, strahlt die wunderbare Neuordnung Europas, die durch die Waffen herbeigeführt wurde.

Man muß stolz darauf sein, daß unsere Fahne dort unten weht, im Angesicht des Feindes, Tausende von Kilometern vom Vaterland entfernt an einem der Punkte, bis zu denen der Ansturm der europäischen Freiheitskämpfer vorgedrungen ist.

RODOLFO CORSELLI, GENERAL DER PANZERTRUPPEN, ROM:

Das Abendland, verteidigt von allen seinen Söhnen

Der deutsche Oberleutnant Horst Slesina hat Recht, wenn er in seinem Artikel „Krieg ohne Gnade", veröffentlicht in „Junges Europa", schreibt: „Der ganze Westen ist in uns, in jedem von uns, um den letzten entscheidenden Kampf zu kämpfen." Dank dieser Kreuzritter unserer Epoche, die von Murmansk bis zum Schwarzen Meer im Kampf stehen, entwickeln die Waffenbrüderschaft, die ihre Taufe durch Feuer und Blut erhalten hat, und die Zusammenarbeit, die fortlaufend ausgeübt werden muß, um den gemeinsamen Feind zu besiegen, auch das „europäische Gewissen" und verbreiten damit den Gedanken, daß alle zu einem großen einzigen Vaterland gehören, das noch die Kultur der Welt repräsentiert und zu allen Zeiten repräsentieren wird als Frucht der gemeinsamen Arbeit der verschiedenen Völker, die sich in ihm zusammenfinden, und der gemeinsamen Kämpfe, die gegen die fremden barbarischen oder halbbarbarischen„ von Osten oder Süden kommenden Völker geführt wurden. Es setzt sich also immer mehr der Gedanke durch, daß Europa nicht mehr ein einfacher geographischer Raum sein darf, in welchem die dort lebenden Völker sich untereinander zu egoistischen Zwecken fortdauernd bekämpfen müssen, wie es bis jetzt geschehen ist, sondern daß es stattdessen ein kultureller und ziviler Raum werden muß, eine organische Gemeinschaft, von einem gemeinsamen Gedanken beherrscht, erleuchtet von einer geschichtlichen Mission. So wird das neue Prinzip: *Europa als großes geistiges Vaterland der Völker, die auf dem alten Kontinent wohnen*, das Ergebnis des gegenwärtigen Weltkrieges sein, d. h. die Frucht des Angriffes, der von anderen, die sich zu seinem Schaden verbündet haben, ausgeführt worden ist.

Auf der einen Seite stehen die Völker, die d'Annunzio Wucherer und Verschlinger nannte, die vom Leben eine mechanisch-geschäftemacherische Auffassung haben und die, ohne irgendein Verdienst daran zu haben, nur durch ein erstaunliches Glück einen großen Teil der Welt im Besitz haben und ihn, koste es, was es wolle, zu behalten beabsichtigen. Auf der andern Seite stehen die jungen, gesunden, kräftigen Völker, die diese seit Jahrhunderten andauernde politische und wirtschaftliche Sklaverei brechen und sich den Weg öffnen wollen, um gerechte Lebensräume zu er-

halten und eine vernünftigere Verteilung der Rohstoffe und der Hilfsquellen der Natur zu erreichen, die sie besser als die ersteren zu verwerten wüßten dank ihrer Arbeitskraft und ihrer produktiven Leistungsfähigkeit. Der Kampf wird außer auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet auch auf moralischem und ideologischem Gebiet geführt.

Schließlich hat der Kampf den Charakter eines „Krieges zwischen Kontinenten" angenommen und ganz besonders eines gegen Europa geführten Krieges. Während nach dem Testament Lenins der Bolschewismus entweder mit Gewalt oder mit List über ganz Europa, ja über die ganze Welt verbreitet werden muß, beabsichtigt der kapitalistische angelsächsische Merkantilismus, seine wirtschaftliche und zum Teil auch seine territoriale Herrschaft auf alle Kontinente auszudehnen. Die USA. haben zu diesem Zweck von Anfang November 1942 an begonnen, ihren Plan auszuführen, den sie sich schon vor langem ausgedacht hatten, nämlich *Europa anzugreifen* (in Anbetracht dessen, daß England aus ihm ausgeschlossen worden ist) und es nach ihren Ansichten wieder neu zu ordnen, und in Afrika einzufallen (was sie unter Mitwirkung französischer abtrünniger Elemente getan haben), nicht allein zu militärischen Zwecken, d. h. um es als Ausgangspunkt gegen „unsere kontinentale Festung" zu benutzen, sondern auch als eigentliches Ausbeutungsgebiet, und um den anderen Staaten ihre Besitzungen zu nehmen.

So stürzte sich, während sich im Pazifik und im Fernen Osten der Kampf für Groß-Ostasien abzeichnete, der von Japan gegen die Angelsachsen und ihre Anhänger geführt wird, die Neue Welt auf den europäischen Kontinent mit dem Vorsatz, der offen ausgesprochen wurde, ihn zu zersplittern und all seiner kolonialen Besitztümer in Afrika zu berauben. Afrika ist jedoch immer ein Lebensraum gewesen, in welchem Europa seine notwendige und natürliche Ausdehnung gesucht hat, *ein ergänzender Erdteil*, wie ihn der Duce nannte, weil in ihm die Rohstoffe und die tropischen landwirtschaftlichen Produkte vorhanden sind, die Europa fehlen.

Gegenüber dieser schweren Bedrohung wird das Problem des *europäischen Gewissens* und der europäischen Solidarität an die erste Stelle gerückt; der große bolschewistisch-angelsächsische Angriff von Süden und Westen zielt darauf, die *große Mutter der Kultur* zur Sklavin zu machen. Die von Churchill und Roosevelt wiederholt ausgesprochenen Programme lassen in dieser Beziehung keinen Zweifel.

Leider haben noch nicht alle Einwohner Europas dieses Problem und die Notwendigkeit erkannt, sich zu einem einzigen gewaltigen Block zu vereinigen, um den Barbaren und Halbbarbaren entgegen-

zutreten. Alter traditioneller, obwohl ungerechtfertigter Groll, partikularistische Bestrebungen von Parteien und Gruppen, unvernünftiger Fanatismus, die noch in sozialen Schichten einiger Völker bestehen, bilden Trennungselemente, die gegen die gerechte Sache arbeiten.

Tröstlich ist jedoch die Tatsache, daß eine Solidarität schon seit ungefähr zwei Jahren besteht und sich zwischen den an der Ostfront gegen das bolschewistische Rußland kämpfenden Heeren immer mehr entwickelt, in denen sich außer den deutschen, italienischen, ungarischen, rumänischen, slowakischen und kroatischen Heeren auch bedeutende Abteilungen aus Spanien, Frankreich, Norwegen, Dänemark, Belgien und den Niederlanden befinden. Jede von ihnen spricht die eigene Sprache in vielen Klängen und verschiedenen Vorstellungen, aber in ihren Herzen glühen die gleichen Gefühle, in ihren Gehirnen keimen die gleichen Gedanken und leuchten die gleichen Ideale.

Noch eine andere Überlegung ist nötig: dieser Krieg ist sehr viel schrecklicher als alle vorhergehenden durch die gewaltige Stärke der Staaten, die ihn führen, und der kriegerischen Mittel, die in ihm benutzt werden; er erfordert gewaltige Anstrengungen und unermeßliche Opfer nicht nur von den kämpfenden Heeren, sondern auch von den inneren Fronten. Von jetzt ab erscheint deshalb die Notwendigkeit augenscheinlich, daß die Staaten, die das neue zivile Europa bilden wollen, eine gut definierte, beinahe militärische, organische Struktur haben müssen, die aufgebaut ist auf der von den beiden großen Kräften *Ordnung und Arbeit* gebildeten Grundlage. Die staatliche Disziplin wird der Widerschein der militärischen Disziplin sein, die die Heere belebt hat, die jetzt gegen die bolschewistische Hydra und den englisch-amerikanischen, von halbbarbarischen Söldnern unterstützten Merkantilismus kämpfen. Die autoritären Regierungen sehen darin die *Weihe der Prinzipien*, die sie gestalten, und der Doktrinen, die sie beleben.

Der Sieg ist den Völkern des Dreierpaktes sicher, weil das moralische und geschichtliche Gefühl sich abgestoßen fühlt durch die Annahme, daß der frevelhafte Bund des Merkantilismus und Bolschewismus triumphieren und die Kultur um mindestens ein Jahrtausend dadurch zurückgeworfen werden könnte.

Der Sieg ist sicher! Aber es muß noch gekämpft werden, es muß noch hart gekämpft werden! Und in Europa wird es noch nötig sein, das Gefühl der „Solidarität" zu entwickeln in der Weise, daß man endlich versteht, wer unsere wirklichen Feinde sind, und daß es nötig ist, gegen sie die Vereinigung der Geister zu verwirklichen mit dem Ziel, die politische und wirtschaftliche Knechtschaft zu verhindern.

Wie Japan sein Programm in bezug auf Groß-Ostasien ausgeführt sehen wird, so wird endlich die Vision Mazzinis von 1830 „Europa als Hebel der Welt" verwirklicht sein müssen, ebenso wie die Victor Hugos von 1842, aus welcher England und Rußland ausgeschlossen sind. „England wird auf die Meere zurückgejagt werden," weissagte der Dichter, „und das tatarische Rußland in die Steppe", beides Prophezeiungen, die kürzlich in „Junges Europa" abgedruckt waren.

Dann wird man endlich den wirklichen Frieden haben können, d. h. den so sehr erflehten langen und dauerhaften „Frieden der Gerechtigkeit", dann wird man auf eine „bessere Zukunft" aller Völker hoffen können. Und die Geschichte wird mit ehernen Griffeln auf ihren Ruhmesblättern diesen Weltkrieg einschreiben, den bittersten und schrecklichsten, der sich jemals in den Jahrhunderten abgewickelt hat, und der mit Klarheit die Trennung von zwei so verschiedenen Epochen bezeichnen wird. Und in Ewigkeit gesegnet wird das Andenken der Kreuzfahrer der Kultur sein, die ihn durchkämpft und mit ihrem strahlenden Sieg den Grundstein gelegt haben für das neue, großartige Gebäude. Aber vor allem wollen wir versuchen und danach trachten, auf jeden Fall das erste Ziel zu erreichen: die europäische Solidarität. Die Zeit ist reif.

In Sowjet-Rußland, 22. Januar 1943.

Kameraden!

Ich übersende Euch beiliegend einige Zeilen, die Ihr, wenn sie geignet sind, in die Zeitschrift „Junges Europa" aufnehmen könnt:

Dem Genius Adolf Hitler, von der Vorsehung gesandt, wurde die hohe Ehre zuteil, den Kreuzzug zu führen, der das Ungeheuer vernichten wird, das die Menschheit in finstere Abgründe zu stürzen drohte. Vielleicht wird mancher sagen, daß uns Spanier Groll und Rachsucht zum Kampfe getrieben hätten. Nein! Weder als Spanier noch als Katholiken können uns solche niederen Leidenschaften bewegen. Aber wohl ist es wahr, daß wir unsere Gefallenen und die tausende Ermordeter nicht vergessen. Die Worte, die unser Caudillo kürzlich aussprach: „Wenn es nötig sein sollte, wird nicht eine Division, sondern eine Million Spanier gegen den Kommunismus kämpfen!", spiegeln das Empfinden der spanischen Jugend wider. Und wir, die wir die hohe Ehre haben, Spanien in diesem Kampf zu vertreten, haben nur einen Ehrgeiz: Wenn nötig, den letzten Blutstropfen hinzugeben für das Ziel!

Enrique Rey Sismonde, Universität Barcelona,
z. Zt. Spanische Freiwilligendivision.

Dr. L. ROBIKOS, UNIVERSITÄT ATHEN:

Was wird aus Europa in Zukunft?

Von Stockholm bis Ankara, von Lissabon bis zu uns in Griechenland, und wohl ebenso bei allen Völkern, die auf der kämpfenden Seite des Krieges stehen, wird heute viel darüber diskutiert, wie in Zukunft die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf unserem Erdteil geregelt werden sollen.

Es ist heute sicher zu früh, um über dieses wichtige Thema abschließende und endgültige Aussagen zu machen. Da wir aber doch alle in Europa an dieser Regelung, die unsere gemeinsame Zukunft betrifft, lebensnotwendig interessiert sind, erachte ich es für erforderlich, daß wir die wichtigsten Stimmen beobachten und prüfen, die sich in dieser Diskussion zu Worte melden. In diesem Zusammenhang möchte ich einen Hinweis darauf geben, daß kürzlich die große englische Zeitung „Times" einige sehr bemerkenswerte Sätze über dieses Problem geschrieben hat. In dem Artikel der „Times" wird erklärt: „Die Frage der Sicherheit in Europa wird nicht gelöst durch die Proklamierung allgemeiner Grundsätze. Sie wird auch nicht geregelt werden durch die Übernahme hypothetischer Verpflichtungen oder die Errichtung einer Organisation zur Beratung und Zusammenarbeit. Sie wird schließlich nicht gelöst durch eine auf den Begriff der nationalen Unabhängigkeit aufgebaute Organisation, die die Aufteilung Europas in 20 getrennte Einheiten mit sich bringt." Im weiteren Verlauf des Artikels erklärt die „Times" ihren Lesern, daß die europäische Frage nur durch Übergabe der Führung Europas an die Sowjetunion unter Beteiligung Englands gelöst werden könne, umso mehr, als die Sowjetunion in ihrer Vorherrschaft in Europa ein unabdingbares Fundament ihrer eigenen Sicherheit sehe, auf das sie nach ihrem Siege nicht verzichten werde. Denn: „Sowjetrußland hat das gleiche Recht wie seine Verbündeten, selbst über die Bedingungen zu entscheiden, die es für die Sicherheit seiner Grenzen im Gebiete Europas für notwendig erachtet. Es kann auch nicht darauf verzichten, durch Einsetzung von Kontrollorganen und Kommissionen in den verschiedenen Städten des Kontinents sich Garantien dafür zu verschaffen, daß niemals wieder sich aus Europa eine so ernste Bedrohung des Lebens der Sowjetunion erhebt wie heute."

Englands Haltung ist unerklärlich, aber doch eine politische Realität im Leben der Gegenwart. Diese Realität, die heute ohne Zweifel gegeben ist, verändert die Faktoren in der Rechnung, die sich gerade jene Völker über das Kriegsgeschehen gemacht haben, welche überhaupt nicht in den Krieg eingetreten sind oder infolge einer Niederlage wie wir Griechen aus dem unmittelbaren militärischen Kampfgeschehen ausgeschaltet wurden. Wenn England für den Fall seines Sieges den Sowjets freie Hand in Europa gibt, so ist das eine Zukunftsperspektive, die jeden Europäer, gleichgültig, wie er sonst im einzelnen gesinnt sein mag, mit schwerster Sorge erfüllen muß.

Das Völkerleben ist ebenso vielfältig wie das Leben der Natur. Die Differenzen der Interessen sind nicht weniger groß wie die Unterschiede der Gestalten. So kann man auch sicher über die verschiedensten Probleme der Gegenwart unter den verschiedenen Völkern Europas verschiedene Auffassungen haben. Aber hier scheint mir wirklich eine Gefahr riesengroß zu entstehen. Jetzt kämpft der Bolschewismus um seine Vorherrschaft über die europäische Halbinsel. Das ist eine neue Kriegslage, die erst seit dem Sommer 1941 sichtbar zu werden begann und heute in krassen Farben vor unseren Augen steht. Niemand kann sich ihr verschließen, der Verantwortung für die Zukunft seines eigenen Landes fühlt und um das Schicksal aller besorgt ist, die mit uns in der europäischen Völkergemeinschaft gemeinsam leben. Daß England den Bolschewismus unterstützt, den Sowjets Waffen schickt und den Machthabern von Moskau die Bestimmung über die Geschicke Europas in die Hände legt, ist unglaublich, aber doch Wirklichkeit. Europa wird daraus Konsequenzen in seinem Verhältnis zu Großbritannien ziehen müssen. Dem Bolschewismus gegenüber gibt es keine Kompromisse. Es wäre ein Verhängnis, wollte man sich darüber täuschen, daß die Sowjets heute die gleichen sind wie vor 20 Jahren. Es sind die gleichen Männer, die gleichen Ideen, die gleichen Organisationen und die gleichen Tendenzen. Der Glaube, daß die Bolschewisten ihre weltbekannten Methoden abgeschafft und westeuropäische Verwaltungsweisen angenommen hätten, is eine gefährliche Illusion.

In dem gleichen Artikel, den ich vorher erwähnte, bringt die „Times“ den Absatz: „Zu meinen, daß England mit Hilfe der Vereinigten Staaten und einiger kleinerer europäischer Mächte dauernd die Sicherheit in Europa aufrecht erhalten könne, wäre reiner Wahnsinn. Die britische Außenpolitik muß daher zwei Hauptaufgaben haben. Die erste ist ein vertrauensvolles Verhältnis zur Sowjetunion. Die andere Aufgabe ist, die Vereinigten Staaten dazu zu bringen, Englands und der Sowjetunion gemeinsames Interesse

an Europa zu verstehen und gut zu heißen." Ist das nicht eine erschreckende Vision?

Wie das Europa von morgen aussehen wird, wissen wir noch nicht. Aber wir wissen, daß dieses Europa nicht Interessengebiet der Sowjets sein kann und im Falle der Verwirklichung dieses bolschewistischen Anspruches alles verloren und zerstört wäre, was uns Sinn und Inhalt unseres Lebens bedeutet: unsere Sitte, unser Recht, unsere Freiheit und unsere Kultur. Aus Griechenland, der Wiege Europas und seiner Kultur, möchte ich auf diesem Wege allen Europäern die Pflicht vor Augen führen, sich der Bolschewisierung unseres Kontinents entgegenzustellen. Wenn erst jemals die bolschewistischen Armeen in Europa einmarschieren sollten, dann wird sie niemand mehr aufhalten können. Jeder sollte von uns wenigstens durch Aufklärung seiner Mitbürger über den Ernst der Lage mitwirken an der Abwehr der bolschewistischen Horden. Was aus Europa in Zukunft wird, kann heute noch nicht gesagt werden. Aber bolschewistisch werden darf es niemals. Vor dieser These scheiden sich die Geister. Und sie allein ist der Maßstab, nach dem wir die Bedeutung aller Dinge einzuschätzen haben, die heute geschehen und damit das Fundament bilden für das Europa der Zukunft.

Ein französischer Student schreibt dem „Jungen Europa" von der Ostfront:

O. U., 4. März 1943.

Seit meinem letzten Brief haben sich die Ereignisse überstürzt und wir mußten eine ziemlich bedeutende militärische Tätigkeit entfalten. Aber jetzt, da die Angriffe der Bolschewisten nachgelassen haben, ist es für uns etwas ruhiger geworden. Ich kann Euch berichten, daß selbst in den schwersten Tagen, die wir erlebt haben, unsere Begeisterung und unsere Moral nie nachgelassen haben. Im Gegenteil! Je schwieriger die Lage und je schlechter die Nachrichten waren, desto mehr lag es uns am Herzen, unsere Pflicht zu erfüllen. Dieser Brief, den ich an Euch, meine Kameraden, richte, soll Euch sagen, daß die französischen Freiwilligen, wie alle europäischen Kämpfer, zu dienen und zu siegen entschlossen sind.

In der Hoffnung, bald von Euch zu hören, grüße ich Euch herzlich als revolutionärer Europäer.

Unteroffizier B. Péchar, Universität Paris,
jetzt in Sowjetrußland.

DR. EMIL WOERMANN, UNIVERSITÄT HALLE:

Möglichkeiten zur Steigerung der europäischen Nahrungsmittelerzeugung

Um die ernährungswirtschaftlichen Leistungen in Europa zu steigern, stehen dem Landbau in der Hauptsache vier Wege offen:

1. Erweiterung des Kulturlandes durch Einbeziehung aller Flächen, die bei dem jeweiligen Stand der Technik kulturwürdig sind.
2. Steigerung der Flächenerträge.
3. Intensivierung der Bodennutzung durch entsprechende Gestaltung des Fruchtbaues auf dem Ackerland. Dabei sind die Leistungen im allgemeinen um so höher, je mehr das Grünland zurücktritt oder intensiven Nutzungsformen zugeführt und das Ackerland flächenproduktiven Fruchtarten (wie Hackfrüchten, Gemüse usw.) eingeräumt wird.
4. Steigerung der Erträge der Nutzviehhaltung als der Grundlage der Fleisch- und Fettversorgung durch züchterische Fortschritte und rationelle Fütterung.

Hinzu kommen die Möglichkeiten, durch Trocknung, Konservierung, Verbesserung der Verkehrsverhältnisse usw. Ernteverluste zu mindern und durch technische Fortschritte tierische Zugkräfte und damit Futterflächen einzusparen. Die beiden zuletzt genannten Wege steigern zwar den Bodenertrag nicht unmittelbar, aber sie tragen dazu bei, daß die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen und die gewonnenen Erträge immer ausschließlicher in den Dienst der menschlichen Ernährung gestellt werden. Da die Intensivierung der Bodenbenutzung, im großen gesehen, sich etwa in der Reihenfolge der eben genannten Stufen abspielt und die einzelnen Länder bereits einen verschiedenen Grad der Intensität erreicht haben, müssen auch die einzuschlagenden Wege sehr verschieden sein, die hier nur angedeutet werden können.

Die Erweiterung der landwirtschaftlichen Kulturfläche durch Melioration von Ödländereien, Beschränkung der Brache usw. führt naturgemäß am schnellsten zu Ertragssteigerungen. In den intensiv geführten zentraleuropäischen Ländern sind solche Flächen jedoch, wenn man von der Neulandgewinnung an den Meeresküsten und von Moorkultivierungen absieht, nur noch in geringem Ausmaße vorhanden.

Anders liegen schon die Verhältnisse, wenn wir unsere Blicke

nach dem Osten und Südosten richten. Einmal hat in diesen Gebieten das Brachland noch einen erheblichen Anteil an der Ackerfläche, und zum anderen gibt es im ganzen Südosten an den unregulierten Flüssen und Flußmündungen große Gebiete, die infolge ungenügender Entwässerung nicht oder nur in extensiver Form genutzt werden können, oder auch Trockengebiete, wie in Bulgarien und anderen Zonen, die einer Bewässerung zugänglich sind. Am schnellsten wird sich das pflugbare Land, wie die Erfahrung zeigt, in den ehemals polnischen Gebieten vermehren lassen, weil die Voraussetzungen in der Agrarverfassung hier günstig liegen. Auch in Frankreich harren große und fruchtbare Landstrecken, die in den letzten Jahrzehnten durch die Abwanderung der Menschen in die Städte verödeten, der Bebauung. Manche Maßnahmen, die seit dem Waffenstillstand auf agrarpolitischem Gebiete getroffen wurden, mögen einer augenblicklichen Bedrängnis entspringen, aber viele Zeichen deuten darauf hin, daß es sich um eine Erneuerungsbewegung handelt, die nicht nur eine Wiederbesiedlung der entvölkerten Gebiete und eine Reform der Agrarverfassung anstrebt, sondern darüber hinaus die Landwirtschaft wieder zum Fundament des ganzen sozialen Baues erheben will. Allein die Einbeziehung derjenigen Flächen in den Fruchtbau, die nach dem Kriege 1914/18 in Frankreich als Brache niedergelegt wurden oder einer extensiven Grasnutzung anheimfielen, würde selbst bei den geringen Durchschnittserträgen Frankreichs eine Mehrerzeugung von 2 Millionen Tonnen Getreide bedeuten.

So hoch die Reserven an Nährflächen in einzelnen Ländern auch einzuschätzen sind, so kann eine entscheidende Weiterentwicklung des europäischen Ernährungsproblems von dieser Seite allein nicht erwartet werden. Um so größere Bedeutung ist daher einer intensiveren Bodennutzung beizumessen.

Das aufschlußreichste Beispiel für die unterschiedlichen ernährungswirtschaftlichen Leistungen sind die starken Abstufungen in den Hektarerträgen, die in den Südostländern nur die Hälfte und in Frankreich etwa zwei Drittel der deutschen erreichen, während in den nordwesteuropäischen Küstenländern infolge der günstigen natürlichen Standortbedingungen und der hochentwickelteen Bodenkultur Ergebnisse erzielt werden, die auch die deutschen wesentlich übertreffen. Allein die Steigerung der durchschnittlichen europäischen Hektarerträge um etwa 8 Prozent würde die volle Abdeckung des in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges bestehenden Getreideeinfuhrbedarfs bedeuten.

Die Hektarerträge sind das Ergebnis des Zusammenwirkens der Boden- und Klimaverhältnisse, der Sortenwahl, der Anbaumethoden und der Düngung. Hohe und sichere Erträge können nur er-

zielt werden, wenn alle Faktoren in einem günstigen Wirkungsverhältnis zueinander stehen. Die Bodenverhältnisse sind in den Ackerebenen des Ostens und des Südostens als durchaus günstig zu bezeichnen. Dagegen setzen die Niederschlagsverhältnisse der Ausnutzung der Bodenkräfte bestimmte Grenzen. Um so größere Bedeutung muß unter solchen Bedingungen der Sortenwahl, der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten und einer auf Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit abgestellten Bodenkultur beigemessen werden. So sehr man auf der einen Seite der Vorstellung entgegentreten muß, daß die südosteuropäische Landwirtschaft sich etwa nach deutschem Muster technisieren ließe, so nachdrücklich ist auf der andern Seite zu betonen, daß ein durchgreifender Wandel in der Bodenwirtschaft sich nur mit Hilfe einer entsprechenden technischen Ausrüstung erzielen läßt. Ertragsteigernde Bodenbearbeitungsgeräte, Pflanzenzüchtung und Düngung sind dabei die wirksamsten Hebel.

Wie sehr die Züchtung ertragsreicher und gegen Witterungseinflüsse und Krankheiten widerstandsfähiger Rassen und Sorten unserer wichtigsten Kulturpflanzen neue Möglichkeiten der Ertragssteigerung erschließen kann, dafür nur einige Beispiele. Bei der Zuckerrübe ist es der züchterischen Arbeit in wenigen Jahrzehnten gelungen, die für die Gewinnung eines Doppelzentners Zucker notwendige Zuckerrübenmenge schrittweise von 15 auf 6—7 Doppelzentner zu ermäßigen. Allerdings haben dabei auch Fortschritte in der Verarbeitung mitgewirkt. Ebenso bedeutungsvoll waren die Fortschritte auf dem Gebiete der Getreide- und Kartoffelzüchtung. Der Siegeszug des Dickkopfweizens, der am meisten angebauten Weizensorte in den europäischen Ländern, und seiner Kreuzungen, die im Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts selbst im milden Klima des Nordwestens unseres Vaterlandes noch nicht voll winterfest waren, ist in erster Linie züchterischen Fortschritten zuzuschreiben. Ebenso wie Lochows Petkuser Roggen die deutschen Roggenerträge einschneidend verändert hat, so haben auch die Züchtungen der schwedischen, dänischen und holländischen Saatzuchtanstalten die Getreide-, Grünland- und Gemüseerträge tiefgreifend beeinflußt. Züchterische Fortschritte sind es auch gewesen, die in jüngster Zeit in Bulgarien die Baumwollkultur und im ganzen Südosten den Sonnenblumen- und Sojaanbau in zunehmendem Maße heimisch gemacht haben. Auch künftig wird daher die Pflanzenzüchtung ein äußerst wirkungsvolles Mittel bleiben, den Nahrungsspielraum der europäischen Völker zu erweitern.

Im mittel- und nordwesteuropäischen Landbau konnten die Ertragseigenschaften neuer Rassen und Sorten unserer Kulturpflan-

zen im Zusammenhang mit verbesserter Bodenbearbeitung und Bodenpflege erst voll zur Wirkung kommen, nachdem der Strom der Nährstoffzufuhr durch Einschaltung der Handelsdüngemittel immer ergiebiger wurde. Von den 1½ Millionen Tonnen Reinstickstoff, die im Durchschnitt der beiden letzten Jahre vor Ausbruch dieses Krieges in Kontinentaleuropa erzeugt wurden, fanden fast drei Viertel in der deutschen und nordwesteuropäischen Landwirtschaft Verwendung, wobei Belgien und Holland in dem Aufwand pro Flächeninhalt vor Deutschland an der Spitze marschierten. Ähnlich, wenn auch in etwas anderer Ausprägung, lagen die Verhältnisse bei Kali und Phosphorsäure.

Nun trifft es zwar zu, daß in den feuchteren Zonen, also in Gebieten mit atlantischem Klimaeinfluß, eine intensive Düngung besonders lohnend ist, und daß sich damit namentlich für die Landwirtschaft Frankreichs außerordentliche Möglichkeiten ergeben. Aber auch für den ost- und südosteuropäischen Landbau ist eine vermehrte Anwendung von Handelsdüngemitteln durchaus ratsam.

Kennzeichnend ist hier das italienische Beispiel. Die italienische Landwirtschaft hat im letzten Jahrzehnt durch zielbewußte Arbeit namentlich den Stickstoffaufwand fast verdoppelt und damit die Erträge wirkungsvoll gehoben. Zwischen Südosteuropa und Italien sind die natürlichen Verhältnisse ähnlicher als im Vergleich zu Deutschland. Auch der Stand der Landbautechnik weist keine so großen Abstände auf. Man kann daher folgern — und Versuchsergebnisse bestätigen dies —, daß auch in den Südostländern eine intensivere Düngung wesentliche Erfolge verspricht. Wenn man die fördernden und hemmenden Einflüsse auf die Verwendung von Handelsdüngemitteln in den einzelnen Ländern gegeneinander abwägt, so geht man sicher nicht zu weit, wenn man sagt, daß der Handelsdüngerverbrauch nach Wiederkehr normaler Verhältnisse in einem Zeitraum von 5 bis 10 Jahren eine Steigerung von mindestens 50% erfahren kann, sich auf lange Sicht vielleicht sogar bei einzelnen Nährstoffen verdoppeln läßt. In dieser Hinsicht erwachsen auch der chemischen und Düngemittelindustrie große Aufgaben.

Je mehr es gelingt, die Hektarerträge des Getreide- und Futterbaues zu heben, um so größere Flächen können für den Anbau solcher Kulturpflanzen freigesetzt werden, die entweder große Nährstoffmassen von der Flächeneinheit liefern oder Lücken in der Fett- und Rohstoffversorgung ausfüllen. In den feuchtkühlen Landbauzonen West- und Mitteleuropas sind es vor allem Kartoffeln, Zuckerrüben und Gemüse, die dem Getreidebau in der Nährstoffleistung je Flächeninhalt um ein Mehrfaches überlegen sind. In Südosteuropa sind es namentlich Mais-, Öl- und Industriepflanzen, die dem Fruchtbau einen intensiveren, d. h. leistungsfähigeren

Zuschnitt geben. Eine Entwicklung dieser Art hat für die südosteuropäische Landwirtschaft nach drei Richtungen hin heilsame Wirkungen: einmal absorbieren die arbeitsintensiven Kulturen einen Teil der überschüssigen Arbeitskraft, zum anderen bringen sie einen wesentlich höheren Geldrohertrag und stärken damit das Einkommen des Bauern. Und endlich ermöglichen sie eine Auflockerung der vielfach einseitigen Anbauverhältnisse im Sinne einer rationellen Fruchtfolge. Technische Fortschritte, zwischenstaatliche Abkommen und planvolle Lenkung der Erzeugung sorgen also dafür, daß die landwirtschaftlichen Betriebsformen eine schrittweise Wandlung erfahren.

Endlich sind auch Pflanzenschutz und Seuchenbekämpfung bei unseren Haustieren, fortschreitende Konservierungsmethoden und Minderung der Ernte- und Aufbewahrungsverluste wirksame Hebel, um die einmal dem Boden abgerungene Erzeugnisse in immer höherem Maße der menschlichen Ernährung dienstbar zu machen. Vergären, Trocknen, Kühlen und Gefrierenlassen sind dabei die wichtigsten technischen Hilfsmittel. Mit Hilfe der Kühl- und Trocknungseinrichtungen werden verkehrsferne Erzeugungsgebiete erschlossen oder doch den Absatzmärkten und Verbrauchszentren um viele hundert Kilometer wirtschaftlich nähergerückt. Die Möglichkeiten der Steigerung der Nahrungsmittelerzeugung sind also, wenn man einen längeren Zeitraum ins Auge faßt, unabsehbar und so weit gesteckt, daß auch bei steigendem Verbrauch eine Bedarsdeckung mit den wichtigsten Nahrungsgrundstoffen unschwer zu erreichen ist.

Darüber hinaus ist eine Entwicklung denkbar, die Flächen für den Anbau von Ölfrüchten und Industriepflanzen freimacht oder überschüssige Kohlehydratmengen zusätzlich in Fleisch und Fett umwandelt und damit auch die Abhängigkeit in der Fettversorgung schrittweise zurückdrängt. Eine solche Entwicklung setzt allerdings planvolle Förderung und eine Organisation der Märkte voraus, die starke Preisschwankungen auch im zwischenstaatlichen Verkehr ausschließt, wie es bei den verschiedenen Verträgen mit den Südostländern bereits der Fall ist.

Das Neue, das zur Erweiterung des Nahrungsspielraumes der europäischen Völker beitragen muß, liegt in dem sinnvollen Zusammenwirken ihrer Agrar- und Volkswirtschaften. Es liegt ferner in der Forschung und in den Bereichen der Ausbildung und Erziehung aller in der Landwirtschaft tätigen Menschen, voran des europäischen Bauernstandes. Denn überall, wohin wir blicken, sind es nicht Bodenfläche und Bodenfruchtbarkeit allein, sondern die vorhandenen Bodenausnutzungsmittel, Erfindergeist, Tatkraft und Sparsinn der Menschen, welche den Umfang der Nahrungserzeugung bestimmen. Der menschliche Geist hat alle technischen Fortschritte,

welche den Boden befruchten, immer wieder schöpferisch zu gestalten, gleichgültig, ob diese Fortschritte auf dem Gebiete der Technik gewonnen werden oder ob sie der vertieften Erkenntnis der Zusammenhänge entstammen, die den Boden bebauenden Menschen zu planvollem Handeln bringen können.

Die Bemühungen der europäischen Landwirtschaft um die Erweiterung und endgültige Sicherung des Nahrungsmittelspielraumes werden aber nur von Erfolg gekrönt sein, wenn neben der Versorgung mit Betriebsmitteln die Zahl der auf dem Lande schaffenden Menschen erhalten und ein gesundes Wachstumsverhältnis von Landwirtschaft und Industrie gesichert bleibt.

Die stürmische Entwicklung der Stadt- und Industriewirtschaft mit ihren anderen Arbeitsbedingungen, Lebensformen und Einkommensverhältnissen hat der Landwirtschaft Mittel- und Westeuropas auch im letzten Jahrhundert viele Millionen Menschen abtrünnig gemacht. Nach dem Kriege wird diese Auseinandersetzung erneut anheben; und wenn es nicht zu einem harmonischen Ausgleich der produktiven Kräfte zwischen Stadt und Land in dem Sinne kommt, daß die Landwirtschaft fortschreitend technisch besser ausgerüstet wird und die Landarbeit eine materielle und moralische Bewertung erfährt, die es ermöglicht, die Unterschiede in der Lebenshaltung zwischen Stadt und Land auszugleichen, dann wird die Leistungskraft auf vielen Gebieten nicht aufrechterhalten werden können. Diese Fragen sind von großer Bedeutung.

Gewiß, die Maschine kann dem Menschen viele Arbeiten abnehmen. Aber auch der Maschinenanwendung sind Grenzen gesetzt. Ausschlaggebend ist ein gesundes Gleichgewichts- und Wachstumsverhältnis der großen Organe der nationalen Wirtschaftskörper Landwirtschaft und Industrie. Gelingt es, diese Voraussetzungen zu erfüllen, dann ist und bleibt auch das Bauerntum „Nährstand" in des Wortes tiefster Bedeutung, denn der Bauer dient dem Leben der Völker nicht nur durch die Nahrung, die er dem Boden abgewinnt, sondern auch mit jenem anderen Ertrag der Mutter Erde, seinem eigenen Blut, das aus den Dörfern in die Städte strömt und ihr Leben aufrechterhält.

Wir stehen noch zu sehr in der Umgestaltung und im Werden des Neuen, als daß das künftige Gebäude der europäischen Landwirtschaft und der europäischen Ernährungswirtschaft sich schon jetzt in allen Einzelheiten voll erkennen ließe. Aber die Umrisse werden sichtbar. Diese Umrisse zu einem festen Bau werden zu lassen und zusammenzufügen, ist die Aufgabe der Zukunft. Dieser Bau wird aber nur fest gegründet sein, wenn er das Ergebnis einer friedlichen Arbeit aller europäischen Völker ist, getragen von der Wirksamkeit der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft.

PROF. C. RADULESCU-MOTRU,
MITGLIED DER RUMÄNISCHEN AKADEMIE, BUKAREST:

Bildnis des europäischen Gelehrten

Das Bildnis des europäischen Gelehrten erscheint verschieden, da es durch Ort und Zeit, sowie durch das Verhältnis des Darstellers zum Gelehrtenstand bestimmt wird.

Der europäische Gelehrte ist nicht mit dem chinesischen Mandarin zu vergleichen; das Bild des Gelehrten ändert sich im Bereich Europas mit dem Zeitalter. In der Renaissance-Epoche finden wir eine bestimmte Art von Gelehrten vor und heute eine andere, und sicher wird die Zukunft eine weitere prägen. Außerdem ähnelt die Darstellung eines Wissenschaftlers nicht der eines Literaten. Wo der eine einen dunklen Fleck beobachtet, sieht der andere Licht. Die Darstellung kann deshalb nur relativ sein.

Trotz dieser Relativität ist aber eine Darstellung keineswegs unmöglich; sie kann nämlich bei bescheidenen Ansprüchen dann erreicht werden, wenn wir auf ein vollkommen genaues Bild verzichten und uns mit einer Skizze zufrieden geben, die uns die hauptsächlichsten Zielrichtungen des Gelehrten im Verlauf der Geschichte zeigt. Zusammengefaßt heißt das: Wir sollen uns damit begnügen, nur die charakteristischen Züge des europäischen Gelehrten darzustellen, die ihm zu allen Zeiten zuerkannt wurden, ohne uns zu weit in die Tiefen seiner Phänomenologie als Gelehrtentyp einzulassen.

Das griechisch-römische Altertum hat den Gelehrten kaum gekannt. Das Altertum kannte den in die Geheimnisse der Gottheit eingeweihten Priester, den Weisen im praktischen Leben, den man Philosophen nannte, falls er auch noch wissenschaftlicher Forscher war; es kannte den geschickten Techniker, in erster Linie den Arzt. Für die damaligen Zeitverhältnisse war im Altertum ein an Kenntnissen reicher Mensch derjenige, der bereist war oder sich viele Erfahrungen gesammelt hatte. Der Philosoph des Altertums kann nicht als Gelehrter im heutigen Sinn gelten. Einen Beweis dafür liefert die Haltung von Sokrates. Die Redewendung, die er für sich gebrauchte: „Ich weiß mehr als andere, weil ich weiß, daß ich nichts weiß", trifft für den Philosophen zu,

für den die Wissenschaft ein Problem ist, aber nicht für den Gelehrten.

Das Urbild des Gelehrten erscheint erst im Zeitalter der Renaissance, zusammen mit der Notwendigkeit, die in den Dokumenten des Altertums verstreuten Kenntnisse zu sammeln. Dieses Bedürfnis ist in der alexandrinischen Periode durch die philosophischen Schulen gestillt worden, die das Sammeln jeglicher Kenntnisse beinahe beruflich betrieben.

Was aber den Alexandrinern beim Sammeln der Kenntnisse fehlte, um nicht bloß Sammler, sondern auch Gelehrte zu sein, war der Mut zur Kritik. Die Alexandriner begnügten sich mit dem Sammeln dieser Kenntnisse, ohne daran zu denken, diese für höhere Zwecke auszuwerten. Sie erhöhten den Schatz der Überlieferung, ohne der wissenschaftlichen Forschung einen weiteren Horizont zu erschließen. Dieser eröffnet sich erst im Zeitalter der Renaissance. Das Sammeln der Kenntnisse geschieht jetzt, um aus der Überlieferung herauszukommen, sei es um die Wahrheit der Christenlehre zu beweisen, sei es um den Beweis zu erbringen, daß der menschliche Verstand, auf sein eigenes Wirken gestützt, sich zu Wahrheiten erheben kann, die zuverlässiger sind, als die bisher erkannten. Damit beginnt der faustische Geist in der europäischen Kultur. Der Wissenschaftler der Renainssance begnügt sich nicht mit dem Sammeln von Kenntnissen, sondern er ordnet sie nach kritischem Maßstab. Der Gelehrte verachtet die Überlieferung nicht, sondern benützt sie als einfaches Mittel, um sich zum Zenit der Wissenschaften emporzuschwingen. Der Beginn dieser neuen Richtung der Renaissance ist deutlich in der Haltung zu erkennen, die jetzt von Anstalten, Akademien genannt, eingenommen wird. Es gab auch im Altertum Akademien, aber als Schulen, welche die Musik und das Turnen pflegten, und in denen über philosophische Grundsätze disputiert wurde. Die zahlreichen Akademien, die von nun an in Europa, in Italien beginnend, gegründet werden, sind Heime für diejenigen, welche die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit für das Gedeihen der Wissenschaft eingesehen haben, das heißt: Gelehrtenheime. Eine der ersten, die in Florenz im 16. Jahrhundert gegründet wurde, heißt Academia della Crusca und bekundet schon durch ihren Namen das beabsichtigte Programm: „Crusca" bedeutet auf Italienisch „Kleie". Die Academia della Crusca hatte sich zur Aufgabe gestellt, aus dem italienischen Wörterschatz die guten Worte von den vulgären abzusondern, das „Mehl" von der „Kleie" zu trennen; sie hatte sich also die gleiche Aufgabe gestellt, die die gelehrten Philologen heute noch verfolgen.

Dank der fortschreitenden Differenzierung der europäischen Kultur trat das Bild des Gelehrten immer stärker in Erscheinung. Seit dem Zeitalter der Renaissance unterscheidet sich das Bild des Gelehrten von dem des Kenntnissammlers und mit der Zeit auch von dem des Erfinders. Der Erfinder kann auch Gelehrter sein, aber nur ausnahmsweise. Ein Erfinder muß nicht viele Kenntnisse besitzen, weil Erfinden in erster Linie ein Naturgeschenk ist. Der Gelehrte erfindet nur ausnahmsweise. Gewöhnlich bereitet er den Weg der Erfindung durch wissenschaftliche Überlegungen vor, welche das Ergebnis eines geordneten und beharrlichen Schaffens sind. Selbstverständlich gewinnt das Bild des Gelehrten an Anziehungskraft, wenn es vom Glorienschein eines Erfinders umrahmt wird. Die berühmten Gelehrten der Kulturgeschichte haben tatsächlich immer zur Erneuerung der Wissenschaft beigetragen. Gelehrte, die dazu nicht beisteuerten, sind deshalb nicht weniger gelehrt, wenn die Ergebnisse ihrer planmäßigen Arbeiten den Zeitgenossen über die Druckerpresse zur Verfügung gestellt wurden. Ein gut geschriebenes Buch ist ebenso wertvoll, wenn nicht wertvoller als eine Gelegenheitserfindung.

Nach der schematischen Aufzeichnung der Bildkontur stellen wir die Frage: Welche charakteristischen Eigenschaften kennzeichnen den europäischen Gelehrten? Ist der europäische Gelehrte ein ausgesprochen intellektueller Typ, wie die Überlieferung der europäischen Kultur, die so reich an theoretischem Wissen ist, ihn darzustellen pflegt und wofür er bis heute oft gehalten wurde? Zählt man zu den Eigenschaften des Intellektuellen neben der theoretischen Urteilskraft und dem Sinn für Kritik auch die Charakterstärke, den Versuchungen des Ehrgeizes, der Gewinnsucht oder dem Wunsche nach mühelosem Verdienen zu widerstehen, dann ist der Gelehrte zweifellos das Vorbild des Intellektuellen. Es ist aber schade, daß die theoretische Urteilskraft nicht immer dort zu finden ist, wo Kritik und Charakterstärke herrschen. Im Gegenteil! Die Sophisten des Altertums erzielen blendende Erfolge, je weniger sie die Gebote der Kritik und des Charakters beachten. Der Gelehrte häuft die Erkenntnisse nicht auf, um sie bei passender Gelegenheit anzubieten, sondern er ist der Mensch wissenschaftlicher Ideen und Methoden und dazu berufen, sie mit großen Opfern zu beschützen. Pie della Mirandola verkörperte den Typ des Intellektuellen, Galileo Galilei den des Gelehrten. Der Intellektuelle kann sogar auf Erkenntnisse verzichten und sich nur mit geistreichen Ausdrücken begnügen. Dadurch rechnet ihn die Welt mit Recht doch zu den Intellektuellen; bekanntlich sind die Salons und

Kaffees erfüllt von diesen, denn die Natur ist großzügig mit der Verteilung von intellektuellen Eigenschaften; sie ist nur geizig bei der Vergebung des gemeinsamen Sinnes für Kritik und Charakterstärke.

Der Leser, der uns bisher gefolgt ist, verlangt mit vollem Recht, daß als Beispiel eine Persönlichkeit gezeigt wird, welche tatsächlich das Leben eines europäischen Gelehrten geführt hat. Dieses Verlangen ist vollkommen berechtigt und kann leicht erfüllt werden. Es gibt in Europa zahlreiche Persönlichkeiten, die ein wahres Gelehrtenleben geführt haben, denn gerade diesem Umstand verdankt Europa seinen kulturellen Fortschritt. Die geeignetste Persönlichkeit zu wählen, ist schwierig. Es ist auch nicht zu übersehen, wie diese Schwierigkeit überbrückt werden könnte, wenn unter allen europäischen Gelehrten gewählt werden müßte. Ihre Anzahl ist groß, und die Biographien von vielen sind wenig aufschlußreich. So ist es klar, daß wir uns bei der Wahl auf die Anzahl von Gelehrten beschränken, die wir persönlich gekannt und mit denen wir persönlich gearbeitet haben. Nach meiner Meinung ist hierfür das geeignetste Beispiel mit Wilhelm Wundt, Professor an der Universität Leipzig von 1875—1920, gegeben. Meine Wahl ist durch die Bedeutung dieses Kulturzentrums, in dem Wilhelm Wundt gearbeitet hat, schon im voraus gerechtfertigt.

Im Jahre 1909 wurde Wilhelm Wundt auserwählt, zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig zu sprechen, weil er in seiner mehr als ein halbes Jahrhundert währenden Arbeit das erste Laboratorium für Psychologie organisiert und auf neue Weise und mit großem Erfolg die Psychologie, die Sprache, den Mythus und die Religion der Völker erforscht hatte. Es war eine glänzende Versammlung. Zugegen waren: Der König von Sachsen, der Hof, die hohen Würdenträger des Staates und die Delegierten aller großen europäischen Universitäten. Inmitten dieser blendenden Versammlung, auf der alle Größen und sozialen Hoheiten vertreten waren — Rang, Würde. Reichtum und Jugend — erscheint vor den Teilnehmern als der Repräsentant der Wissenschaft, bescheiden und von der lebenslangen Arbeit gebeugt, Wilhelm Wundt. Während der Ansprache des tief verehrten Greises wuchs bei jedem Abgeordneten der Universität der Stolz auf seinen Beruf. Die Jubiläumsfeier der Universität Leipzig war zum Teil die persönliche Feier des Gelehrten.

Wilhelm Wundt hat seine Erinnerungen geschrieben. Aber die Erinnerungen seines Werkes *„Erlebtes und Erkanntes"* sind weit davon entfernt, uns das genaue Bild seiner Gelehrtenseele wieder-

zugeben. Man spürt zu wenig von den wahren Eigenschaften des großen Meisters. Die Aufrichtigkeit des Denkens und besonders der tiefe kritische Sinn, der ihn in allen seinen Worten und Taten begleitete, treten nicht genügend hervor. Das Werk von Wilhelm Wundt ist die Frucht einer äußerst streng überwachten Arbeit. Obwohl ich Gelegenheit hatte, viele Gelehrte kennen zu lernen, habe ich keinen anderen getroffen, der, wie Wilhelm Wundt, die Charakterstärke besessen hat, den Versuchungen eines billigen Erfolges zu widerstehen. Wilhelm Wundt ließ sich durch die Aussicht, populär zu werden, nicht in Versuchung bringen und noch weniger durch die eines materiellen Erfolges. Sein ganzes Leben war selbstlos der Wissenschaft gewidmet, genau so, wie die Elite der Priester ihr Leben dem religiösen Kultus widmet. Ich bin überzeugt, daß die Historiker der europäischen Kultur einst in dem Werk von Wilhelm Wundt den treuesten Ausdruck des wissenschaftlichen europäischen Geistes seines Jahrhunderts finden werden, genau so, wie sie heute die Werke von Aristoteles, Descartes und Leibniz für deren Epoche werten.

Keines der großen wissenschaftlichen Probleme des vergangenen Jahrhunderts ist von Wundt unbeachtet geblieben. Seine „*Logik*", die 1920 in drei Bänden erschienen ist, kann (vom historischen Standpunkt betrachtet) dem „*Organon*" des Aristoteles gleichgestellt werden.

Aber welchem außergewöhnlichen Geisteszustand verdankte Wilhelm Wundt die nachdrückliche und andauernde Arbeitskraft? Der Geschmeidigkeit des Gedächtnisses? Nein! Er hatte ein gutes, aber kein außergewöhnliches Gedächtnis. Er benutzte häufig Merkzettel. Schöpferischer Einbildungskraft? Auch diese war nicht überdurchschnittlich. Nach eigenen Aussagen war er im Alter von 11 bis 12 Jahren träumerisch veranlagt, aber während der Schulzeit verlor sich diese Anlage. Auch sein Aufmerksamkeitssinn war nicht außergewöhnlich. Die psychologischen Fähigkeiten, einzeln betrachtet, erschienen nicht als außergewöhnlich. Das Außergewöhnliche beginnt bei ihm mit der Zusammenarbeit dieser Fähigkeiten: Gedächtnis, Einbildungskraft und Aufmerksamkeit arbeiteten so zusammen, daß sie vereint ein ausgezeichnetes Instrument für die geistige Arbeit darstellten. Ein Instrument, nicht aus feinstem Material, aber so widerstandsfähig, daß es sein Meister zu allem gebrauchen konnte: das Instrument für die Arbeit des Gelehrten.

So kann er als ein Musterbeispiel des europäischen Gelehrten gelten. In ihm vereinigen sich alle jene Wesenszüge, die jeden echten Wissenschaftler auszeichnen, und die in ihrer Gesamtheit die großen Leistungen der europäischen Wissenschaft ermöglichten.

PROF. F. ORSÓS, BUDAPEST:

Die Überwindung der biologischen Gefährdung Europas

Zur gleichen Zeit mit der Aufforderung der Ungarischen Gesellschaft für Familienschutz ging mir die Bitte des „Jungen Europa" zu, über das Thema: „Die Überwindung der biologischen Gefährdung Europas" einen Aufsatz zu schreiben. Die Stellung des Themas in dieser Form hatte die Bildung einer Gedankenreihe zur Folge, die darzulegen ich mir jetzt die Freiheit nehme. Die Gedanken und Folgerungen sind nicht neu, und es bedarf keines Scharfsinnes, um die Probleme erkennen zu können. Es bedarf einzig und allein des Mutes, die Reihe der Gedanken bis zu Ende zu verfolgen, welche das gegenwärtige Weltenringen in uns wachruft. Bevor ich jedoch zu dem eigentlichen Thema übergehe, sei mir gestattet, mit einigen Worten auf das Gebiet des Rassebegriffes abzuschweifen. Schon seinerzeit habe ich in meiner im ungarischen Oberhaus gehaltenen Rede darauf hingewiesen, daß es Laien gibt, die über Biologie aus propagandistischen Gründen oftmals falsche Erklärungen geben und die zwischen Naturforschern bezüglich der Rassen geführten Debatten — soweit dies zur Festigung ihrer Fehlschlüsse beiträgt — ausnutzen, indem sie zu behaupten wagen, die Naturforscher hätten den Begriff der Rasse selber widerlegt.

Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts wirkten große Wissenschaftler, die die Grundlage der Systematik geschaffen haben (Linné und Cuvier), und die die Beständigkeit der Gattungen und Rassen voraussetzten. Der bekannte französische Schriftsteller, Historiker und Naturforscher *Quinet* lehrte, daß Rassenmischungen immer infolge großer Naturkatastrophen entstanden seien. Während jedoch einerseits die an der Oberfläche und im Sonnenlicht lebenden Pflanzen und Tiere — welche übrigens den Charakter der einzelnen geologischen Zeitalter bestimmten — sich zu stets neuen Formen entwickelten, fristeten andererseits die primitiven Pflanzen und Tiere, wie beispielsweise Aaskäfer und Schaben, ein kümmerliches Parasitenleben, nährten sich nur von Abfällen und überlebten gleichsam in ihrer ursprünglichen Form ohne die geringste Veränderung die Entwicklung vieler

Jahrmillionen und ungezählte Naturkatastrophen. Wir müssen Quinets Feststellungen eine große biologische Bedeutung zuerkennen.

Es folgte darauf Darwins epochemachende Lehre von der ständigen Veränderung und Entwicklung der Rassen auf Grund der natürlichen Auslese im fortwährend geführten Existenzkampf.

Wir wissen, daß kurz nach der allgemeinen Verbreitung der Darwinschen Lehrsätze Gegner auftraten, die, teils objektiv, teils mit aus der Luft gegriffenen Einwänden, erstere zu untergraben suchten.

Der nächste große Schritt war die bahnbrechende Entdeckung des Abtes Gregor Mendel, die jetzt als Mendelismus bekannt ist. Dem Mendelismus gelang gleichsam die mathematische Festlegung der Vererbungsgrundlage. Diese Erkenntnis ist zweifellos zu den bedeutendsten Errungenschaften des menschlichen Geistes zu rechnen. Die durch Mendel entdeckte Gesetzmäßigkeit der Vererbung war einer der überzeugendsten Hinweise dafür, mit welch beispielloser Beharrlichkeit die Schöpfung sich an die in einzelnen Rassen entwickelten Erfolge klammert. Eigentlich konnten wir den Begriff der Rasse erst auf dem durch Mendel gewiesenen Weg in seiner vollen Bedeutung erfassen. Eugen Fischer erbrachte daraufhin durch seine Forschungen, die er vier Jahre hindurch an den Kaffern- und Burenabkömmlingen in Südafrika anstellte, den Beweis, daß auch bei der menschlichen Vererbung der Mendelismus vollkommen in Erscheinung tritt. Dies heißt mit anderen Worten, daß von den Nachfahren verschiedener Rassen ein ganz bestimmter Anteil die reinen Erbmassen der Vorfahren in sich verkörpert. Fischer stellte auch fest, daß oftmals sich die Urtypen in den Nachkommen viel häßlicher und in mißglückter Form zeigen, das heißt, daß nach der Mischung in den Nachkommen die schlechten Eigenschaften der Urtypen in ganz besonderem Maße hervortreten können. Aus den südafrikanischen Mischehen gingen nämlich — in ganz bestimmtem Prozentsatz — Kaffern und Buren hervor, behaftet mit viel häßlicheren Eigenschaften, als ihre Großeltern sie besaßen, ja oftmals geradezu entstellte Phenotypen. Ich kann beim Rassenproblem nicht länger verweilen und möchte bloß das Wesentliche dahingehend zusammenfassen, daß sowohl in der Pflanzen- als auch in der Tierwelt das Erdenleben sich nur im Rahmen der Rassen abwickeln kann, und daß auch die Veränderungen sich nach mathematischen Grundregeln der Rassen beziehungsweise Variationen und Kombinationen vollziehen. Es gibt Arten, die in Millionen Jahren sich sozusagen gar nicht verändern, da sie auch in den Winkeln der Dunkelheit die Voraussetzungen für ihr anspruchsloses Leben gefunden haben. Dagegen werden die großen, besonders anspruchsvollen Rassen in hohem Maße von den in der Natur

vorkommenden Kataklysmen und Katastrophen betroffen und sind daher oftmals von ganz kurzer Lebensdauer. Auch hat sich neuerdings herausgestellt, daß die Natur lebende Fossilien besitzt, welche gleichsam als Spuren der Urzeiten sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. So hat z. B. erst vor einigen Jahren ein Belgrader Professor die Entdeckung gemacht, daß die Pflanzen und Tiere des auf dem Balkan sich befindlichen Ochridasees lebende Spuren darstellen, die sich in demselben Zustand wie vor Jahrmillionen bis in unsere Zeit erhalten haben, und daß somit die in diesem See lebenden Pflanzen und Tiere nirgends in der ganzen Welt zu finden sind, außer in alten versteinerten Abdrücken im Marmor oder Kalkstein. Die Geologie hat ferner bewiesen, daß die Umgebung des Ochridasees infolge eines unverständlichen Zufalls an den großen geologischen Veränderungen nicht teilgenommen hat, die im Laufe vieler Millionen Jahre das geographische Bild Europas, Asiens und Afrikas von Grund auf verändert haben. Die Erfahrung des Ochridasees ist bisher auch die gründlichste Widerlegung der Darwinschen Lehre.

Nach diesen einführenden Bemerkungen gehen wir nun über zu dem aufgeworfenen aktuellen Problem Europas.

Europas Völker sind schon dermaßen vermischt, daß unter ihnen reine Rassen meist auch nur in geographisch abgesonderten Überresten zu finden sind. Trotzdem sehen wir an den Bewohnern größerer geographischer Gebietseinheiten auffallend ähnliche, individuelle Eigenschaften. Dabei wissen wir, daß diese jetzt gleichartig scheinenden Völker seinerzeit auch durch Verschmelzung von Rassen und Rassenresten entstanden sind. Im Zuge der Vermischung kam nach den Vererbungsgesetzen ein gewisser Ausgleich zustande, teils durch die Assimilation, teils infolge Aussterbens der weniger widerstandsfähigen Nachkommen. Und doch ist eine Gleichförmigkeit für sämtliche Völker Europas undenkbar.

Die Folgen der Völkerwanderung beginnen wir erst jetzt zu erkennen. Die veränderten geographischen Gegebenheiten begünstigen die Entwicklung sekundärer Eigenschaften, indem sie einen Teil der früheren Rassemerkmale überdecken, ja sogar vollständig verdrängen können. Diese geschichtliche Erfahrung besitzt selbstverständlich auch für die Zukunft Geltung. Mögen sich die bisher mehr oder weniger isolierten Völker Europas wie immer auch vermischen, es werden die geographischen Gegebenheiten in den verschiedenen Gebieten Europas stets neue Volkseinheiten hervorbringen. Man kann in absehbarer Zeit an eine anthropologische Ausrichtung von Europas Völkern nicht einmal denken, und dies bezieht sich nicht nur auf ihre physischen, sondern auch auf ihre seelischen und geistigen Eigenschaften. Die isolierende Wirkung be-

sonderer Landschaften schützt Europas Bevölkerung vor der Eintönigkeit und bewirkt dadurch einen gewissen Formenreichtum, der sowohl bezüglich des alltäglichen Lebens, als auch betreffs Kunst und Kultur eine erfreuliche Belebung mit sich bringt. Diese Kombinationen und Perspektiven können jedoch durch biologische Katastrophen ungünstig, ja sogar verhängnisvoll beeinflußt werden, wenn z. B. die in der Rassenkunde als tödlich bezeichneten Faktoren im Wechselspiel der Rassenmischungen in allzu großer Zahl wirksam werden, nämlich bei rassischer Mischung mit anderen für sie schädlichen, ihre eigenen primären biologischen Eigenschaften lahmlegenden Völkern.

Gegen diese Gefahr muß der auf Erfahrung gegründete, gelenkte Rassenschutz ein wirksames Schutzsystem verwirklichen. Dies Bestreben ist jetzt jedoch erst im Stadium des Umhertappens. Den Reinigungs- und Abwehrkampf müssen selbstverständlich die Staaten selber führen, er kann den Entschlüssen und Versuchen des Einzelwesens oder der Gesellschaft nicht anvertraut werden. Europa muß sich zu einem hygienischen Organismus entwickeln, der den Führern der einzelnen Volksgruppen sich ergebende und unter gewissen Umständen bindende Richtlinien erteilen wird. Die Führer werden die Aufgabe haben, sich mit den besonderen kulturellen Fragen und Problemen der einzelnen Volksgruppen zu beschäftigen, zu welchen die der Entwicklung der somatischen und kulturellen Fragen gehören. Folgende Probleme werden zuerst auf somatischem Gebiet auftauchen:

a) die örtliche Übervölkerung und das örtliche Aussterben.

b) die Ernährung, Wohnung, Bekleidung.

c) die Rohstofferzeugung und Fragen der Arbeitseinteilung.

Auf kulturellem Gebiet ist jedes von gleichem Willen beseelte Volk vor dem Verfall zu bewahren. Ein Leben, ausgefüllt mit Vertrauen und Lebensfreude, und die sich hieraus ergebende optimistische Weltanschauung, Verständigungsbereitschaft und Fortschritt tragen ihr Teil zum Frieden bei. Diese Bedingungen aber lassen sich nicht durch ein Machtwort aufzwingen; sie müssen vielmehr in den Völkern Europas teils vorhanden sein, teils sich im Laufe der Entwicklung noch einstellen.

Jedes Volk hat auch seine überalterten Klassen. Bald ist es der Bauernstand, bald die Intelligenz oder die höchsten Kreise; gefährlich sind jedoch auch die halbgebildeten, außerhalb fester Klassen stehenden Volksschichten, die ihr Gleichgewicht verloren haben, hauptsächlich deshalb, weil sie das Gefühl Gemeinnütziger gegenüber der Arbeit verloren haben und nur egoistische Ziele verfolgen, fernerhin ohne jede Gegenleistung die Früchte ihrer arbeit-

samen Mitmenschen ernten wollen. Solange größere Volksgruppen oder Schichten dieser Art vorhanden sind, ist Europas biologisches Gleichgewicht und seine Zukunft in großem Maße bedroht.

Europas biologische Zukunft ist selbstverständlich mit den Fragen seiner Grenzen und seiner macht- und wirtschaftspolitischen Lebensgebiete eng verknüpft. Bei solchen Perspektiven müssen wir damit rechnen, daß unvorhergesehene Kraftquellen erschlossen werden; aber auch unvorhergesehene Katastrophen können eintreten; welche jede menschliche Berechnung über den Haufen werfen. Altern wird Europa niemals, es wird stets neue Probleme und Hoffnungen finden, denn die übrigen Kontinente werden es dauernd vor neue Gefahren oder Aufgaben stellen. Nur die außerhalb jeder menschlichen Berechnung stehenden geographischen Kataklysmen können von Grund auf Europas Leben verändern. Wir Europäer haben uns jetzt schon für die absehbare Zukunft mit der Konzeption des einheitlichen Europa zu beschäftigen. Wir müssen es als eine kontinentale und weltpolitische Einheit betrachten und haben die Pflicht, seine konkurrenzfähige Zukunft vorzubereiten. Bei dieser Arbeit werden selbstverständlich biologische Faktoren, die Vermehrung der Völker Europas, ihre Lebensfähigkeit, vor allem aber die Entwicklung ihrer qualitativen Werte die Hauptrolle spielen.

Sollte die Einheit Europas nicht zustande kommen, so würden selbstverständlich Teile von ihm früher oder später unter den Einfluß anderer Kontinente gelangen, wodurch Europa seine machtpolitische und kulturelle Führerrolle, welche es zweieinhalb Jahrtausende ausgeübt hat, verlieren würde.

Inwieweit die geographischen Gegebenheiten bei der Entwicklung einer Rasse ausschlaggebend sind, kann ich hier nicht beweisen, haben sich doch hiermit die Anthropologie, Ethnographie und Ökologie seit vielen Jahrzehnten beschäftigt und werden dies noch viele Generationen hindurch tun. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die Anthropologie in Europa verschiedene Rassen kennt: nordische, baltische, mediterrane, dinarische, kaukasische u. a. m., und dies sind alles im Endergebnis Produkte, einerseits der einigenden Kräfte geographischer Verhältnisse, andererseits der zerstörenden Wirkungen gegenüber den Urrassen, oder schließlich neue Rassen bildender Energien. Eine allgemein gültige Einteilung der europäischen Rassen war daher vorderhand auf geographischer Grundlage möglich.

Die biologische Zukunft von Europas Völkern wird quantitativ und qualitativ mitbestimmt von seinen materiellen, physischen, sittlichen und geistigen Kraftquellen. Von entscheidender Bedeutung für Europas Zukunft ist der Umstand, ob es einen Teil der für sein Leben notwendigen Kräfte auch aus andern Kontinenten

erhalten oder ob es dieselben, dank seiner Kultur und Technik, seines Wirtschaftslebens und Selbstschutzes, selber hervorbringen wird. Sollte Europa unfähig sein, sich erfolgreich gegen den gesellschaftlichen Verfall, die das öffentliche Leben gefährdenden Klassen und den Einbruch fremder Rassen zur Wehr setzen, dann kann man sich eine dauernde, konkurrenzfähige europäische Einheit und eine europäische Hegemonie nicht vorstellen.

Über das, was bisher das biologisch-rassische Gedeihen bei den Völkern Europas behinderte und die Entwicklung und das Wohl gefährdete, hat jedes Volk seit Jahren sowohl vom geistigen, als auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus debattiert. Ich fühle mich der Aufgabe entbunden, Sie hiermit bekanntzumachen. Allein die Lebensgefährdung des zukünftigen Europa möchte ich von manchem Standpunkt aus noch beleuchten.

Würden nicht gleich von Anfang an Abwehrmaßnahmen getroffen werden, könnten früher oder später die nicht bodengebundenen, wandernden, mit schlechten Sitten und ebensolchem Charakter ausgestatteten, sich einschleichenden Volksgruppen wieder emporschießen und Europas biologische Lebensgefährdung würde wieder ihren Anfang nehmen, was schon früher zum Ausbruch großer Kriege geführt hat.

Was aber wird geschehen, wenn eine mit vorbeugenden Maßnahmen lenkende europäische Zentralführung Wahrheit werden sollte? Seit tausend Jahren war sozusagen ständig das Bestreben einer Zentralisierung vorhanden oder tauchte zeitweilig auf in Europa. Die starken Mächte schlossen sich nicht ab; sie waren vielmehr bestrebt, ihre Völker miteinander in Berührung zu bringen, nicht etwa aus rassischen Gründen, sondern aus solchen der Macht bzw. der Religion. Es ist noch nicht mit entsprechender Sorgfalt festgestellt worden, welcher Art die Grenzverwischungen waren und welche neue Rassen bzw. Mischrassen entstanden sind. Wir sehen bloß, daß trotz jahrtausendelang währender Völkerwanderung und vieler Einschmelzbestrebungen bis auf den heutigen Tag gut zu unterscheidende, mehr oder weniger neu entstandene Rassen sich erhalten haben, aber auch ganz alte — an das Beispiel des Ochridasees erinnernde — Rassenspuren.

Es scheint so, als ob Völker, die mit anderen in einem größeren Staatenverband leben, sich ihre Eigenart erhalten können.

In Ungarn beispielsweise haben sich Siedlungen der Szekler, Bulgaren, Jassen, Petschenegen und Kumanen nicht nur erhalten, sondern sie haben ihre besonderen Volksgewohnheiten und ihren bestimmten Volks- und Rassencharakter bewahrt, wenn auch ihre Sprache beinahe spurlos verschwunden ist. Niemand spricht mehr seit zwei Generationen eigene Sprache der Kumanen, dafür

aber leben das kumanische und szekler Selbstbewußtsein und ihr Charakter unverbrüchlich bis auf den heutigen Tag fort, und es würden mit Bestimmtheit bei entsprechenden wissenschaftlichen Arbeiten deren menschlich-rassische Sondermerkmale zu ermitteln sein.

Unabhängig von wissenschaftlichen, menschlichen Einrichtungen sind die ohne allen Zweifel bestehenden, äußerst wirksamen natürlichen rassereinigenden und schützenden Kräfte kaum bekannt. Wie sollte man diese auch kennen, wenn z. B. bei uns die Scheinvertreter der Kultur und die durch diese verdorbene öffentliche Meinung noch vor wenigen Jahren es als ein Zeichen von Ungebildetheit und als Frevel betrachteten, wenn jemand den Mut hatte, das Rasseproblem anzuschneiden, obgleich wir im Wirtschaftsleben ständig über tierische und pflanzliche Arten sprachen, also den Rassenschutz und die Rassenveredlung praktisch auf breiter Grundlage anwandten. Auch heute noch wird es vielerorts als Herausforderung ausgelegt, wenn jemand sich auf Menschenrassen beruft.

Das Beispiel des Judentums zeigt deutlich die einschmelzende Kraft der stärkeren Rassen und die Verwischung der sekundären Eigenschaften der aufgesogenen Rassen. Es ist, nach seiner eigenen Feststellung, keine reine Rasse. Auch vom anthropologischen Gesichtspunkt aus betrachtet ist dies die allgemeine Ansicht, und wenn die primären Typen in einzelnen Individuen auch jetzt noch oft ganz klar hervorstechen, bleibt die geistige und seelische Offenbarung auffallend einheitlich. Die wanderlustige, revolutionierende Grundnatur ist auch an Mischungen in gleichem Maße festzustellen. Die umgestaltende Kraft biologisch kräftiger und in der Kultur hochstehender Rassen können wir natürlich auch im Leben anderer Völker beobachten. Gerade dies wird für das neue Europa das größte Geheimnis und gleichzeitig das größte Risiko sein. Wir können nur ahnen, welcher Art die Früchte sein werden, die an dem Baume der Erkenntnis des neuen Europa einst wachsen werden. Das eine steht fest: Das Resultat wird zum Großteil davon abhängen, was die einzelnen Völker für den Schutz und die Entwicklung ihrer eigenen Rasse zeitgerecht in die Wege leiten werden. Dies wird die Kraftreserve in dem großen bevorstehenden Weltkampf sein. Bei Entwicklung der Fruchtgüte werden jedoch auch der Wildling, das Pfropfreis, der Boden, die Wetterlage und des Gärtners Arbeit eine Rolle spielen. Der Wildling ist der biologische Stand der einzelnen Völker, aber der Gärtner sucht das Auge oder das Reis aus, er wird den Boden vorbereiten und schützt gegen Unbilden des Wetters. Die Rolle des Gärtners hat — vollgeladen mit Energien — der Staat zu übernehmen, im Zusammenwirken mit den durch ihre Gewissenhaftigkeit hervorstehenden Volksvertretern.

CAND. PHIL. ERWIN SENNHAUSER,
UNIVERSITÄT ZÜRICH:

Von der Größe europäischen Menschentums

Seit dem ersten Aufleuchten europäischer Kultur in Griechenland ist Europa der Raum der Erde, in dem sich die höchsten menschlichen Gestaltungskräfte offenbaren, von dem die gewaltigsten schöpferischen Impulse ausgegangen sind.

Die Völker Europas haben die Welt erobert mit stählernen und mit geistigen Waffen, ihr nicht nur überragende Werke der Kunst und erhabene Gedanken, sondern ebenso die Wissenschaft, die Technik, die Mittel zur modernen Lebensgestaltung geschenkt. Sie waren im Laufe der letzten Jahrhunderte die Triebfeder der Menschheitsentwicklung. Ohne sie gäbe es weder Dampfschiffahrt und Eisenbahn noch Flugzeug, Mikroskop, Fernrohr und elektrisches Licht.

Wir wissen: diese ungeheure Leistung ist letztlich auf das Wesen europäischen Menschentums zurückzuführen. Wir fühlen, welche gigantischen Zukunftsmöglichkeiten diese Entwicklung in sich birgt, trotz aller momentanen Bedrängnis, und wie sehr ein solches Erbe verpflichtet.

Noch vor einem halben Jahrhundert war Europa unbestritten Zentrum der Welt. Heute steht nicht nur seine Weltgeltung, sondern der Fortbestand der europäischen Kultur, die Existenz seiner Völker in Frage.

Wir Europäer müssen einsehen: in den letzten Jahrhunderten ist die Welt eine andere geworden. Ein umfassender geschichtlicher Vorgang von weltweiten Ausmaßen gleich einer Verschiebung der Kontinente, der sich wie mit Naturnotwendigkeit vollzieht, ruft auf zur Besinnung und zur Tat: Gewaltige Räume der Erde schließen sich immer enger zu Zivilisations- und Interessengemeinschaften zusammen; sie zwingen die Völker Europas, ein Gleiches zu tun. Denn inmitten der starken Kraftfelder der neuen Großräume wird Europa zur Bedeutungslosigkeit herabsinken und aufgerieben werden, wenn es weiter seine Kräfte in inneren Spannungen vergeudet, anstatt sie in einem gewaltigen, zusammengefaßten, nach außen wirkenden Impuls auszustrahlen.

Wir wollen die Krise Europas nur von dem Standpunkt aus betrachten, den wir, aus dem tiefsten Tiefstand wieder aufsteigend, heute gewonnen haben.

Wir wissen, welche Kräfte die Entwicklung der letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte oft äußerlich bestimmten: das Raffen nach Lebensgenuß, die Gier nach Reichtum. Zutiefst aber, im Inneren, untergründig, getragen von wenigen, die sich nach der Helle und Größe eines neuen Daseins und einer neuen Welt sehnten, wirkte ein anderer, größerer Impuls: der Wille, durch Forschen und Denken die Mittel zu gewinnen, um aus dem Lande der Ahnung und der Sehnsucht durchzubrechen in das Land des Lebens und einer Neuordnung der Welt, in der Kunst eine höhere Welt und ein edleres Menschentum zu gestalten, um sich zu seiner Höhe wieder zu erheben.

Dieses Bestreben offenbart sich in den vielen geistigen Umbrüchen und Renaissancen der europäischen Kulturentwicklung, in der Ausbildung und dem rastlosen Forschen der Wissenschaft, in dem heldischen Kampf um die Zurückeroberung einer höheren Welt, der das Leben der größten Geister von Platon bis Nietzsche und der überragenden Führergestalten der Gegenwart erfüllt.

Diese Großen nämlich waren und sind nicht „Klassiker", sondern Sucher, Kämpfer für die Verwirklichung und Durchsetzung des höheren Menschentums, das sie in sich tragen.

Welche Kräfte und welche Gestalten aber haben manchmal in den letzten Jahrzehnten die Geschicke der Welt und noch vor kurzem auch die Europas bestimmt!

Man schaue sie sich an, diese Spekulantentypen, diese jämmerlichen Kulturproduzenten, diese kraftlosen, oft platten Vertreter des Volkes. Wo blieb da die menschliche Größe, das Edle, Vorbildhafte, die Ganzheit eines hohen Menschentums?

Anarchien der Parteien, Chaos der Wirtschaft, Schwinden aller Norm, Verblassen aller Ideale, gröbster Materialismus, bloße Bedürfnisbefriedigung, Gewinnstreben und schaler Genuß als Lebensziel, Aussterben der besten Geschlechter, Niedergang der Kultur: das ist die Krise Europas, die auch seine Geltung in der Welt gefährdet hat.

Seit Jahren und auch heute mitten im Kriege ringt Europa darum, sein eigenes Wesen und die wahre, seinem hohen Menschenideal entsprechende Ordnung von neuem zu gewinnen. Nationale Kräfte haben in fast allen Völkern die Kulturatmosphäre gesäubert und mit einem neuen Aufbau begonnen. Das beste Streben fast zweier Jahrtausende soll durchdringen zur Wirklichkeit eines neuen Lebens und so seine höchste Krönung finden. Gemäß dem Vermächtnis seiner überragenden Geister kehrt sich Europa von allem materialistischen Glauben ab, es glaubt nicht mehr an das Glück eines Daseins, das sich im Streben nach Komfort und Lebensgenuß erschöpft.

Mit dem Festhalten und Durchsetzen eines Ideals eines hohen und edlen Menschentums gegen die Weltfront, die sich dagegen zusammenballt, vollzieht sich Europas Sendung in der Welt.

Wie ein gewaltiger Sturm geht heute Bewegung durch die Welt. Die Mächte der zu Ende gehenden Epoche stehen mit aufsteigenden neuen Impulsen im Kampf. Europa setzt sich im Namen eines höheren Bewußtseins und neuer Gestaltungsideen zur Wehr gegen eine zwangsweise Auflösung des Lebens in Geschäft, Wohlbehagen und Vergnügen ebenso wie gegen die Verwischung und Vernichtung der naturgegebenen menschlichen Wertordnung.

Damit kämpft Europa für die Zukunft, denn die Zeit ist gekommen für eine Verjüngung der Völker, eine revolutionäre Neugestaltung des Lebens, für den Anbruch eines neuen Weltzeitalters. Europas Sendung ist es, diese neue Zeit heraufzuführen und sie kraft der Überlegenheit seiner führenden Geister und der von ihnen verkündeten Ideen zu gestalten.

Das ist auch das Vermächtnis der Heroen des Geistes an das Europa unserer Tage.

Möge die Erkenntnis der Weltsituation, der Glaube an den Genius unseres Kontinents, an das zu wahrende geistige und leibliche Erbe dazu beitragen, die durch die Notwendigkeit geforderte Erneuerung, Einigung und Selbstbehauptung Europas zu fördern, auf daß es seine Sendung in der Welt erfüllte als Vorbild eines hohen und reinen Menschentums.

Feldwebel A. ROSTI, Italienische Wehrmacht, schreibt uns:

Ich bin Freiwilliger seit Kriegsbeginn und habe in vorderster Front kämpfen dürfen.

Mehr denn je haben besonders wir Studenten, die sich mit so vielen Doktrinen beschäftigen und während ihres Studiums mit so vielen geistigen Strömungen in Berührung kommen, das Bedürfnis nach unerschütterlichen Grundsätzen.

Wir kämpfen heute so, wie wir morgen arbeiten werden. Unsere heutigen vordringlichsten Aufgaben auf militärischem Gebiete werden morgen zu ebenso wichtigen Aufgaben des zivilen Lebens führen. Jeder Student muß die Möglichkeit haben, sich schon jetzt ein klares und genau abgezirkeltes Lebensbild zu schaffen.

Vinceremo! Ihr

Arduino Rosti
67. Regg. Fant. 3. Battaglione Studenti Universitari, 1. Compagnia, Como.

HANS CHRISTIAN ANDERSEN,
DÄNISCHER DICHTER, 1805–1875:

Das Märchen vom Gerücht

„Es ist eine ganz entsetzliche Geschichte!“ sagte eine Henne, und zwar auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes, wo sich die Geschichte gar nicht zugetragen hatte. „Es ist eine entsetzliche Geschichte dort im Hühnerhause! Ich würde mich fürchten, heute nacht allein zu schlafen. Es ist nur gut, daß wir unserer viele im Stalle sind.“ Und nun erzählte sie, so daß sich den anderen Hühnern die Federn sträubten und der Hahn den Kamm sinken ließ. Es ist ganz gewiß!

Aber wir wollen vom Anfang anfangen, und der spielte in einem Hühnerhause auf der anderen Seite des Dorfes. Die Sonne ging unter, und die Hühner flogen auf; eine der Hennen, sie war weißgefedert und kurzbeinig, legte ihre vorschriftsmäßigen Eier und war als Henne in jeder Beziehung respektabel. Als sie ihre Sprosse eingenommen hatte, putzte sie sich mit dem Schnabel und verlor dabei eine Feder.

„Da ging sie hin!“ sagte sie, „je mehr ich mich putze, desto schöner werde ich noch!“ Das hatte sie im Scherz so hingesagt, denn unter den Hühnern war sie ihres munteren Sinnes wegen bekannt, übrigens war sie, wie gesagt, sehr respektabel; und darauf schlief sie ein.

Dunkelheit herrschte ringsum, Henne saß neben Henne, und diejenige, die ihr zunächst saß, schlief nicht. Sie hörte und hörte nicht, wie man ja in dieser Welt tun muß, wenn man in seiner behaglichen Ruhe bleiben will. Gleichwohl konnte sie nicht unterlassen, zu ihrer anderen Nachbarin zu sagen: „Hörtest du, was hier gesagt wurde? Ich nenne niemand, aber hier ist eine Henne, die sich rupfen will, um schön auszusehen; wäre ich Hahn, würde ich sie verachten.“ Gerade über den Hühnern saß die Eule und der Mann der Eule und die Eulenkinder; alle Glieder dieser Familie hatten scharfe Ohren; sie hörten jedes Wort, welches die Nachbarhenne sagte, und rollten mit den Augen, und die Eulenmutter fächelte sich mit ihren Flügeln. „Hört nur nicht hin; aber ihr hörtet doch wohl, was dort gesagt wurde? Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren, und man muß fürwahr viel hören, ehe sie abfallen. Dort gibt es eine Henne, die in dem Grade vergessen hat, was sich für eine Henne schickt, daß sie dasitzt und sich alle Federn auszupft und es den Hahn mit ansehen läßt!“

„Prenez garde aux enfants!“ sagte der Eulenvater, „das ist nichts für die Kinder!“

„Ich will es doch der gegenüberwohnenden Eule erzählen! Sie ist eine so achtungswürdige Eule im Verkehr!“ und damit flog Mutter fort.

„Huhu! Uhu!“ tuteten die beiden und das gerade zu den Tauben in den Schlag hinein. „Habt ihr es gehört? Habt ihr es gehört? Uhu! Da ist eine Henne, die sich um des Hahnes willen alle Federn ausgezupft hat! Sie friert tot, wenn sie es nicht schon ist, uhu!“

„Wo? Wo?“ gurrten die Tauben.

„In dem gegenüberliegenden Gehöft! Ich habe es so gut wie selbst gesehen. Es ist zwar unpassend zu erzählen, aber es ist ganz gewiß!“

„Glaubet, glaubet jedem einzigen Worte!“ sagten die Tauben und gurrten in ihren Hühnerstall hinab. „Da ist eine Henne, ja einige behaupten, es sind zwei, die haben sich alle Federn ausgezupft, um nicht wie die anderen auszusehen und dadurch die Aufmerksamkeit des Hahnes zu erregen. Es ist ein gewagtes Spiel, man kann sich erkälten und am Fieber sterben, und sie sind beide gestorben!“

„Wachet auf! Wachet auf!“ krähte der Hahn und flog auf den Bretterzaun hinauf, der Schlaf saß ihm noch in den Augen, aber er krähte dessen ungeachtet: „Da sind drei Hennen aus unglücklicher Liebe zu einem Hahn gestorben; sie haben sich alle Federn ausgezupft. Es ist eine häßliche Geschichte, ich will sie nicht für mich behalten, laßt sie weitergehen!“

„Laßt sie weitergehen!“ pfiffen die Fledermäuse, und die Hühner gackerten, und die Hähne krähten: „Laßt sie weitergehen! Laßt sie weitergehen!“ Und so machte die Geschichte die Runde von Hühnerhaus zu Hühnerhaus und gelangte endlich bis zu der Stelle, von der sie eigentlich ausgegangen war.

„Da sind fünf Hühner“, hieß es, „die sich alle Federn ausgezupft haben, um zu zeigen, wer aus Liebeskummer um den Hahn am meisten abgemagert wäre, und dann hackten sie einander blutig und fielen tot nieder, zu Schimpf und Schande für ihre Familie und zum großen Verlust für den Besitzer.“

Die Henne, welche die losgegangene kleine Feder verloren hatte, erkannte darin ihre eigene Geschichte natürlich nicht wieder, und da sie eine respektable Henne war, sagte sie: „Ich verachte diese Henne, aber es gibt leider genug von der Art! Dergleichen darf man nicht verschweigen, und ich will das meinige dazu tun, daß das ganze Land die Geschichte erfährt. Das haben die Hennen verdient und ihre Familie dazu!“

Und es ist ganz gewiß: Aus einer kleinen Feder können wohl fünf Hühner werden.

FRIEDRICH NIETZSCHE:

Soldatenbriefe des jungen Philosophen

An Erwin Rohde Naumburg, 3. November 1867

Mein lieber Freund, wenn Dich ein Dämon einmal in einer frühen Morgenstunde, sagen wir, zwischen fünf und sechs, nach Naumburg geleiten und gefälliger Weise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich Deinen Sinnen darbietet. Plötzlich atmest Du die Atmosphäre eines Stalles. Im halben Laternenlichte erscheinen Gestalten. Es scharrt, wiehert, bürstet, klopft um Dich herum. Und mitten drin meine eigene Gestalt.

Ein paar Stunden später siehst Du zwei Rosse auf der Reitbahn herumstürmen, nicht ohne Reiter, von denen der eine Deinem Freunde sehr ähnlich ist. Er reitet seinen feurigen schwungvollen Balduin und hofft einmal gut reiten zu lernen, obschon oder vielmehr weil er jetzt immer noch auf der Decke reitet, mit Sporen und Schenkeln, aber ohne Reitgerte. Auch mußte er sich beeilen, alles zu verlernen, was er in der Leipziger Reitbahn gehört hatte, und vor allem sich mit großer Anstrengung einen sicheren und reglementmäßigen Sitz aneignen.

Zu andern Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezogenen Geschütz und holt Granaten aus der Protze oder reinigt das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Graden etc. Vor allem aber hat er sehr viel zu lernen. Meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt: „Schopenhauer hilf"; und wenn ich erschöpft mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch; oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, samt Byron, sympathischer als je sind.

Jetzt ist endlich der Punkt erreicht, wo ich das aussprechen kann, womit nach Deiner Erwartung der Brief hätte beginnen sollen. Mein lieber Freund, Du weißt jetzt den Grund, warum mein Brief so ungebührlich lange sich verspätet hat. Ich habe im strengsten Sinne keine Zeit gehabt. Aber auch oftmals keine Stimmung. Man schreibt eben Briefe an Freunde, die man so liebt, wie ich Dich liebe, nicht in jeder beliebigen Stimmung. Ebensowenig schreibt man in einem erhaschten Moment heute eine Zeile und morgen eine, sondern man sehnt sich nach einer vollen und breiten Stunde und Stimmung. Heute blickt der freundlichste Herbsttag zum Fenster herein. Heute habe ich den Nachmittag frei, wenigstens bis 1/27 Uhr; als welche Stunde mich zur Abendfütterung und Tränkung in den Stall ruft. Heute feiere ich den Sonntag auf meine Weise, indem ich meines fernen Freundes und unserer gemeinsamen Vergangenheit in Leipzig und im Böhmerwald und in Nirwana gedenke. Das Schicksal hat mit einem plötzlichen Ruck das Leipziger Blatt meines Lebens abgerissen, und das nächste, das ich jetzt in diesem sibyllinischen Buche sehe, ist mit einem Tintenklecks von oben bis unten bedeckt. Damals ein Leben in freister Selbstbestimmung, im epikureischen Genuß der Wissenschaft und der Künste, im Kreise von Mitstrebenden, in der Nähe eines liebenswerten Lehrers und — was mir das Höchste bleibt, was ich von jenen Leipziger Tagen sagen kann — im steten Umgang mit einem Freunde, der nicht nur Studienkamerad ist oder etwa durch gemeinsame Erlebnisse mit mir verbunden ist, sondern dessen Lebensernst wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigener Sinn, dessen Wertschätzung der Dinge und der Menschen ungefähr denselben Gesetzen wie die meinige folgt, dessen ganzes Wesen schließlich auf mich eine kräftigende und stählende Wirkung hat. So vermisse ich auch jetzt nichts mehr als eben jenen Umgang; und ich wage selbst zu glauben, daß, wenn wir zusammen verurteilt wären, unter diesem Joche zu ziehen, wir unsre Bürde heiter und würdevoll tragen würden: während ich augenblicklich nur auf den Trost der Erinnerung hingewiesen bin. In der ersten Zeit war ich fast verwundert, Dich als meinen Schicksalsgefährten nicht zu finden; und mitunter, wenn ich reitend den Kopf umdrehe nach dem andern Freiwilligen, so meine ich Dich auf dem Pferde sitzen zu sehen.

Friedrich Nietzsche,
Kanonier der 2. Batt. der Reit. Abteil.
des Feldartilleriereg. Nr. 4

An Carl von Gersdorff 1. Dezember 1867

Wie überraschend dieser Umschwung war, wie gewaltsam ich meinem gewöhnlichen Treiben und bequemen Dahinleben entfremdet wurde, wirst Du leicht nachfühlen. Trotzdem ertrage ich diese Veränderung gefaßten Mutes und empfinde sogar an diesem Streiche des Schicksals ein gewisses Behagen. Jetzt bin ich erst unserm Schopenhauer recht dankbar geworden. In den ersten 5 Wochen hatte ich auch noch den Stalldienst durchzumachen: morgens um 5½ Uhr war ich im Pferdestall, um Mist hinaus zu schaffen und das Pferd mit Striegel und Kardätsche zu putzen. Jetzt ist mein Dienst durchschnittlich derart, daß ich von 7—½11 und von ½12—6 Uhr abends beschäftigt bin und zwar den größten Teil dieser Zeit mit Fußexerzieren. Viermal in der Woche haben wir beiden Einjährigen Vortrag bei einem Leutnant als Vorbereitung zum Landwehroffizierexamen. Du wirst wissen, daß man als reitender Artillerist erstaunlich viel zu lernen hat. Das meiste Vergnügen machen mir die Reitstunden. Ich habe ein sehr hübsches Pferd und soll auch Talent zum Reiten besitzen. Wenn ich mit meinem Balduin auf dem großen Exerzierplatz herumsause, so bin ich mit meinem Geschick sehr zufriedengestellt. Die Behandlung, die mir zu Teil wird, ist im Ganzen eine vortreffliche. Vor allem haben wir einen angenehmen Hauptmann ...

An Erwin Rohde 1.—3. Februar 1868

Dies mein Leben ist jetzt wirklich sehr einsam. Drehen wir aber die Münze um. Dies Leben ist unbedingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie eines Menschen und mundet besonders gegen die lähmende Skepsis, über deren Wirkung wir manches miteinander beobachtet haben. Dabei lernt man seine Natur kennen, wie sie sich unter fremden, meist rohen Menschen, ohne Beihilfe der Wissenschaft und ohne jene traditionelle fama, die unsern Wert für unsere Freunde und für die Gesellschaft bestimmt, zu offenbaren pflegt. Ich habe bis jetzt bemerkt, daß man mir wohl will, so Hauptmann wie Kanonier; andererseits tue ich, was mir obliegt, mit Eifer und eigenem Interesse. Darf man darauf nicht stolz sein, wenn man als der beste Reiter unter 30 Rekruten gilt? Wahrhaftig, lieber Freund, das ist mehr als eine philologische Prämie: obwohl ich auch gegen derartige Lobsprüche nicht unempfänglich bin, wie sie mir die Leipziger Fakultät zu Teil werden ließ.

Ein Vierteljahr ist nun seit jenen Tagen vergangen, wo ich mit bestürzten Mienen und unruhigem Gemüte vor Dir erschien, eine plötzliche Wendung meines Schicksals halb abwendend, halb gutheißend. Denn das wirst Du mir recht wohl angemerkt haben, daß ich mit einer Art Behagen mich selbst in einen Zustand hineindachte, der zwar mancherlei Unbequemlichkeiten in sich schloß, zugleich aber auch von einer Sphäre umgeben war, die Mut, Entschlossenheit und Männlichkeit atmete. Immerhin war das pikante Gericht mir an der Tafel meines Lebens einmal angeboten, und ich war nicht mehr in der Lage, es zurückzuweisen; genug, ich kostete und ich fand es nicht einmal so übelschmeckend. Besonders schmeckte es nach der Verweichlichung, die die Lebensweise und die Studienmanier eines Studenten im Gefolge hat. Und so habe ich mich denn gewöhnt, das Militärjahr als eine jener Hilfen zu betrachten, durch die wir einer einseitigen Ausbildung aus dem Wege gehen, vornehmlich aber in ihm ein entschiedenes Gegengift gegen eine steife pedantische engbrüstige Gelehrsamkeit zu finden, wider die ich immer im Kampfe liege, wo ich sie nur auch aufdecken kann.

In treuer Freundschaft *Dein Fr. Nietzsche*
Kanonier

Oberschütze H. F. FREDERIKS, Freiwilligen-Legion Niederlande, schreibt dem „Jungen Europa" am 28. Februar 1943:

Während meines Wintereinsatzes an der Ostfront zog ich mir ein Leiden zu, von dem ich heute dank der ärztlichen Fürsorge weitgehend geheilt bin. Wenn ich auch in Zukunft durch die Krankheit anfällig sein werde, bereue ich es doch nicht, das gewaltige Kampfgeschehen im Osten miterlebt zu haben. Ich wünsche jedem noch in Tatenlosigkeit dem Kampf gegen den Bolschewismus gegenüberstehenden Landsmann oder Europäer, daß er das „Paradies der Arbeiter und Bauern" durch eigenes Erleben kennen lerne. Ich bin gerade als Student zu der Überzeugung gekommen, daß durch den gemeinsamen Kampf der europäischen Jugend gegen den Bolschewismus die Fundamente zum neuen Europa gelegt werden.

In der Hoffnung, daß dieses neue Europa bald Wirklichkeit werden möge, verbleibe ich mit kameradschaftlichen Grüßen

H. F. Frederiks,
Student der Geschichte an der Universität Utrecht.

JAIME BALMES, SPANISCHER DENKER, 1810–1848:

Die Notwendigkeit der Philosophie

Die Welt existiert. Wie erfahren wir es? Mit welchen Mitteln nehmen wir sie wahr? Ist deren Zeugnis berechtigt? Worauf begründet sich ihre Berechtigung? Welche Dinge kennen wir? Welches sind ihre Eigenschaften? Wie sind die Dinge miteinander verknüpft? Haben sie einen Ursprung? Welchen? Haben sie endliche Begrenzung und welche? Dies sind die Fragen, die sich die Philosophie vorlegt, jene Wissenschaft, die nicht ohne Recht einen ebenso bescheidenen wie umfassenden Namen sich gewählt hat, der auf deutsch „Liebe zur Weisheit“ bedeutet; es ist die Weisheit, die von Cicero als „Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen und ihren Ursachen“ definiert worden ist; es ist, mit einem Worte, die Wissenschaft, die nach allem fragt.

Wer Philosophie als eine Sammlung von nichtigen Grübeleien über höchst unwichtige Dinge ansieht, versteht nichts von ihr. Der Mensch, das Weltall und Gott sind ohne Frage Dinge von höchster Wichtigkeit; sie sind Gegenstand der Philosophie. Alles, was existiert und existieren kann, ist von nicht geringer Wichtigkeit: auch dies ist Gegenstand der Philosophie.

Existiere ich? Was bin ich? Woher komme ich? Was ist mein Geschick? Was sind alle die Dinge, die mich umgeben und mich beeinflussen? Und woher stammen die Dinge? Wer wird sich zu der Behauptung versteigen, daß dies Fragen von geringer Bedeutung sind und nicht unsere Aufmerksamkeit verdienen? Wenn dies alles nicht wichtig sein soll, so frage ich, wo denn überhaupt etwas Wichtiges ist. Wenn der Mensch sich damit nicht beschäftigen soll, so möchte ich doch wissen, wo sich etwas findet, was seiner Aufmerksamkeit würdig ist.

Mit der Philosophie ist sicherlich erst Mißbrauch getrieben worden; das ist rein menschlich. Zwar sind die verschrobensten Dinge von irgendwelchen Philosophen ausgesprochen worden, was jedoch nicht dazu berechtigt, die ganze Philosophie zu verwerfen. Man läuft ja auch nicht Sturm gegen die Gerichte, weil bei der Rechtsprechung gelegentlich Irrtümer vorkommen.

Die Philosophie nährt auch im Menschen Eitelkeit. Aber der Mensch bläht sich ja auch vor Stolz auf über irgendwelche Errungen-

schaft, ohne daß man daran dächte, ihm jeglichen Fortschritt zu vergällen, damit er sich ja nicht brüste. Weiterhin ist es wahr, daß philosophische Diskussion Gesetze und Gewohnheiten ins Wanken bringen kann. Diskussion bedeutet nun aber Anwendung der Vernunft, und wir werden doch wohl den schönen Funken, den uns die Güte des Schöpfers geschenkt hat, in unserem Geiste nicht auslöschen wollen.

Der gesunde Menschenverstand der alten Römer wehrte sich gegen die Philosophie, und dennoch wurde Rom schließlich von ihr erfaßt. Das Vaterland Catos wurde zum Vaterland Ciceros. Nebenbei bemerkt war ja selbst Cato ein Philosoph, wenn er über den Staatsbürger und den Staat nachdachte und ihre Beziehungen zu regeln suchte. Und weiter: Wenn die ernsten Römer über die großen Dinge des Staates, über die Geheimnisse der Erhaltung und Ausdehnung des Reichs, über die Mittel der Beherrschung des Sinnes und des Willens der Staatsbürger, über die Nützlichkeit ihrer Bewahrung vor philosophischer Diskussion berieten, was waren sie da anders als Philosophen?

Jeder Mensch, der über irgendein Ding nachdenkt und seine Natur, seine Ursachen, seine Beziehungen, seinen Ursprung, sein Ende zu ergründen sucht, ist ein Philosoph. Überall, wo zwei Menschen sich ihre Gedanken mitteilen, einer den anderen über dunkle Punkte aufklärt oder ihm widerspricht, überall, wo man sich einigt oder sieht, daß dies unmöglich ist, überall dort herrscht philosophische Diskussion.

Der Begriff Philosophie ist zu eng gefaßt, wenn man darunter nur die in Schulen vertretenen Lehren versteht. In Indien, China, Persien, Chaldäa und Ägypten wurde Philosophie getrieben, ohne daß sie an einen Ort gebunden war; auch in Griechenland beschäftigte man sich vor Plato und Sokrates mit Philosophie, ohne Schulen zu haben; sogar Platos Lehrform war ganz anders als die des Sokrates.

Philosophie ist der prüfende Verstand. Die Philosophen sind im Grunde alle gleich und unterscheiden sich nur dadurch, daß der eine mehr und der andere weniger tief denkt, der dritte ein größeres Gebiet, und der vierte eine andere Form wählt; immer bleibt es dabei, daß jede Untersuchung irgendwelcher Art eine Philosophie ist. Man kann die Philosophie mit Naturkräften vergleichen, die einer Landschaft ihr Gepräge geben; es wechseln Schluchten und Hügel ab, Sandflächen mit gut bewachsenen Äckern, regelmäßig geformte Gegenden mit Gegenden, die keine Ordnung erkennen lassen; manchmal geht eine Landschaft unvermittelt in eine andere über, während an anderen Stellen eine allmähliche

Verkettung ins Auge fällt. Dies ist auch, nebenbei bemerkt, der Grund, warum es so schwierig ist, die Geschichte der Philosophie unter einem einheitlichen Gesichtspunkte darzustellen, genau die einzelnen Zeitabschnitte zu charakterisieren und abzugrenzen und die verschiedenen Entwicklungsphasen zu bestimmen. Die Geisteserzeugnisse wurzeln in Menschen von verschiedener Beweglichkeit und Freizügigkeit und zeigen deshalb die charakteristischen Merkmale ihrer Väter; deshalb herrscht in der Geschichte der Philosophie größte Mannigfaltigkeit, Gegensätzlichkeit und Freizügigkeit. Wenn in einem Buche, das die Geschichte der Philosophie behandelt, die Entwicklung genau abgegrenzt und ganz einheitlich erscheint, so kann man sicher sein, daß der Verfasser eine gewaltsame Konstruktion darbietet oder sich irrt.

*

Die Wirkungen der Philosophie auf das tägliche Leben sind verschieden.

Die Philosophie hat den Menschen veranlaßt, die Weiten des Weltalls zu durchdringen, allmählich die Kleinwelt sich dienstbar zu machen, die Elemente zu beherrschen und das Antlitz der Erde umzuformen. Hätten die Physiker der früheren Zeiten nicht über die Natur nachgedacht und Experimente gewagt, so würden wir heute nicht die Wunder der Mechanik und aller Industrien sehen, womit uns die Gegenwart in Erstaunen setzt.

Dagegen hat die Philosophie weder den Staat errichtet, noch stützt sich der Staat auf Philosophie. Der Staat hat wie jeder einzelne Mensch einen Organismus und Lebensprinzipien; die Philosophie kann, gestützt auf Beobachtung, darüber reden, muß sich aber davor hüten, sie anzutasten. Immerhin kann man sagen, daß die Philosophie Erfahrung und Enttäuschung vermittelt und daher Mahnung zur Vorsicht gelehrt hat, was ja wirklich einen Vorteil darstellt, wenn es auch nur der Vorteil ist, den ein Kind hat, nachdem es sich einmal verbrannt hat.

Über den Ursprung der Welt haben die Philosophen immer wieder gestritten und zahllose Systeme ausgeklügelt. Wenn man die Philosophie über den Ursprung des Menschen befragt, so antwortet sie mit Ungeheuerlichkeiten. Die Philosophen verlieren sich in Mutmaßungen über Ursprung und Ende der Dinge; aber alle Weisen, die die Welt mit ihrem Namen erfüllen, können nicht das dunkle Chaos erhellen.

Sollen wir deswegen die Philosophie verachten? Nein, sicherlich nicht! Es genügt, die Grenzen ihrer Wirksamkeit zu erkennen. Verachtung der Philosophie ist eine Beleidigung für den Verstand.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,
1749–1832:

Die bedeutende Persönlichkeit

Das Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Indem ich mich nach Bestätigung der Selbständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen auftat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Teil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühesten Tageszeit; aber auch abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gerne hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältnis zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfnis, eifrig zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen

zu steigern, so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weiteren Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hierzu berufen, hier fand ihre Tätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtsschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtsschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten geachtet, und alle seine inneren, seine äußeren Verhältnisse zur

Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen. Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder herstellt, so vermag der eigene gesunde Sinn sich gegen inneren und äußeren Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen.

Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen teilen, in die der ersten Bildung, in die des eigentümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe; denn erstlich deutet der Wert eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestiert sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitätsprognostikon mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jedermann erfreut sich dessen, was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt und ihm zugleich die törige Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde.

Allein er wird den Irrtum nur allzubald gewahr; den sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemüht, ihn mit Schranken und Grenzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardieren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Konflikts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein und den wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten.

Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt auch wohl gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es

nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Rats, der Hilfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben.

Man sieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geschichtsschreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er seiner gedenken will. So viel aber ist gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten ein solches Schema vor Augen hat und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß, so wird man wie an einem guten Leitfaden sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurchfinden.

Das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert es sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Taten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen, es sei ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

MARCUS TULLIUS CICERO, 106 – 43 v. Chr.:

Was gehört zu einem großen Menschen?

Unter den vielen Quellen der Sittlichkeit und Pflicht fällt begreiflicherweise diejenige am meisten ins Auge, welcher die Taten des großen, erhabenen Geistes angehören.

Im allgemeinen zeigt sich der große Mensch zunächst besonders in zwei Wesensarten. Die eine äußert sich in der Geringschätzung der äußeren Dinge, die auf der Überzeugung beruht, der Mensch dürfe sich von keinem Schicksale überwältigen lassen. Die andere besteht darin, daß, wenn man die eben erwähnte Gesinnung hat, man Taten ausführt, die groß und von ausgezeichnetem Nutzen sind, zugleich aber auch höchst schwierig, mühsam und gefahrvoll, sowohl für das Leben als auch viele zum Leben gehörige Dinge. Von diesen beiden Stücken liegt in dem letzteren aller Glanz, alles äußere Ansehen, und ich füge noch hinzu, auch aller Nutzen; der Grund hingegen und die Ursache, welche große Männer schafft, liegt in dem ersteren. Denn in der Gesinnung liegt die Kraft, welche den Seelen Vortrefflichkeit und Geringschätzung der menschlichen Dinge verleiht. Sie äußert sich aber in zwei Dingen: erstens darin, daß man das sittlich Gute allein für ein Gut achtet, zweitens daß man sich von aller Leidenschaft frei hält. Denn einmal darf man es als einen Beweis eines starken und großen Geistes ansehen, das gering zu schätzen und nach unwandelbaren festen Grundsätzen zu verachten, was anderen als ausgezeichnet erscheint; sodann zeugt es von einem kräftigen Sinne und großer Standhaftigkeit, die bitteren Ereignisse, die im Leben und Schicksale der Menschen in so großer Menge und Mannigfaltigkeit vorkommen, so zu ertragen, daß man nichts von seiner natürlichen Fassung, nichts von der Würde eines großen Mannes aufgibt.

Es wäre aber widersinnig, wenn der Mensch, der durch keine Furcht gebeugt wird, sich von Begierden beugen ließe, und wenn der, welcher sich gegen Ungemach unbesiegbar erwiesen hat, sich durch die Sinnenlust besiegen ließe.

Fruchtbar für das Menschengeschlecht und geeignet, Ruhm und Ansehen zu gewinnen, ist das Leben derer, die sich dem Staats-

dienste und der Ausführung großer Taten widmen. Wer ohne Gründe zu haben sagt, er verachte das, was in den Augen der Allgemeinheit Gegenstand der Bewunderung ist, Befehlshaberstellen und Staatsämter, der verdient nach meinem Dafürhalten nicht nur kein Lob, sondern sogar Tadel. Wer von der Natur die zum Staatsdienste erforderlichen Anlagen erhalten hat, dem kommt es zu, sich ohne alles Bedenken um Staatsämter zu bewerben und an der Staatsverwaltung teilzunehmen. Denn sonst könnte ja weder die Leitung des Staates bestehen, noch hochherzige Gesinnung sich äußern.

Die Staatsmänner müssen sich aber ebenso wie die Philosophen, ja vielleicht in noch höherem Grade, Hochherzigkeit und die schon oft erwähnte Geringschätzung mancher Dinge aneignen, sowie auch Ruhe und Sorglosigkeit des Gemüts, wenn anders sie frei von Ängstlichkeit sein und mit Würde und Charakterfestigkeit leben wollen. Übrigens, wer sich dem Staatsleben widmen will, der mag nicht bloß erwägen, wie ehrenvoll der Beruf sei, sondern auch, ob er die Fähigkeit besitze, ihn zu erfüllen, und gerade hierbei muß man sich vorsehen, daß man nicht ohne Grund aus Feigheit verzweifle oder aus Begierde ein zu großes Selbstvertrauen habe.

Überhaupt ist jene sittliche Würde, die wir durch Erhabenheit des Geistes und durch Hochherzigkeit zu gewinnen suchen, die Wirkung der geistigen und nicht der körperlichen Kräfte. Jedoch muß man den Körper üben und so gewöhnen, daß er bei der Ausführung von Geschäften und bei der Ertragung von Beschwerden den Entschlüssen der Vernunft Folge leisten kann. Aber edle Haltung beruht ganz auf sorgsamer Bemühung des Geistes und auf Anwendung der Denkkraft, und in dieser Beziehung gewähren große Männer, welche der Leitung des Staates vorstehen, demselben ebenso großen Nutzen, wie die, welche seine Kriege führen. Das Wesen der Tapferkeit und Standhaftigkeit aber besteht darin, daß man bei mißlichen Umständen nicht in Verwirrung gerät, und in der Bestürzung sich nicht, wie man zu sagen pflegt, aus seiner Stellung verdrängen läßt, sondern Geistesgegenwart und Überlegung zeigt und den freien Gebrauch der Vernunft nicht aufgibt.

Zu einem großen Geiste gehört aber auch, daß man sich von der Zukunft im voraus eine Vorstellung mache, geraume Zeit vorher die möglichen guten oder schlimmen Erfolge bestimme und wisse, welche Maßregeln man bei Eintreffen eines Ereignisses zu ergreifen habe, und es daher nicht dahin kommen lasse, daß man einmal sagen müßte: „Das hätte ich nicht gedacht!“ Das sind die Leistungen eines großen und erhabenen Geistes, der seiner Klugheit und

Überlegung vertraut. Ohne Überlegung aber in der Schlacht sich herumzutummeln und mit dem Feinde handgemein zu werden, hat etwas Rohes und Tierisches; aber wenn die Zeit und die Not es fordert, muß man auch seinen Arm und sein Schwert brauchen und den Tod der Knechtschaft und Schande vorziehen. Wir dürfen es niemals aus Furcht vor Gefahren dahin kommen lassen, daß man uns für feige und furchtsam hält; aber auch davor müssen wir uns in acht nehmen, daß wir uns nicht ohne Grund Gefahren aussetzen, was die größte Torheit wäre. Daher müssen wir bei gefährlichen Unternehmungen das Verfahren der Ärzte befolgen, welche leichte Krankheiten mit gelinden Mitteln behandeln, bei schweren Krankheiten dagegen sich genötigt sehen, gefährlichere und bedenkliche Heilungsarten anzuwenden. So wie es daher ein Unsinn wäre, sich bei ruhigem Meere einen Sturm zu wünschen, so zeugt es von Weisheit, dem Sturme auf jede Weise zu begegnen, und dies umso mehr, als der Vorteil, der aus der glücklichen Ausführung der Sache hervorgeht, größer ist als der Nachteil, der in dem Zustande der Unentschiedenheit liegt.

Um nun aber den besprochenen Gegenstand zusammenzufassen, so läßt sich darüber folgendes Urteil aussprechen: Die wichtigsten und hochherzigsten Taten werden von den großen Männern ausgeführt, welchen die Leitung der Staatsangelegenheiten obliegt, weil die Verwaltung des Staates die umfassendste Ausdehnung hat und auf die größte Anzahl der Menschen nützlichen Einfluß ausübt.

Feldwebel stud. rer. pol. JUHA SEPPÄNEN, Finnische Wehrmacht, schreibt dem „Jungen Europa" am 20. Januar 1943:

Die neue Idee ist wahrhaft eine organische, hervorgegangen aus dem Leben selbst und darum ist ihr Sieg über die negativen Kräfte des Lebens von Anfang an sichergestellt. Das Leben duldet nie eine längere Unterdrückung und darum befreit es sich von theoretischen totgeborenen Ideen.

Die Kämpfe hier sind erbittert hart, aber wer die gewaltige Triebkraft kennt, von der das ganze kämpfende Europa beseelt ist, verliert die Siegesgewißheit nicht einen einzigen Augenblick. Wie der Tag auf die Morgendämmerung folgt, ebenso sicher wird aus diesem gewaltigen Ringen ein neues Europa erstehen.

Mit Kampfgrüßen *Juha Seppänen,*
Karelische Front.

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN,
GEB. 1855 IN SOUTHSEA, GEST. 1927 IN BAYREUTH:

Brief an Adolf Hitler

Bayreuth, 7. Oktober 1923

Sehr geehrter und lieber Herr Hitler!

Sie haben alles Recht, diesen Überfall nicht zu erwarten, haben Sie doch mit eigenen Augen erlebt, wie schwer ich Worte auszusprechen vermag. Jedoch ich vermag dem Drange, einige Worte mit Ihnen zu sprechen, nicht zu widerstehen. Ich denke es mir aber ganz einseitig — d. h. ich erwarte keine Antwort von Ihnen.

Es hat meine Gedanken beschäftigt, wieso grade Sie, der Sie in so seltenem Grade ein Erwecker der Seelen aus Schlaf und Schlendrian sind, mir einen so langen erquickenden Schlaf neulich schenkten, wie ich einen ähnlichen nicht erlebt habe seit dem verhängnisvollen Augusttag 1914, wo das tückische Leiden mich überfiel. Jetzt glaube ich einzusehen, daß dies grade Ihr Wesen bezeichnet und sozusagen umschließt: der wahre Erwecker ist zugleich Spender der Ruhe.

Sie sind ja gar nicht, wie Sie mir geschildert worden sind, ein Fanatiker, vielmehr möchte ich Sie als den unmittelbaren Gegensatz eines Fanatikers bezeichnen. Der Fanatiker erhitzt die Köpfe, Sie erwärmen die Herzen. Der Fanatiker will überreden, Sie wollen überzeugen, nur überzeugen, — und darum gelingt es Ihnen auch; ja, ich möchte Sie ebenfalls für das Gegenteil eines Politikers — dieses Wort im landläufigen Sinne aufgefaßt — erklären, denn die Achse aller Politik ist die Parteiangehörigkeit, während bei Ihnen alle Parteien verschwinden, aufgezehrt von der Glut der Vaterlandsliebe. Es war, meine ich, das Unglück unseres großen Bismarck, daß er durch den Gang seines Schicksals — beileibe nicht durch angeborene Anlagen — ein bißchen zu sehr mit dem politischen Leben verwickelt ward. Möchte Ihnen dieses Los erspart bleiben!

Sie haben Gewaltiges zu leisten vor sich, aber trotz Ihrer Willenskraft halte ich Sie nicht für einen Gewaltmenschen. Sie kennen Goethes Unterscheidung von Gewalt und Gewalt! Es gibt eine Gewalt, die aus Chaos stammt und zu Chaos hinführt, und es gibt eine

Gewalt, deren Wesen es ist, Kosmos zu gestalten, und von dieser sagte er: „Sie bildet regelnd jegliche Gestalt — und selbst im großen ist es nicht Gewalt."

In solchem kosmosbildenden Sinne meine ich es, wenn ich Sie zu den auferbauenden, nicht zu den gewaltsamen Menschen gezählt wissen will.

Des Deutschen Organisationstalent ist unübertroffen, und seine wissenschaftliche Befähigung bleibt unerreicht: darauf habe ich meine Hoffnungen aufgebaut in meiner Schrift „Politische Ideale". Das Ideal der Politik wäre, keine zu haben. Aber diese Nicht-Politik müßte freimütig bekannt und mit Macht der Welt aufgedrungen werden. Nichts wird erreicht, solange das parlamentarische System herrscht; für dieses haben die Deutschen, weiß Gott, keinen Funken Talent! Sein Obwalten halte ich für das größte Unglück; es kann immer nur wieder und wieder in den Sumpf führen und alle Pläne für Gesundung und Hebung des Vaterlandes zu Fall bringen.

Aber, ich weiche ab von meinem Thema, denn ich wollte nur von Ihnen sprechen. Daß Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an Ihren Handgebärden. Ihr Auge ist gleichsam mit Händen begabt, es erfaßt den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblicke die Rede an einen Besonderen unter Ihren Zuhörern zu richten, — das bemerkte ich als durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, daß sie hierin mit Augen wetteifern. Solch ein Mann kann schon einem armen geplagten Geist Ruhe spenden!

Und nun gar, wenn er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist.

Mein Glauben an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt, jedoch hatte mein Hoffen — ich gestehe es — eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Daß Deutschland in der Stunde seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigsein; desgleichen die Wirkungen, die von ihm ausgehen; denn diese zwei Dinge — die Persönlichkeit und ihre Wirkung — gehören zusammen ...

Ich durfte billig einschlafen und hätte auch nicht nötig gehabt, wieder zu erwachen. Gottes Schutz sei bei Ihnen!

Houston Stewart Chamberlain.

ARTHUR SCHOPENHAUER, 1788–1860:

Der geniale Intellekt

Der eigentliche, simple Gelehrte sieht das Genie an ungefähr wie wir den Hasen, als welcher erst nach seinem Tode genießbar und der Zurichtung fähig wird; auf den man daher, so lange er lebt, bloß schießen muß.

Der geniale Intellekt sieht die Dinge selbst, und darin besteht seine Befähigung. Ein Genie ist ein Mensch, in dessen Kopfe die Welt als Vorstellung einen Grad mehr Helligkeit erlangt hat und deutlicher ausgeprägt dasteht; und da nicht die sorgfältige Beobachtung des Einzelnen, sondern nur die Intensität der Auffassung des Ganzen die wichtigste und tiefste Einsicht liefert, so hat die Menschheit von ihm die größte Belehrung zu erwarten. Er wird sie, wenn er zur Ausbildung gelangt, bald in dieser, bald in jener Form geben. Man kann demnach das Genie auch definieren als ein ausgezeichnet klares Bewußtsein von den Dingen und dadurch auch von ihrem Gegensatz, dem eigenen Selbst. Zu dem also Begabten sieht die Mensch-auf nach Aufschlüssen über die Dinge und ihr eigenes Wesen.

Durch das allerseltenste Zusammentreffen mehrerer höchst günstiger Umstände wird dann und wann ein Mensch geboren, mit einem das normale Maß merklich übersteigenden Intellekt, — dieser sekundären, also in bezug auf den Willen accidentellen Eigenschaft. Nun kann es lange dauern, ehe er erkannt und anerkannt wird; — da Esterem der Stumpfsinn, Letzterem der Neid entgegensteht: ist er es aber einmal, dann drängen sich die Menschen um ihn und seine Werke, in der Hoffnung, daß von dort aus irgend ein Licht in das Dunkel ihres Daseins dringen, ja, ein Aufschluß über dasselbe ihnen werden könne, — gewissermaßen eine von einem (und sei es noch so wenig) höheren Wesen ausgehende Offenbarung.

Um originelle, außerordentliche, vielleicht gar unsterbliche Gedanken zu haben, ist es hinreichend, sich der Welt und den Dingen auf einige Augenblicke so gänzlich zu entfremden, daß einem die allergewöhnlichsten Gegenstände und Vorgänge als völlig neu und unbekannt erscheinen, als wodurch eben ihr wahres Wesen sich aufschließt. Das hier Geforderte ist aber nicht etwa schwer, sondern es steht gar nicht in unserer Gewalt und ist eben das Walten des Genius.

Das Genie für sich allein kann so wenig originelle Gedanken haben, wie das Weib für sich allein Kinder gebären kann; der äußere Anlaß muß als Vater hinzukommen, das Genie zu befruchten, damit es gebäre.

Das Genie ist unter den andern Köpfen, was unter den Edelsteinen der Karfunkel: es strahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflektieren.

Was ein Mann von Genie vor den andern voraus hat, ist nicht auf die Tätigkeit seiner höchsten Kräfte beschränkt. Sondern, wie ein außerordentlich wohlgebauter, gelenker und behender Mensch alle seine Bewegungen mit ausnehmender Leichtigkeit, ja, mit Wohlbehagen vollzieht, indem er an der Tätigkeit, zu der er so besonders glücklich ausgestattet ist, unmittelbare Freude hat, dieselbe daher auch oft zwecklos ausübt; wie er ferner, nicht bloß als Seil- oder Solo-Tänzer, die Sprünge macht, die keinem anderen ausführbar sind, sondern auch in den leichteren Tanzschritten, welche andere ebenfalls machen, ja selbst im bloßen Gange, durchweg seine seltene Federkunst und Behendigkeit verrät; — so wird ein wahrhaft überlegener Geist nicht bloß Gedanken und Werke hervorbringen, die von keinem anderen je ausgehen könnten, und wird nicht in diesen allein seine Größe zeigen, sondern, indem das Erkennen und Denken selbst ihm eine natürliche und leichte Tätigkeit ist, wird er sich in derselben allezeit gefallen, wird daher selbst das Geringere, auch andern Erreichbare, doch leichter, schneller, richtiger als sie auffassen, wird daher an jeder erlangten Kenntnis, jedem gelösten Problem, jedem sinnreichen Gedanken, sei er nun eigen oder fremd, unmittelbare, lebhafte Freude haben; weshalb denn auch sein Geist, ohne weiteren Zweck, fortwährend tätig ist und ihm dadurch zu einer stets fließenden Quelle des Genusses wird, so daß die Langeweile, dieser beständige Hausteufel der Gewöhnlichen, sich ihm nicht nähern kann.

Zu andern Zeiten bin ich wieder erstaunt, wie beim allgemeinen Menschengeschlecht vielerlei nützliche und schöne Künste und Wissenschaften, wenn auch stets von den Einzelnen, den Ausnahmen ausgegangen, doch haben entstehen, Wurzel fassen, sich erhalten und vervollkommnen können, und wie dies Geschlecht mit Treue und Ausdauer die Werke großer Geister, den Homer, den Platon, den Horaz usw., zwei bis drei Jahrtausende hindurch, mittelst Abschreiben und Aufbewahren sich erhalten und vor dem Untergang geschützt hat, unter allen Plagen und Greueln seiner Geschichte; wodurch es bewiesen hat, daß es den Wert derselben erkannte; im gleichen über spezielle, einzelne Leistungen, mitunter auch über Züge von Geist oder Urteil, wie durch Inspiration, bei solchen,

die übrigens zum großen Haufen gehören, ja, bisweilen sogar bei diesem selbst, wann er, wie meistens, sobald nur sein Chorus groß und vollständig geworden, sehr richtig urteilt: wie der Zusammenklang auch ungeschulter Stimmen, wenn nur ihrer sehr viele sind, stets harmonisch ausfällt. Die hierüber Hinausgehenden, welche man als Genies bezeichnet, sind bloß die lucida intervalla des ganzen Menschengeschlechts. Sie leisten demnach, was den übrigen schlechthin versagt ist. Demgemäß ist denn auch ihre Originalität so groß, daß nicht nur ihre Verschiedenheit von den übrigen Menschen augenfällig wird, sondern selbst die Individualität eines jeden von ihnen so stark ausgeprägt ist, daß zwischen allen je dagewesenen Genies ein gänzlicher Unterschied des Charakters und Geistes besteht, vermöge dessen jedes derselben mit seinen Werken der Welt ein Geschenk dargebracht hat, welches sie außerdem von gar keinem andern in der gesamten Gattung jemals hätte erhalten können.

Vermöge des endlichen Maßes der menschlichen Kräfte überhaupt ist jeder große Geist dies nur unter der Bedingung, daß er, auch intellektuell, irgend eine entschieden schwache Seite habe, also eine Fähigkeit, in welcher er bisweilen sogar den mittelmäßigen Köpfen nachsteht. Es wird die sein, welche seiner hervorstechenden Fähigkeit hätte im Wege stehen können: doch wird es immer schwer halten, sie selbst beim gegebenen einzelnen mit einem Worte zu bezeichnen. Eher läßt es sich indirekt ausdrücken: z. B. Platons schwache Seite ist gerade die, worin des Aristoteles Stärke besteht und vice versa. Kants schwache Seite ist das, worin Goethe groß ist und vice versa.

Die Menschen verehren auch gern irgend etwas: nur hält ihre Verehrung meistens vor der unrechten Tür, woselbst sie stehen bleibt, bis die Nachwelt kommt, sie zurechtzuweisen. Nachdem dies geschehen ist, artet die Verehrung, welche der gebildete Haufe dem Genie zollt, gerade so wie die, welche die Gläubigen ihren Heiligen widmen, gar leicht in läppischen Reliquiendienst aus. Wie die Religion Tausender von Buddhaisten viel mehr in der Verehrung des Dalada (heiligen Zahns), oder sonstigen Dhatu (Reliquie), oder der heiligen Patra (Eßnapf), oder der versteinerten Fußstapfe, oder des heiligen Baumes, den Buddha gesäet hat, besteht, als in der gründlichen Kenntnis und treuen Ausübung seiner hohen Lehre, so werden Petrarkas Haus in Arque, Tassos angebliches Gefängnis in Ferrara, Shakespeares Haus in Stratford nebst seinem Stuhl darin, Goethes Haus in Weimar uebst Mobilien, Kants alter Hut, imgleichen die respektiven Autographen, von vielen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angegafft, welche die Werke der Männer nie gelesen haben.

Sie können nun eben weiter nichts, als gaffen. Bei den Intelligenteren liegt jedoch der Wunsch zu Grunde, die Gegenstände, welche ein großer Geist oft vor Augen hatte, zu sehen, wobei, durch eine seltsame Illusion, die Verwechslung obwaltet, daß sie mit dem Objekt auch das Subjekt zurückbrächten, oder daß von diesem Objekt etwas ankleben müßte. Ihnen verwandt sind die, welche eifrig bemüht sind, das Stoffliche der Dichterwerke, z. B. die Faustsage und ihre Literatur, sodann die realen persönlichen Verhältnisse und Begebenheiten im Leben des Dichters, die zu seinem Werke Anlaß geben, zu erforschen und gründlich kennen zu lernen: sie gleichen dem, der im Theater eine schöne Dekoration sieht und nun auf die Bühne eilt, die hölzernen Gerüste, von denen sie getragen wird, zu besichtigen. Beispiele genug geben uns jetzt die kritischen Forscher nach dem Faust und der Faustsage, nach der Friederike in Sesenheim, dem Gretchen in der Weißadlergasse und der Familie der Lotte Werthers usw. Sie belegen die Wahrheit, daß die Menschen nicht für die Form, d. h. die Behandlung und Darstellung, sich interessieren, sondern für den Stoff: sie sind stoffartig. Die aber, welche, statt die Gedanken eines Philosophen zu studieren, sich mit seiner Lebensgeschichte bekannt machen, gleichen denen, welche, statt mit dem Gemälde, sich mit dem Rahmen beschäftigen, den Geschmack seiner Schnitzerei und den Wert seiner Vergoldung überlegend.

So weit gut. Aber nun gibt es noch eine Klasse, deren Anteil ebenfalls auf das Materiale und Persönliche gerichtet ist, welche aber auf diesem Wege weiter geht und zwar bis zur gänzlichen Nichtswürdigkeit. Dafür nämlich, daß ein großer Geist ihnen die Schätze seines Innersten eröffnet und durch die äußerste Anstrengung seiner Kräfte Werke hervorgebracht hat, welche nicht ihnen, sondern auch ihren Nachkommen, bis in die zehnte, ja zwanzigste Generation zur Erhebung und Erleuchtung gereichen, dafür also, daß er der Menschheit ein Geschenk gemacht hat, dem kein anderes gleichkommt, dafür halten diese Buben sich berechtigt, seine moralische Person vor ihren Richterstuhl zu ziehen, um zu sehen, ob sie nicht dort irgend einen Makel an ihm entdecken können, zur Linderung der Pein, die sie in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl beim Anblick eines großen Geistes empfinden. Daher rühren z. B. die weitläufigsten, in unzähligen Büchern und Journalen geführten Untersuchungen des Lebens Goethes von der moralischen Seite, wie etwa, ob er nicht dieses oder jenes Mädel, mit dem er als Jüngling eine Liebelei gehabt, hätte heiraten sollen und müssen; ob er nicht habe sollen, statt bloß redlich dem Dienste seines Herrn obzuliegen, ein Mann des Volkes, ein deutscher Patriot, würdig eines

Sitzes in der Paulskirche, sein. Durch solchen schreienden Undank und hämische Verkleinerungssucht beweisen jene unberufenen Richter, daß sie moralisch eben solche Lumpen sind, wie intellektuell, — womit viel gesagt ist.

Das Talent arbeitet um Geld und Ruhm: hingegen ist die Triebfeder, welche das Genie zur Ausarbeitung seiner Werke bewegt, nicht so leicht anzugeben. Geld wird ihm selten dafür. Der Ruhm ist zu unsicher und, in der Nähe betrachtet, von zu geringem Wert.

Ebenfalls ist es nicht geradezu das eigene Ergötzen: denn dieses wird von der großen Anstrengung fast überwogen.

Vielmehr ist es ein Instinkt ganz eigener Art, vermöge dessen das geniale Individuum getrieben wird, sein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne sich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu sein. Im Ganzen genommen, geschieht es aus derselben Notwendigkeit, mit welcher der Baum seine Früchte trägt, und erfordert von außen nichts weiter, als einen Boden, auf dem das Individuum gedeihen kann. Näher betrachtet, ist es als ob in einem solchen Individuum der Wille zum Leben, als Geist der Menschengattung, sich bewußt würde, hier eine größere Klarheit des Intellekts durch einen seltenen Zufall auf eine kurze Spanne Zeit erlangt zu haben, und nun wenigstens die Resultate, oder Produkte, jenes klaren Schauens und Denkens, für die ganze Gattung, die ja auch dieses Individuum eigenstes Wesen ist, zu erwerben trachtete, damit das Licht, welches davon ausgeht, nochmals wohltätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menschenbewußtseins. Hieraus entsteht also jener Instinkt, welcher das Genie treibt, ohne Rücksicht auf Belohnung, Beifall oder Teilnahme, vielmehr mit Vernachlässigung der Sorge für sein persönliches Wohl, emsig und einsam, mit größter Anstrengung seine Werke zu vollenden, dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt, durch welche es nur irre geleitet werden würde, zu denken.

Sein Werk, als ein heiliges Depositum und die wahre Frucht seines Daseins zum Eigentum der Menschheit zu machen, es niederzulegen für eine besser urteilende Nachwelt, dies wird ihm dann zum Zweck, der allen anderen Zwecken vorgeht und für den er die Dornenkrone trägt, welche einst zum Lorbeerkranze ausschlagen soll. Auf die Vollendung und Sicherstellung seines Werkes konzentriert sein Streben sich eben so entschieden, wie des Insekts auf die Sicherstellung seiner Eier und Vorsorge für die Brut, deren Dasein es nie erlebt: es deponiert die Eier da, wo sie, wie es sicher weiß, einst Leben und Nahrung finden werden, und stirbt getrost.

JUNGES EUROPA

1943 HEFT 5

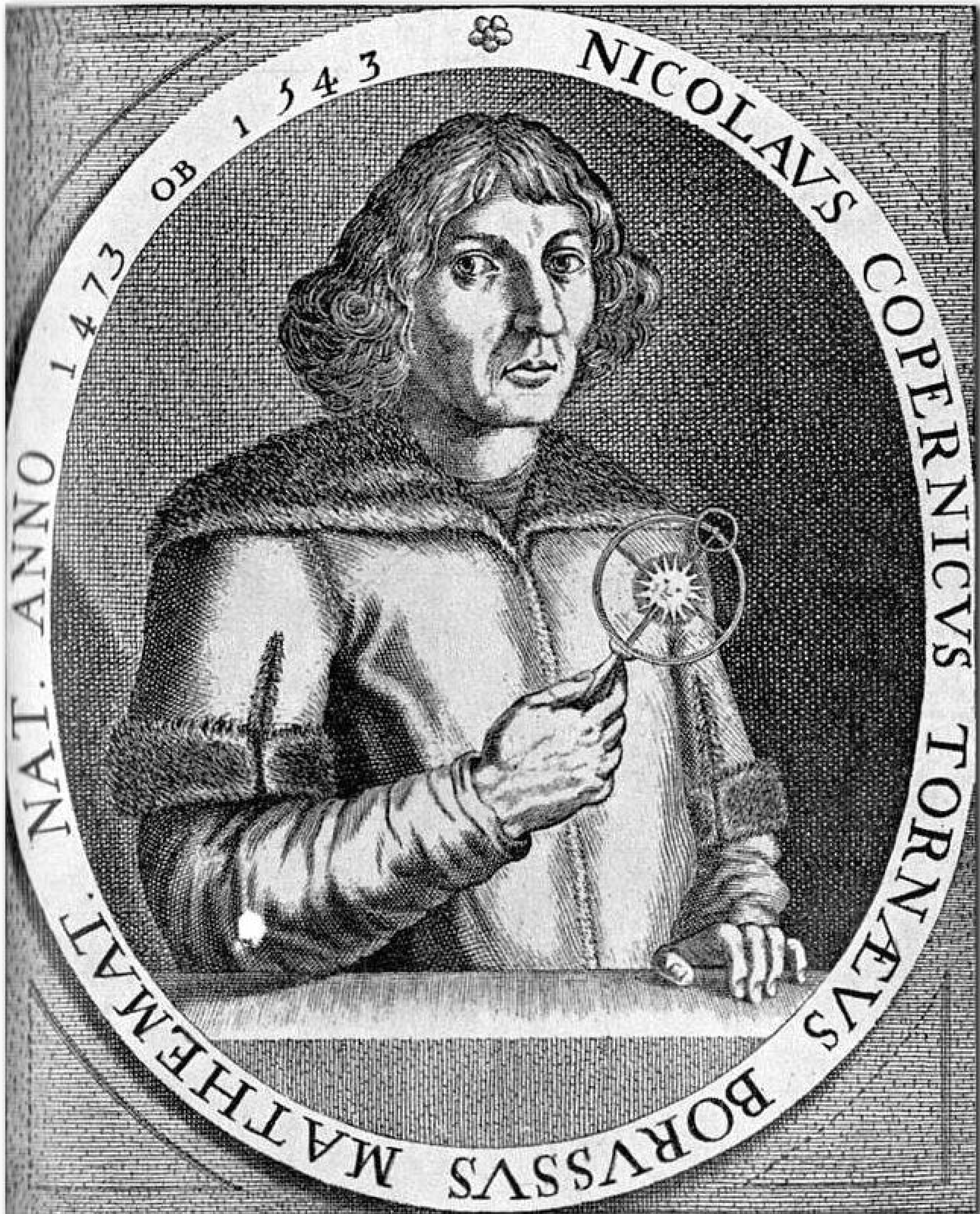
INHALT

DIE HIMMEL RÜHMEN
DES EWIGEN EHRE;
IHR SCHALL PFLANZT SEINEN
NAMEN FORT.
IHN RÜHMT DER ERDKREIS,
IHN PREISEN DIE MEERE;
VERNIMM, O MENSCH,
IHR GÖTTLICH WORT!

Ch. F. Gellert
1715–1769

NIKOLAUS KOPERNIKUS

Vor vier Jahrhunderten erschien das große Werk des deutschen Forschers:
„De Revolutionibus Orbium Coelestium"
zu Nürnberg 1543


NICOLAVS COPERNICVS TORNAEVS BORVSSVS MATHEMAT. NAT. ANNO 1473 OB 1543

DER GROSSE DANK

EUROPA HAT MIR SO VIEL WIE MEIN EIGENES LAND GEHOLFEN. ICH MÖCHTE MICH AUF DIE KNIE WERFEN, UM EUROPA DEMÜTIG ZU BITTEN, SICH NICHT IN BRUDERMÖRDERISCHER EIFERSUCHT ZU ZERFLEISCHEN, SONDERN STETS SEINER PFLICHT UND SEINES GEMEINSAMEN WERKES EINGEDENK ZU SEIN: DER KULTUR, DIE EUROPAS EINHEIT BEGRÜNDET.

Ernest Renan

Französischer Philosoph

1823–1892

FRANK BUDY, STUDENTENSCHAFT BERLIN, 1921 – 1941, GEFALLEN IN SOWJETRUSSLAND:

Letzter Brief an die Eltern

Meine lieben Eltern! 25. Juli 1941

Wenn Ihr diesen Brief empfangt, ist das Traurigste geschehen, was Euch zustoßen konnte. Ich bin nicht mehr. Mit meinen Worten aber will ich versuchen, Euren Schmerz zu lindern und Eure Trauer in Stolz und Freude zu wandeln.

Als ich Euch verließ, war ich jung, das Leben lag vor mir. Ein Völkerschicksal aber, das so vielen Tausenden galt, riß mich in die Ungewißheit hinein, aus der ich nicht mehr zu Euch zurückkehren sollte.

Meine lieben Eltern! Ich wollte in den Krieg gehen, um daran zu wachsen. Um ein großer Mensch zu werden, muß man dem schwersten Erlebnis ins Auge sehen können. An dem Schwersten wächst man, und ich hatte Sehnsucht zu wachsen. Denn Mensch sein heißt nicht, in einem Zustande verharren, sondern einem höheren Zustande entgegenwachsen. Jung sein heißt, groß und stark werden wollen, Schweres meistern. Je mehr der junge Mensch die Sehnsucht nach der Bewährung in sich trägt, um so mehr innere Kraft besitzt er. Diese Kraft brennt in ihm, ruft nach Entfaltung.

Meine lieben Eltern! Es ist Eure Kraft, die in mir ruft, überkommen durch den Strom des Lebens. Eure Kraft ist es, mit der ich nun dem Schicksal entgegentrete. Ihr übergebt sie langsam dem Alltag, Ihr verströmt sie in den Werken vieler Jahre. In mir bricht sie auf, reißt in dem kurzen Anlauf jungen Lebens große Dinge an sich, eint in kurzer Spannung, was sonst Jahre nicht enthalten.

Meine lieben Eltern! Mit Eurer Kraft muß ich meinem harten Schicksal entgegentreten. Doch es fällt mich nicht, wenn es mich auch auslöscht. Freudig packe ich es an, jubelnd, daß mir die letzte Bewährung vergönnt ist. Wir glauben an Gott als den Schöpfer des Lebens. Wir glauben an das Leben. Wir glauben stets. Darum heißt es, mit klaren Augen den Dingen entgegensehen, ruhend in sich selbst, getragen vom Strom des Lebens.

Es gibt Menschen, die sind berufen. In ihnen ist die innere Stimme wach, die sie führt, allen äußeren Gegebenheiten zum

Trotz. Sie stehen unter einem inneren Gesetz, das ihnen gebietet, schreit die Außenwelt auch tausendmal dagegen. Ihres Lebens Sinn heißt, dem Gebot zu folgen und den Auftrag zu erfüllen. Mich leitete diese Stimme, ich mußte ihr folgen, und sie führte mich in gerader Bahn zum Ziel, das ich nicht kannte, doch das ich ahnte als etwas Fernes, Vollkommenes, um das ich alles andere lassen mußte. Immer war die Sehnsucht in mir wach, Schweres zu vollbringen. Die Stimme gebot mir. Unter ihrem Befehl hatte ich ein unerhört schönes Leben, voller Tiefe und Erfüllung. Gewiß, Ihr ermaßt dieses mein Leben nicht ganz, denn nicht alles lag offen zu Tage. Tadelt mich nicht, bedenkt, daß ein Wachsender nicht Zeit hat, anderen zu geben. Die Früchte fallen, wenn sie reif sind. Bin ich dazu nicht gelangt, so war es mir nicht beschieden. So war es mein Schicksal, diese kurze reiche Spanne voll auszumessen. Hat dieses Leben seinen Abschluß gefunden, so bin ich bewahrt worden vor langen müden Jahren, wo das Leben leer ist. Ich habe den kleinen Alltag nie erlebt. Ich liebte die großen einfachen Dinge, die Erde und den Himmel. In mir trage ich das Bild reicher Tage, stiller Abende und hoher, klarer Nächte. In mir trage ich ein Stück vom Wesen Gottes. Wenn ich sterbe, so ist ein unermeßlich reiches Leben erfüllt, das seine Schönheiten und seine Güte mir voll geschenkt hat. Das Maß war voll, gesammelt mit köstlichem Leben. Ist Grund zum Trauern, daß es zerbrach? Warum sollte vieles Leere und Schwere folgen, wo jetzt alles noch rein und klar war? So ist mein Leben erfüllt, es war so schön und rein. Ich bin sehr glücklich, meinem Auftrag gefolgt zu sein. Deshalb wandelt Eure Trauer in Freude. Es ist nicht wesentlich, wie lange man gelebt hat, doch es ist wesentlich, wie man gelebt hat. Ich habe versucht, das Leben rein und hoch zu halten. In der kurzen Spanne meines Lebens ist es mir gelungen. Ich liebe das Leben, doch weil ich es so geliebt habe, habe ich es immer wieder versucht, habe seine schwersten Offenbarungen erfahren wollen.

Es ist Krieg! Leben und Tod sind hier sehr einfache Dinge, eng miteinander verschwistert. Hier lernt man es wieder erkennen, daß alle großen Dinge einfach sind. Man ist um eine weitere Erfahrung reicher. Ich gewann hier eine große innere Klarheit, die mich freudig allem entgegensehen ließ. Was ist der Tod? Er ist die Rückkehr in den Schoß des Lebendigen. Alle kehren wir dorthin zurück, um den Kreis des Lebens zu schließen. Tat ich es früher als Ihr, so weint nicht. Glaubt an die Kraft des Lebens, schaut über den Alltag hinweg, dann wird Euch die Segnung großen Geschickes klar werden. Denkt nicht stets an den Alltag, denkt an die großen einfachen Dinge. Was brauche ich sechzig Jahre

Alltag, wenn ich einen großen Sonntag erlebt habe? Aus dieser Sicht heraus wächst mir eine Haltung, mit der ich froh, stark und offen dem Schweren entgegentrete. Um diese Haltung geht es, Haltung in schwerster Stunde. Vollenden heißt der Sinn des Lebens. Wie wenige vollenden, sie schleppen nur müde ein kleines Dasein mit sich herum. Ein Werk vollenden, einen Tag vollbringen, das ist der Auftrag des Menschen. Ist es kein Werk, seine Person, sich selbst zu vollenden, indem man immer Größerem entgegenwächst? Der Sinn des Lebens erfüllt sich nicht in langen Jahren, wenige große Augenblicke tragen ihn. Alles andere ist eine große Vorfreude oder eine lange Erinnerung. In wenigen großen Stunden steht das Leben auf, sich zu offenbaren. In kurzen seltenen Stunden ermißt der Mensch die Tiefe.

Meine lieben Eltern! Wir stehen und kämpfen im Auftrag eines großen Volkes, damit es leben kann, damit seine Schätze, seine Menschen nicht zertreten werden. Wir stehen gegen Barbaren. Besiegen sie uns, so wäre dies der Untergang nicht nur Deutschlands, sondern der gesamten abendländischen Kultur, der Untergang des Geistes. Dem gebieten wir Halt. Wir kämpfen nicht, um andere zu töten oder zu berauben. Wir kämpfen um den Wert des Lebens, das wir zur Höhe geführt und das Barbaren wieder in den Schmutz treten wollen. Wir kämpfen nicht um unsere Existenz, sondern wir kämpfen um Werte. Der deutsche Geist, wie einst der hellenische, ist Ausdruck menschlichen Ideals. Er soll abgeschnürt werden. Dies dulden wir nicht! Und sollten wir dabei untergehen, so wird unser Geist auferstehen, wie auch der griechische noch lebt, obwohl seine Schöpfer nicht mehr auf der Erde sind. Wir haben einen großen Auftrag! Er macht uns stolz! Ist der Sinn des Lebens mehr, als einen großen Auftrag zu erfüllen? Nach uns werden welche sein, die weiterbauen; an diese glaube ich. Es werden wieder fruchtbare Äcker sein, ein großer, sonniger Wolkenhimmel und lachende Menschen, die ein reines Leben unter weitem Himmel führen. Sind wir nicht mehr, so war es wert, dafür zu sterben. Mir war es wert. Der Auftrag ist groß; darum seid stolz, daß Ihr einen Sohn habt, der freudig ging, ihn zu erfüllen. Stolz und Freude seien bei Euch und nicht Trauer und Wehmut. Wenigen ist es vergönnt, in großer Zeit ein großes Leben zu leben.

Euer Sohn war sehr glücklich, darum trauert nicht. Es war sein letzter großer Wunsch.

Ich grüße Euch   Euer Sohn

Frank.

PROFESSOR DR. F. A. SIX, PRÄSIDENT DES DEUTSCHEN AUSLANDSWISSENSCHAFTLICHEN INSTITUTES, BERLIN:

Der europäische Einigungskrieg

Ein Wort zum 22. Juni 1943

Clausewitz hat den Krieg als Mittel der Politik definiert und damit jenem größten Problem der Weltgeschichte das Ethos gegeben, das die räuberischen Kampfinstinkte der Nomaden von dem Selbstbehauptungswillen des Kulturvolkes scheidet. Das Lebensringen unseres Kontinents, in dem wir heute stehen, und an dem jeder von uns beteiligt ist, läßt uns die Frage nach dem politischen Sinn dieses Kampfes als eine Notwendigkeit und sittliche Pflicht stellen.

Der Lebensraum unserer Völker, unserer Kultur und unserer Geschichte heißt Europa. Dieses Europa ist nicht nur ein geographischer Begriff, sondern auch eine in Jahrhunderten gemeinsamer Selbstbehauptung, übergreifender schöpferischer Leistung und weltgeschichtlich erkämpften Einheitsbewußtsein gewachsene Schicksalsgemeinschaft. Trotz dieser natürlichen Verbundenheit zeigt die interne europäische Entwicklung seit Jahrhunderten eine Kette von Entzweiungskriegen und eine Folge von inneren Kontinentalkrisen, die unter dem Namen Binnen- oder Bürgerkriege des europäischen Kontinents zusammengefaßt werden können. Bei all diesen kontinuierlichen politischen Spannungen und kämpferischen Auseinandersetzungen ist glücklicherweise festzustellen, daß die kulturelle Leistungskraft Europas ungebrochen blieb und zu weltgeschichtlichen kulturellen und staatlichen Formbildungen vorwärtsstieß.

Der Ausbruch der großen europäischen Krisen stand in engem Zusammenhang mit dem Zerfall des mittelalterlichen Reiches und seiner europäischen Ordnungsmacht. Bis zum Untergang der mittelalterlichen Reichsidee, der um das Jahr 1200 einsetzte, war das Gefühl der abendländischen Einheit unbestritten und in vielen Abwehrkämpfen gegen Mächte, die von außen gegen Europa vorstießen, erprobt. Denn seit der Grundlegung Europas und des abendländischen Bewußtseins waren die Kontinentalkriege nicht nach innen, sondern nach außen geführt worden. Die großen Schlachten der europäischen Völker gegen die asiatischen Reitervölker, die Araber und Sarazenen wurden zu Denkmälern der Ge-

schichte der europäischen Einheit. Als jedoch die Reichsordnung zerfiel und die europäischen Staatensysteme entstanden, erhielten die europäischen Kriege nicht mehr eine Wendung nach außen, sondern nach innen. Aus Verteidigungskriegen des europäischen Kontinents wurden europäische Binnenkriege. Die gemeinsamen geistig-kulturellen Grundlagen vermochten somit die politische Einheit nicht zu erhalten, was von historisch entscheidender Bedeutung wurde. Die beginnende Entwicklung des europäischen Staatensystems und die mit der Erweiterung des Weltbildes einsetzende überseeische Expansion wurden nicht getragen von dem Willen eines in sich einigen Kontinents, sondern von dem Vormachtstreben der einzelnen Großmächte. Damit bestimmten die Vormachtskämpfe die Abschnitte der europäischen Geschichte, bildeten die großen Kriege die Zäsuren im historischen Verlauf und setzten die Schlachten die Höhe- und Wendepunkte der großen Entscheidungen.

Die europäische Geschichte ist daher seit dem 16. Jahrhundert bewegt durch die großen Konflikte der Mächte, die sich in der zeitlichen Folge erkennen lassen in den Dualismen Habsburg-Frankreich, Spanien-Frankreich, Österreich-Frankreich, England-Frankreich bis zur französischen Revolution, dann aber im 19. Jahrhundert in einer immer stärkeren Überschneidung zu gesamteuropäischen Konflikten anwachsen und in gewissem Sinne den Kampf aller gegen alle bedeuten.

Die letzte und schicksalsschwerste Dekomposition der europäischen Verhältnisse geschah in Versailles. Der Friedensvertrag enthielt den Keim zu schwersten innereuropäischen Konflikten; darüber hinaus waren in jahrhundertelangem Ringen erworbene Machtpositionen der europäischen Mächte zum Einsturz gebracht und das Ansehen der europäischen Völker und ihre führende Stellung erschüttert. Mit der Institution in Genf erhielten raumfremde Mächte und Staaten bestimmenden Einfluß auf europäische Schicksals- und Lebensfragen. Die politische und geistige Selbständigkeit Europas war bedroht, Europa stand in seiner schwersten inneren Krise und wurde an den Rand einer kontinentalen und weltpolitischen Katastrophe gebracht.

Das Chaos von Versailles führte unmittelbar zum zweiten Weltkrieg, in dem wir jetzt stehen. Seine bisherige Entwicklung läßt bereits den Schluß zu: Der europäische Krieg der Gegenwart ist — einem Worte des Führers des Großdeutschen Reiches folgend — der letzte der europäischen Binnen- und Bürgerkriege. Ihm ist die Aufgabe des europäischen Einigungskrieges zugefallen. Nachdem der Führer und der Duce erst vor den Folgen eines neuen europäischen Krieges gewarnt hatten, ist nach der Unabwendbar-

keit der Katastrophe der Krieg unter völliger Schonung der Kulturgebiete im Westen, Norden und Südwesten von der Achse in humanster Weise geführt worden. Die eingesetzten Kriegs- und Zivilverwaltungen sehen ihre Aufgabe ausschließlich in der Befreiung der Völker, der Entgiftung der öffentlichen Meinung und der wirtschaftlichen Einordnung in einen gesamteuropäischen Wirtschaftsraum. Das stärkste Element der europäischen Zusammenarbeit ist erwacht: Das Bewußtsein einer alle Völker umspannenden abendländisch-europäischen Kultureinheit.

Der Markstein der neuen Gesinnung einer europäischen Einigung aber wurde der 22. Juni 1941: Die Kriegserklärung der Sowjetunion an Europa. Schon immer in der europäischen Geschichte war das halb europäische, halb asiatische Rußland mit seinem Expansionswillen nach Westen eine Bedrohung der europäischen Staaten- und Kulturwelt. Da sich im Bolschewismus alle Züge der russischen Massenballung, eines ideologischen Fanatismus und einer bedrohlichen Agression zur Gewalt- und Expansionspolitik ausprägten, wuchs schon vor dem Jahre 1939 der Abwehr- und Gemeinschaftswille. Die Achse übernahm im Abwehrkampf gegen diese Bedrohung des Kontinents mit dem 22. Juni nicht nur die geistige und politische, sondern auch die militärische Führung. „Die Aufgabe der Front vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer ist nicht mehr der Schutz der einzelnen Länder, sondern die Sicherung Europas und damit die Rettung aller." Mit diesen Worten verkündete der Führer die europäische Mission des Kampfes.

Der Abwehrkampf gegen den Bolschewismus beendet das Zeitalter der europäischen Bürgerkiege, der Verteidigungskrieg gegen den östlichen Machtstaat ist die letzte Phase des europäischen Einigungskrieges. Die ehemals feindlichen Völker finden sich im gemeinsamen Kampf, sie wollen teilhaben an der Ehre des Waffengangs und kämpfen für die Rückgewinnung des östlichen Teils Europas.

Der große gemeinsame Kampf des Kontinents aber schafft eine neue kämpferische Gemeinschaft Europas. In den Legionen verbindet sich der Wille der Völker und Nationen im Kampf um eine bessere Zukunft und die Einheit Europas. Was aber kann eine Idee mehr heiligen und eine Gemeinschaft mehr beschwören als das um sie vergossene Blut?

In diesem Sinne sprach der Führer das Wort:

„Es kann daher auch nur eine einzige Lösung geben, nämlich: diesen Kampf so lange zu führen, bis die Sicherheit eines dauernden Friedens gegeben ist, das heißt bis zur Vernichtung der Feinde dieses Friedens."

PROFESSOR DR. ROLF NEVANLINNA,
REKTOR DER UNIVERSITÄT HELSINKI:

Minerva im Panzer

Die durch den totalen Krieg bedingten Störungen machen sich auch im Leben der Hochschulen unseres Landes stark bemerkbar. Die Arbeit der Universität war bereits vor dem 30. November 1939, d. h. ehe der Angriff der Bolschewisten auf Finnland erfolgte, eingestellt worden. Zwar hatte die Tätigkeit unserer Hochschulen trotz des Ausbruchs des Großmächtekrieges wie gewöhnlich im September begonnen. An der Universität in Helsinki ließen sich mehr Studenten denn je einschreiben, nämlich etwa 6600, darunter etwa 2000 weibliche Studierende. Aber bald stellte es sich heraus, daß auch in unserem abseits gelegenen Lande die Semesterarbeit nicht ungestört fortgesetzt werden konnte. Im Oktober 1939 mußte sich Finnland wegen der von Moskau gestellten Forderungen wehrbereit machen. Zu außerordentlichen Reserveübungen wurden sämtliche männlichen Studenten einberufen und auch der größte Teil der weiblichen Studierenden, die sich jetzt für Arbeiten der Landesverteidigung, vor allem für die Lottaarbeit, zur Verfügung stellten.

Der Winterkrieg forderte von unserem Volke die äußerste Anspannung aller Kräfte, und unter den damaligen Verhältnissen konnte eine Fortsetzung der Universitätsarbeit überhaupt nicht in Frage kommen. Als aber am 13. März 1940 der Friede zustande kam, konnte die Universität sofort ihre Pforten öffnen. Das Semester wurde zwar kurz, und viele Studenten verblieben weiterhin im Waffendienst; aber trotz des verkürzten Frühjahrssemesters konnte man gute Resultate erzielen.

Im Herbst 1940 konnte dann die Universität ihre Arbeit fast in vollem Umfang wie früher wieder aufnehmen. Das Semester begann mit der 300-Jahrfeier der Universität. Infolge der Ausnahmeverhältnisse konnte dieses Ereignis freilich nicht den geplanten festlichen Rahmen erhalten. Trotzdem wurde die Feier zu einem unvergeßlichen Fest. Die bitteren Erfahrungen des Winterkrieges waren noch lebendig, und die Ungewißheit über die Zukunft, auf die die anhaltende bolschewistische Gefahr ihre Schatten warf, war geeignet, die Bedeutung der akademischen Arbeit zu unterstreichen. Die Universität hat ja an unserem Lande durch drei Jahrhunderte grundlegende Arbeit geleistet, und zwar nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern ihre Tätigkeit wirkte sich auf

die gesamte Kultur und die geistige Selbständigkeit und Stärkung des Landes aus. Die Universität ist allezeit eine der wichtigsten Kraftquellen des Landes gewesen, und viele Impulse zur Führung und Erweckung unseres Volkes sind von ihr ausgegangen. Der stolzeste Augenblick der 300-Jahrfeier war daher der, als der Oberbefehlshaber der finnischen Armee der Universität in Anerkennung der Verdienste, die sich die akademische Jugend und die Universität alle Zeit hindurch für die Freiheit des Vaterlandes erworben habe, ihr das Freiheitskreuz überreichte.

Mit guten Vorsätzen und ernsten Sinnes trat dann die Universität im Herbst 1940 das 4. Jahrhundert ihrer Tätigkeit an. Die Arbeit des Studienjahres war ein schöner Beweis für die unerschütterliche Lebenskraft unseres Volkes. Besonders ermunternd war die Feststellung, wie tapfer und frisch die Studenten — besonders die aus Viipuri und Karelien, die im Winterkriege dem Feinde ihre Heimat überlassen mußten — unter sehr schwierigen äußeren Verhältnissen begannen, sich eine neue Zukunft zu bauen. Ihre volle Kraft konnte die Universitätsarbeit im Studienjahr 1940-1941 jedoch nicht entfalten. Ein größerer Teil junger Studenten als sonst war im Herbst im Heeresdienst geblieben. Die Folgen der Anstrengungen des Winterkrieges hemmten in vielen Fällen den erfolgreichen Fortgang der Studien. Aber vor allem störte die Unruhe der Zeit die Universitätsarbeit wie auch sonst das regelmäßige Leben in unserem Lande. Da unser Erbfeind seine Erpressungen weiter fortsetzte, war es schließlich jedem klar, daß wir nur in einem Zwischenfrieden lebten.

Dieser Zwischenfriede wurde kürzer, als man gedacht hatte, und als im Juni 1941 unser neuer Freiheitskampf ausbrach, eilten auch die akademische Jugend und die Lehrerschaft an ihre Plätze und erfüllte die verschiedensten Aufgaben im Dienst der Landesverteidigung. Als mit dem Herbst 1941 der Zeitpunkt der herkömmlichen Wiederaufnahme der Universitätsarbeit näherrückte, mußte man feststellen, daß eine Möglichkeit dazu nicht bestand. Neue Studenten konnten sich an der Universität nicht einschreiben lassen. Die Studien lagen — abgesehen von einigen Examina und Doktordissertationen, die mit besonderer Genehmigung des Kanzlers stattfanden — das ganze Herbstsemester über darnieder.

Als gegen Ende 1941 klar wurde, daß unser Kampf auch über den Winter dauern würde, zog man von seiten der Universität in Erwägung, ob nicht wenigstens die Möglichkeit einer teilweisen Wiederaufnahme der Arbeiten bestünde. So plante man den Wiederbeginn der Arbeit im Frühjahrssemester 1942 in der Weise, daß den älteren, kurz vor dem Abschluß ihrer Studien stehenden Semestern die Möglichkeit des Studiums gegeben würde. Die Ver-

handlungen mit den Behörden ergaben jedoch keine Aussicht einer Verwirklichung dieses Gedankens, und daher mußte die Universität auch im Frühjahr 1942 ihre Pforten geschlossen halten. Eigentlicher Unterricht wurde nur in der medizinischen Fakultät erteilt, wo man mit Hilfe der Militärbehörden einige Kurse für künftige Ärzte und Zahnärzte veranstaltete. Außerdem fanden in den verschiedenen Fakultäten Ende des Semesters eine Anzahl Examina statt. Die Zahl der während des Studienjahres 1941-1942 fertiggestellten Dissertationen betrug 21, etwa die Hälfte der normalen Friedenszahl, ein Beweis, daß die Wirkungen des Krieges das wissenschaftliche Interesse und Streben der jungen Forschergeneration nicht haben lähmen können.

*

Die Universitätsleitung entfaltete im Kriegsjahr 1941-1942 eine sehr rege Tätigkeit. Während dieser Zeit setzte man teilweise alle Kraft daran, den Unterricht zu erweitern — indem man eine sozialwissenschaftliche Fakultät plante, die auch heute noch keinen festen Rahmen erhalten hat — teilweise ihn zu erneuern — wodurch man hoffte, eine größere Konzentration und Intensität der Arbeit als früher zu erreichen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, seien hier nur die Erneuerung der wichtigsten Examina der Universität, des cand. phil. und des phil. lic. Examens, genannt. Außerdem ergriff man vorbereitende Maßnahmen zur Unterstützung der aus dem Kriege heimkehrenden Studenten. Man beschloß provisorisch, den Unterricht in allen Fakultäten zu verkürzen, und trat an den Staat mit der Bitte heran, Mittel zur wirtschaftlichen Unterstützung der aus dem Wehrdienst zurückkehrenden Studenten bereitzustellen. Der Reichstag hat auch im Budget des laufenden Jahres auf Vorschlag der Regierung eine Summe von 4½ Millionen Mark für diesen Zweck angesetzt.

Das Hauptaugenmerk der Universität richtete sich jedoch stets auf die Frage, in welchem Umfange die Arbeit der Universität bei einer weiteren Fortdauer des Krieges aufrechterhalten werden könne. Man neigte zu der Ansicht, daß es, da jedenfalls ein großer Teil wenigstens der männlichen Studenten durch den Wehrdienst am Studium verhindert bleiben würde, recht und billig wäre, die Universität weiterhin geschlossen zu halten. Aber mit der Zeit hatte der entgegengesetzte Standpunkt immer mehr Boden gewonnen und sich die Auffassung durchgesetzt, daß eine fast gänzliche, lange anhaltende Unterbrechung der Studien ohne starke und später schwer zu behebende Schäden sowohl für die Gemeinschaft als auch für die Studierenden nicht aufrecht zu erhalten sei. Diesen Standpunkt erkannte auch der Staat an, und man beschloß, zugleich mit den

höheren Schulen des Landes auch die Hochschulen am 12. Oktober 1942 wieder zu öffnen. Jetzt ergab sich für die Studenten die Möglichkeit, die verschiedenen Examina abzulegen, und zur gleichen Zeit begann die Universität auch mit ihren Vorlesungen in fast gewohntem Umfange.

Die seither vergangenen Arbeitsmonate haben gezeigt, daß dieser Entschluß richtig war. Zwar beansprucht die Landesverteidigung weiterhin den Hauptteil der Jugend, denn ein Studienurlaub ist nur in sehr beschränktem Maße gewährt worden. In gewissem Umfang hat man derartige Studienurlaube jedoch den älteren Studenten erteilen können, und die an der Front weilenden Studenten haben oft ihren sehr kurzen Urlaub dazu benutzt, ein Examen zu machen, zu dem sie sich an der Front haben vorbereiten können.

Auch erkennt man unter den heute Studierenden die Richtigkeit des Erlasses an, erforderlichenfalls und zu gegebener Zeit seinen Platz in den Laboratorien oder sonstigen praktischen Übungen den aus dem Felde zurückkehrenden Studenten zur Verfügung zu stellen. Die Wiederaufnahme der Tätigkeit der Universität bedeutet somit auch für die Studenten, die noch keinen Studienurlaub erhalten haben, einen mittelbaren Vorteil. Die, wenn auch eingeschränkte Weiterführung des Unterrichts wird den Andrang verringern, der später in den Sälen der Universität eintreten kann, wenn die Studien unter normalen Verhältnissen wieder beginnen.

Ein schwerverwundeter norwegischer Student, KNUT MATHIESEN, der als freiwilliger Soldat an der Ostfront stand, schreibt dem „Jungen Europa“:

Bad Nauheim, den 28. April 1943

Liebe Kameraden!

Die Schmerzen, die meine Wunden Tag und Nacht mir erzeugten, wurden mir leicht zu ertragen, da so viele Liebe und sorgfältige Pflege mir über die schweren Stunden hinweghalfen. Und das Bewußtsein, für die wahrhaft gerechte Sache mein Leben eingesetzt zu haben, machte mich stolz! In dem Kampf, den wir führen, entscheidet sich das Schicksal Europas. In schlaflosen Nächten erschien es wie im Traum in vollendeter Gestalt vor meinen Augen: einig, fruchtbar und unüberwindlich! Wenn ich auch die Waffe vielleicht nicht mehr führen kann, so werde ich doch, nachdem ich mein Studium beendet habe, an der geistigen Front meine Pflicht erfüllen!

DR. WERNER MEYER, SCHAFFHAUSEN:

Europa nach dem Krieg

Auf die künftige Neuordnung Europas kam in einer Radio-Rede der englische Premier kürzlich zu sprechen. Diese wird sich nach der Meinung Churchills von dem bisherigen Zustand hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß das System der unabhängigen Mittel- und Kleinstaaten aufhören wird zu bestehen. Diese sollen vielmehr zu größeren Gruppen zusammengefaßt werden, ähnlich wie in einer Armee mehrere Bataillone Brigaden und Armeegruppen bilden.

Noch deutlicher kommt die völlige Abkehr von der traditionellen britischen Politik in einem *Artikel der „Times"* vom 23. März zum Ausdruck, den man wohl ohne weiteres als offiziösen Kommentar zur vorangegangenen Rede Churchills betrachten kann. Die „Times" bezeichnet das europäische Gleichgewicht und namentlich die Neutralität einzelner Staaten als durchaus überholte Erscheinungen, die höchstens noch für die iberischen Länder und die Schweiz Gültigkeit haben könnten. Die Kleinstaaten hätten sich vielmehr gruppenweise unter den Schutz einzelner Großmächte zu stellen, wobei für die osteuropäische Gruppe die Sowjetunion als künftige Protektorin sehr in die Augen springend beim Namen genannt wird.

So sehr die britische Politik sich von ihren eigenen Prinzipien abkehrt, so sehr nähert sie sich damit einzelnen Grundsätzen, wie sie von den Mächten des Dreierpaktes verfochten werden. Denn der Leitgedanke der Politik Deutschlands, Italiens und Japans liegt ja in einer bewußten Abkehr sowohl von jedem Partikularismus wie in der Ablehnung aller weltumspannenden Organisationen und in der Planung regionaler Verbände.

Trotzdem aber besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem von Churchill verkündeten Plan und den Absichten der Achse. Nach den Worten des britischen Premiers soll zwar ein europäischer Rat gebildet werden, doch wäre dieser Rat keine unabhängige Einrichtung, sondern er würde für immer unter der Oberhoheit der siegreichen Weltmächte stehen.

Wörtlich erklärte Churchill:

„All dies wird sich, wie ich glaube, durchaus mit den obersten Interessen Großbritanniens, der USA und der Sowjetunion vereinbaren lassen. Dieses Ziel kann ohne ihre völlige Zustimmung

und konzentrierte Mitarbeit nicht erreicht werden. Nur auf diese Weise wird der Ruhm Europas wieder auferstehen."

Noch deutlicher äußerten sich in dieser Frage die „Times":

„... in der Zwischenzeit müssen auch die Hauptverbündeten Rußlands ihren Beitrag leisten, indem sie auch die geschichtlich verwurzelte Besorgnis zerstreuen, daß sie nicht willens seien, bei der künftigen Regelung Rußland die Rechte der vollen und gleichen Partnerschaft zuzugestehen und die gleiche Stimme in Fragen, die die Sicherheit Rußlands berühren. Ausschlaggebend ist die Überzeugung, daß Europa, und nicht nur Europa allein, zugrunde gehen muß, falls der Dreiklang zwischen den Vereinigten Staaten, Rußland und Großbritannien nicht vollständig erhalten bleibt. Dies bedeutet nicht die Forderung, daß nach dem Kriege die amerikanische Militärmacht aus Europa entfernt werden soll. Im Gegenteil, Großbritannien erhofft nichts ernstlicher als die dauernde Teilnahme der Vereinigten Staaten an den strategischen Verpflichtungen und militärischen Einrichtungen diesseits des Atlantik und auf dem europäischen Kontinent."

Diese Auffassung von der Gestaltung der Zukunft ist vom britischen Gesichtspunkt aus verständlich, denn nirgends erlebte man ja drastischer als in London den fortschreitenden Zusammenbruch des alten europäischen Systems. Ein Staat nach dem anderen wurde von der Achse überrannt: Polen, Norwegen, die Niederlande, Belgien, Frankreich, zuletzt Jugoslavien und Griechenland. Nach 1940 mußte England seine ganze Hoffnung auf die außereuropäischen Großmächte, vor allem auf die USA und die Sowjetunion setzen. Die Achse kann nur von diesen Mächten bekämpft werden; darum aber kann man im Lager der Alliierten auch gar keine andere Nachkriegsordnung sich denken als eine solche, die Europa der dauernden Kontrolle der siegreichen Weltmächte unterstellen würde. Würde man Europa sich selbst überlassen, so würde sich das Potential der deutschen militärischen und beruflichen Tüchtigkeit und Organisationskunst schon in kurzer Zeit durchsetzen, wie das ja selbst nach 1918 geschehen ist. Europa würde sehr bald wieder seinem inneren Schwerpunkt folgen. Darum kann eine britische Politik nur den Richtlinien folgen, wie sie Churchill aufgezeichnet hat; es sei denn, England würde sich selbst einer europäischen Einigungsbewegung anschließen.

Anders liegen die Dinge auf seiten der Achse. Hier ist machtpolitisch das Werk der europäischen Zusammenfassung bereits vollbracht. Es muß nur noch geistig untermauert, organi-

satorisch ausgebaut und nach außen verteidigt werden. Würde Europa von der übrigen Welt isoliert, so wäre der Sieg der Achse bereits gegeben.

Neuartig und irgendwie frappant an den britischen Erklärungen ist eigentlich nur, daß selbst Frankreich von jeder führenden Rolle in einem künftigen Europa ausgeschlossen sein soll, und zwar das Frankreich Girauds und de Gaulles so sehr wie dasjenige Pétains.

*

Nach den Ausführungen Winston Churchills und der „Times" soll das „Neue Europa" in der Hauptsache von außereuropäischen Mächten aufgebaut und für alle Zeiten von ihnen kontrolliert werden. Die Lage unseres Kontinents wäre damit eine ähnliche wie die der Schweiz nach 1798 oder noch mehr nach 1815.

Damals wurde die Eidgenossenschaft auf dem Wiener Kongreß neu geformt und ihr Schicksal von den Großmächten bestimmt. Jetzt soll Europa auf einem Kongreß der Weltmächte organisiert und auf den Dreiklang Großbritannien-USA-Sowjetunion eingeübt werden. Doch wird damals der Wiener Walzer sicher melodischer geklungen haben als die angekündigte Symphonie von God save the king, Yankee doodle und Internationale.

Wenn man, wie es ja so gerne geschieht, schweizerische Prinzipien auf Europa übertragen will, dann darf man sich nicht an die Vorgänge von 1798 anlehnen und nicht an die von 1815, sondern lediglich an das Jahr 1848.

Die Schweiz konnte nicht durch außerschweizerische Mächte geschaffen werden, sondern nur durch sich selbst. In gleicher Weise kann auch eine neue europäische Organisation nicht von außen her dem Kontinent auferlegt werden, sondern sie kann nur aus ihm selbst heraus entstehen und emporwachsen.

Der rumänische Student MIHAI POPESCU, der heute als Soldat am Kuban kämpft, schreibt dem „Jungen Europa":

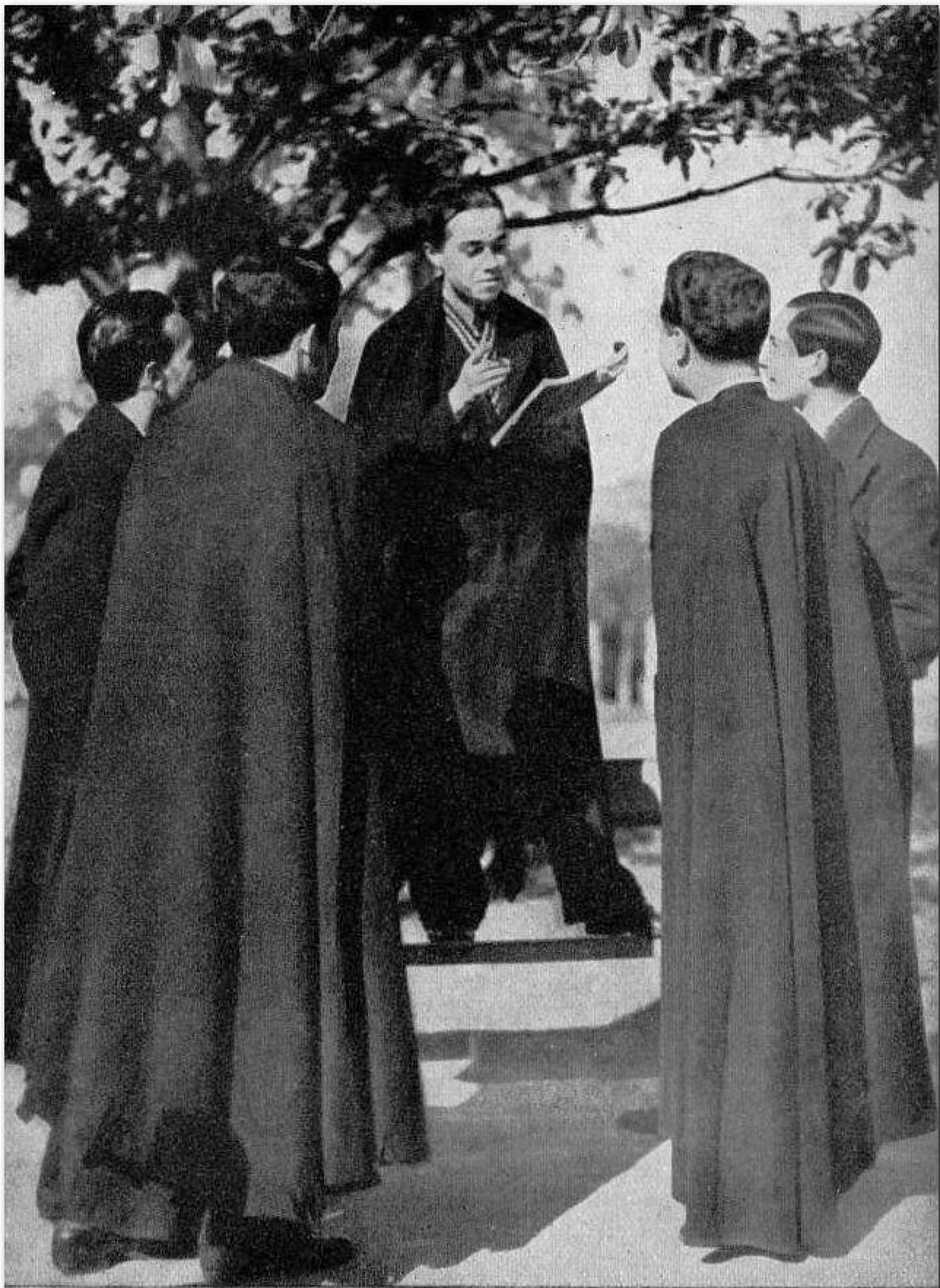
Im Osten, 17. Mai 1943

„Wie viel schwere Opfer und Lasten haben die Kameraden ohne Murren auf sich genommen! Die großen Aufgaben, die uns gestellt sind, können nur gemeistert werden im Gedanken daran, daß wir unmittelbar und aktiv an dem Aufbau des neuen Europas mitarbeiten."

VOLL VERTRAUEN



DEUTSCHE MEDIZINSTUDENTIN AUS KÖLN *Frühjahr 1943*



PORTUGIESISCHE STUDENTEN *Universität Coimbra*

STUD. MED. ***MARIO NAVARRO,*** *BARCELONA,*
ZURZEIT IN DER SPANISCHEN FREIWILLIGEN-DIVISION:

Der Sonne entgegen!

Der Schnee

Der Tag begann grau und kalt; feine Schneeflocken fielen rasch zur Erde und bedeckten sie mit einem weißen Mantel, der sogleich fest wurde. Der spielerische Wind wirbelte die kleinen Flocken launisch durcheinander, aber er hielt sie nicht auf, und die Felder ringsum verloren ihr schönes Grün und verwandelten sich in eine eintönige Landschaft, in der alle Farbe ausgelöscht war.

Das Kind öffnete die Augen unter den Liebkosungen der glücklichen jungen Mutter, die es unter Küssen, die dem Knaben ein fröhliches Lachen entlockten, rasch ankleidete. Nachher, immer in ihren Schoß geschmiegt, brachte sie ihn zum Fenster, von wo man wunderbar die weite, weiße Schneefläche sehen konnte; und das Kind lachte, lachte jubelnd auf bei diesem Schauspiel, das sich seinen unwissenden Augen darbot, und schaute, ohne müde zu werden, auf die weiße Fläche. Seine ungeschickten Händchen versuchten, den Schnee zu erhaschen, der auf dem Fensterbrett lag; als es ihn aber berührte, erfuhr das Kind zum ersten Male das Gefühl der Kälte. Ohne zu wissen warum, begann es zu weinen und ließ das kalte Ding fallen. Es klammerte sich noch enger an die Mutter, die es mit liebem mütterlichen Lächeln küßte und das kalte Händchen trocknete.

Eine lange Zeit ist seitdem vergangen. Aus dem Kinde mit den unwissenden Augen ist ein starker Bursch geworden, der sich seiner Handlungen wohl bewußt ist; statt der Kinderjäckchen trägt er nun das dunkelgraue Kleid des deutschen Soldaten, und seine ungeschickten Hände sind heute zwei gewaltige Pranken, die kraftvoll das Gewehr umfassen, mit dem er seine Stellung verteidigt.

Auch heute ist der Schnee in unendlich vielen Flocken zur Erde gewirbelt und hat sie in blendendes Weiß gehüllt. Die gleichen Augen betrachten diese neue Schneelandschaft, in der es keine Farbe mehr gibt. Erst heute, nach dreiundzwanzig Jahren eines Lebens ohne Hindernisse und Widerwärtigkeiten, stimmt ihn der Schnee traurig; heute steigt jenes Bild seiner Kindheit vor ihm auf,

und heute, da er den Schmerz fühlt, den der Anblick der Steppe, die in ein Schweißtuch verwandelt ist, verursacht, versteht er vielleicht das „Warum“ des plötzlichen Weinens, als er als kleiner Bub versuchte, den Schnee mit seinen Händen zu fassen.

Der grausame Wind geißelt sein erstarrtes Gesicht. Der Schnee fällt und fällt, schweigend, stetig, und er scheint die Gedanken des tapferen, starken Burschen mit seinem kalten Lächeln zu besiegen.

Blut im Wolchow

An jenem klaren und heiteren Morgen schien die Sonne wie immer, und ihre goldenen Strahlen ließen die silbrigen Wasser des Wolchow leuchten; aber die Königin der Gestirne konnte ihr schimmerndes Spiegelbild in seinem Wasser nicht finden wie sonst, denn dunkle Flecken schwammen darauf, die von tragischen und schmerzvollen Geschehnissen zeugten.

Blut war es, in heldenhaftem Opfer dem Vaterlande dargebracht von Männern der „Spanischen Freiwilligen-Division“, von vollkommenen Seelen, von edlen Herzen, die sich einem heiligen Ideal verschrieben hatten. Die Erinnerung an die Tapferkeit jedes einzelnen und an die wunderbare Haltung, mit der sie ihren letzten Dienst im Angesicht des Todes erfüllten, wird in uns weiter leben.

Ohne ihre Tat wichtig zu nehmen, hatten sie in der vergangenen Nacht schwimmend den Wolchow überquert, um in die Höhle der Bestie einzudringen und ihre Pläne zu vereiteln. Sie wußten, daß die Rückkehr unmöglich sein würde, daß sie die ganze Horde hinter sich haben würden, die sich auf sie stürzen und feige an der Tapferkeit der Kameraden rächen würde, die mit einem Lächeln auf den Lippen in den sicheren Tod gingen.

Das bleiche Mondlicht begann das eintönige russische Land zu erhellen, als sie mit erstaunlicher Sicherheit ihre Ziele erreichten. Sie zerstörten alle Hindernisse, die einem kommenden Angriff der unseren im Wege gewesen wären. Sie bemächtigten sich noch zweier Maschinengewehre und begannen dann, sich zurückzuziehen, um unsere Stellungen wieder zu erreichen. Sie nutzten die Überraschung und Verwirrung des Feindes aus, aber als schon das Ufer des Flusses erreicht war, wurden sie von der Sowjet-Meute eingeholt, die sich auf einen der Übergänge stürzte. Damit war die Rückkehr unmöglich geworden, und sie beschlossen, ihr Leben zu verteidigen. Sie benutzten einige Granattrichter zur Verteidigung und begannen methodisch, die wenige Munition, die sie besaßen zu verschießen.

Ihr zäher Widerstand gegen mehr als ein feindliches Bataillon erlaubte es dem Gros unserer Truppen, den Fluß zu überschreiten und der Stelle zuzueilen, wo die Bolschewisten wild angriffen. Das Weiterkommen wurde diesen durch die Überlegenheit der 18 Männer schwer gemacht, deren Kräfte sich in dem Willen ihre Stellung zu verteidigen, verdoppelten und denen es so gelang, das Stückchen bloßer Erde gegen die Verfolgung von mehr als Tausend rasender Wilder zu halten. Zwei lange bange Stunden kämpften so die Tapferen im gleichen Geist, der die Heldentaten unseres vergangenen Feldzuges getragen hatte. Durch die Schwierigkeiten des Geländes verzögerte sich das Eintreffen der Verstärkung. Als sie endlich kam und nach einem kurzen Kampf, der den Feind in die Flucht schlug, zu den Angegriffenen vordrang, fand sie nur noch 18 Leichen, mit Bajonetten an die Erde gespießt, die Schädel von Kolbenhieben zertrümmert, während die Hände noch in der Starre des Todes das Gewehr umklammert hielten, mit dem sie in so wunderbarem Mut ihre Stellungen verteidigt hatten.

Vor ihnen lagen in wirren Haufen, halbverdeckt von Wasser die zahlreichen Gefallenen, mit denen der Feind seinen grausigen Mord an diesen heldenmütigen Kameraden bezahlen mußte.

Immer, wenn die Trompete das Signal zum Gebet gibt, ruft sie die Erinnerung wach an die 18 Körper unter dem Fahnentuch, und während das Gebet von unseren Lippen aufsteigt, ist in unseren Herzen der feste Entschluß, ihnen nachzueifern. Vom Sternenhimmel schauen sie in ewiger Wacht herunter auf die Erde, die sie mit ihrem Blut tränkten.

Die Tage verstreichen schnell, und der unbeständige Wolchow fließt schnell und rauschend durch sein breites Bett, aber dort, wo seine Wasser sich einmal dunkel färbten, fließt er langsam und schweigend, wie in Ehrerbietung vor jenen, deren Blut sich mit seinen Wellen mischte.

Cara al Sol

Plötzlich wurde die Stille des grauen, kalten Nachmittags im Wolchow-Abschnitt durchbrochen von zündenden Liedern, vom Lärm der Troiken und von den Kommandorufen der Offiziere, die den Abmarsch in die Wege leiteten. Langsam zieht eine Kolonne der „Spanischen Freiwilligen-Divison" nach der anderen vorüber. Ihr Auftrag in diesem Abschnitt ist beendet. Wieviel Tapferkeit, wieviel Heldentum sah dieses Stück Erde! Wie oft wurde dieses Land verflucht in der endlosen Wartezeit des monatelangen Stellungskrieges. Es war immer eintönig, schweigend

und verräterisch gewesen. Und doch, heute, wo es gilt, Abschied zu nehmen von dieser Erde, um an einem neuen, so verantwortungsreichen Posten zu kämpfen, wie es der Leningrad-Abschnitt ist, gibt es wohl keinen, dem dieser Abschied von der Stelle, wo der erste Kampfeifer aufloderte, nicht schwer fällt. Die Erinnerung an diese Schlacht, an jenen Kameraden, der hier begraben ist, an ein scherzendes Gespräch am Abend, das alles kommt demjenigen in den Sinn, der geht, um nie mehr zu der vertrauten Umgebung zurückzukehren. Die Sonne zieht ihre Bahn am Firmament bis zum Untergang, und unbeirrt marschiert die Kolonne. Der Nordwind läßt die erstarrten Körper vor Kälte schmerzen. Aber diese neue vorurteilslose Jugend singt und lacht weiter.

Ausgeschwärmt, einer hinter dem anderen, setzen sie ihren Weg fort. Die Geschütze donnern, Granaten bersten; an die Erde gedrückt, auf den Knien, kriechend auf allen Vieren, laufend bringen sie die gefährliche Strecke hinter sich. Und schon klingen wieder die Lieder auf. Unbewußt verfallen alle in den Gleichschritt des Marsches.

Die Schatten der Nacht fallen über das Land, über die Steppe, die den Augen nichts bietet als Verlassenheit und Elend. Ab und zu taucht eine Hütte auf, die das elende Leben ahnen läßt, welches die Bewohner des sogenannten „Sowjetparadieses" führen. Die Körper, an Opfer gewöhnt, spüren die 39 Kilo der Ausrüstung nicht mehr. Die Kälte, noch schneidender als vorher, kann ihnen, die von der Anstrengung des Marsches schweißbedeckt sind, nichts anhaben. Automatisch, fern von allem Schmerz, von aller Müdigkeit lassen sie einsame Dörfer und öde Steppen hinter sich. Endlich ist das Tagesziel erreicht, ein kleines Wäldchen, das all seiner natürlichen Schönheit beraubt ist. Die entwurzelten Bäume und von Kugeln zerfetzten Zweige sind ein trauriges Bild. Nun fühlen sie die Strapazen. Decken werden aufgerollt, Zelte aufgerichtet, Pferde abgeschirrt, und allmählich breitet sich Stille über sie, nur unterbrochen vom heimwehvollen Geflüster der Posten, die für das Lager wachen.

So vergeht ein Tag nach dem andern. In Gewaltmärschen, die von dem Wunsche getragen sind, endlich ans Ziel zu gelangen, nähert sich die „Freiwilligen-Division" dem neuen Kampfabschnitt. Bei hellem Sonnenschein, bei schneidender Kälte oder strömendem Regen marschieren sie zufrieden und mit fröhlichen Gesichtern, die ihr Vertrauen in den Sieg ausdrücken. Von ihren jungen Lippen, die schon von der Härte des Lebens wissen, steigt leise, aber kraftvoll das geliebte „Cara al Sol", das ihrem Willen zum Sieg und ihrer Sehnsucht nach Ehre und Ruhm Ausdruck gibt.

DR. JOSEF AMBRUS, PRESSBURG:

Gedanken zur europäischen Kulturgemeinschaft

Einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Weltkrieg und den Kriegen in der Vergangenheit kann man neben den selbstverständlichen technischen Errungenschaften und der sittlichen Vorbereitung des Soldaten darin erkennen, daß vielleicht heute zum ersten Male die große Bedeutung der aktiven Verbindung des Hinterlandes mit der Armee im Felde erkannt wird, wodurch neben der kämpfenden Front auch eine Heimatfront im wahrsten Sinne des Wortes errichtet wurde. Es genügt, die erhöhte Produktion aller Schichten des Hinterlandes, den Aufbau der allmählich besetzten Gebiete und endlich die Enthronung des während langer Zeitalter geltenden Grundsatzes „Inter armas silent Musae" zu erwähnen.

Wenn es daher diesen beiden Fronten nicht nur um den Sieg der Waffen geht, sondern besonders um die Erringung der Möglichkeiten für die neue Ordnung der künftigen Entwicklung, so ist es unvermeidbar notwendig, auch von einer kulturellen Gemeinschaft des zukünftigen Europa zu sprechen und die Bildung dieser Gemeinschaft schon heute vorzubereiten.

Es ist zwar wahr, daß man jetzt noch nicht genau festlegen kann, wie das zukünftige Europa aussehen wird, denn neue Situationen bringen stets neue Erkenntnisse und Erfordernisse mit sich.

Doch können wir an Hand der bereits sichtbaren grundlegenden Entwicklungstendenzen ganz real von einer europäischen Kulturgemeinschaft der Zukunft sprechen.

Die Pfeiler, auf welchen die zukünftige europäische kulturelle Gemeinschaft stehen und in deren Rahmen sie sich entwickeln soll, würde ich in folgenden vier prinzipiellen Ideen erblicken:

1. In der Belebung der nationalen Kulturen.
2. In der gegenseitigen Freundschaft der europäischen Völker.

3. In dem Bewußtsein, daß Europa stets das Zentrum der Kultur war und bleiben wird.
4. In dem Bündnis der europäischen Völker zu einer Schicksalsgemeinschaft.

Versuchen wir jetzt, diese Grundsätze wenigstens kurzgefaßt auszuführen und sie damit zu verdeutlichen.

1. Es ist offensichtlich, daß viele Völker Europas in ihrer kulturellen Entwicklung auf einen unfruchtbaren Weg geraten sind. Und es ist keine Phrase, daß es gerade das Weltjudentum war, welches auf raffinierte Art in die europäische Kultur exotische Elemente einschleppte, durch die es das naturgebundene Schaffen unterdrückte oder entwertete, welches bisher auf den eigenen traditionellen Gütern der einzelnen Völker beruhte. Das Judentum, welches gleich einem Ahasver herumirrt und nirgendwo Wurzel faßt, befleißigte sich, dieses Merkmal auch den übrigen Völkern der Welt aufzuprägen. Unter dem Einfluß dieser Tendenzen verrieten viele Völker in ihrem kulturellen Schaffen die Gesetze der eigenen Tradition. Als sie dann die Schönheiten im eigenen Hause nicht mehr zu entdecken vermochten, ahmten sie fremde Beispiele nach, wodurch sich die kulturelle Entwicklung völlig annormal und daher ungesund vollzog.

Die Gegenwart bietet genügende und überzeugende Argumente dafür, daß solche Völker gänzlich die Verbindung mit ihrer Lebensgrundlage verloren, weshalb sie auch keine Kraft mehr besaßen, sich zu verteidigen und zu behaupten. Beim ersten Anprall der neuen Ideen zerfielen die Staatsgebilde dieser Völker auf Grund ihrer kulturellen Schwäche und der Entwurzelung vom eigenen Boden.

Die neue europäische Kulturentwicklung hat wieder die nationale Eigenheit als das sicherste Leitband für eine gesunde Entwicklung der Völker anerkannt, wodurch von neuem die bisher gefesselten und unausgenützten Kräfte wirksam wurden. Unter dieser Kulturauffassung soll jedes Volk seine eigenen kulturellen Quellen hüten und durch ihre Belebung sich national und sittlich festigen. Diese nationale Auffassung der kulturellen Sendung wurde daher besonders von den kleinen Völkern begrüßt, weil diese in den vergangenen Zeiten der Unterdrückung gerade diese Lebenskräfte überhaupt nicht entfalten konnten. Im Hinblick auf

die Zukunft wird dieser kulturelle Gesichtspunkt der Bürge sein, daß sich die Völker von irgendeiner Bevormundung durch die größeren Staaten nicht zu fürchten haben — was von seiten der feindlichen Propaganda oft als Schreckgespenst dargestellt wurde — denn die Ideologien des Nationalsozialismus oder des Faschismus fördern gerade die Erweckung der Lebenskräfte der einzelnen Völker, deren Existenz allein durch die Entwicklung dieser völkischen Kräfte gesichert wird.

2. Dieser kulturelle Gedanke wird gleichzeitig wesentlich dazu beitragen, die enge gegenseitige Freundschaft der europäischen Völker vorzubereiten oder zu vertiefen, ohne welche eine fruchtbare kulturelle Zusammenarbeit und ein beiderseitiger Austausch der kulturellen Schöpfungen nicht vorzustellen ist. Wir dürfen uns nämlich nicht verheimlichen, daß auch die kulturelle Zusammenarbeit weitgehend durch die politischen Beziehungen der Völker bedingt ist.

Hierfür liefert uns das alte Europa die Beweise. Von politischen Interessen beherrscht, bildeten sich getrennte Kulturkreise, die sich oft einseitig auf die Kultur eines einzigen Volkes ausrichteten, wogegen hinsichtlich der politisch entfernten Völker eine völlige Kulturisolierung eintrat.

Im neuen Europa dagegen wird die Grundlage für die Gestaltung und die ersprießliche Entfaltung der kulturellen Gemeinschaft die politische Freundschaft zwischen allen europäischen Völkern sein, so daß neben der Beseitigung der Grenzdrähte im Bereich der Wirtschaft und des Verkehrs auch die bisherige Kulturisolation beseitigt wird, was eine wechselseitige Befruchtung der kulturellen Werte aller Völker herbeiführt und sichert. Nur diese kulturellen Lebensströme vermögen die kulturelle Entwicklung der einzelnen Völker beglückend zu beleben und somit eine ständige Steigerung des europäischen Kulturpotentials zu sichern.

3. Die europäische Kultur ist in ihrer Substanz ein ausschließlich europäisches Produkt.

Die Kultur hat Europa zu einem führenden Kontinent der Welt gemacht, worauf Europa auch in der Zukunft nicht verzichten darf. Wie bisher so muß Europa auch in der Zukunft Kulturträger für die übrigen Kontinente sein, wozu es eine mindestens zweitausendjährige Sendung berechtigt. Es ist ja auch unvorstellbar,

daß andere Kontinente nach einigen Jahrzehnten die hohe Kulturleistung aufweisen könnten, die Europa hervorbrachte und hervorbringt. Ebensowenig ist es denkbar, daß andere Kontinente unter Umgehung der bisherigen europäischen Kultur kulturschöpferisch sein können. Das alles legt Europa die Pflicht auf, seine Kultur den anderen Kontinenten zu vermitteln und so zu einer Verbreitung einer wahrhaftigen Humanität in der ganzen Welt beizutragen.

4. Aber Europa muß seine bisherige kulturelle Sendung auch im Hinblick auf seine eigene Sicherheit aufrechterhalten. Im Falle, daß Europa nicht imstande wäre, sein bisheriges Primat in der Zukunft zu sichern, müßte es unausweichlich damit rechnen, daß es dadurch eine fremde, der Tradition Europas widersprechende kulturelle Überschwemmung ermöglicht, was nicht nur in Europa den Untergang der menschlichen Kultur und Zivilisation bedeuten würde. Dieses Bewußtsein muß deshalb die europäischen Völker zu einer europäischen Gemeinschaft zusammenschließen, welche sich nur als ein unzertrennliches Ganzes behaupten kann, schicksalhaft einzig und allein auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Die auf den gesunden Kulturen der einzelnen europäischen Völker aufgebaute europäische Kultur, geschaffen durch die gegenseitige Freundschaft und bestärkt durch ein tiefes Bewußtsein der gemeinsamen Sendung — kann allein die Garantie sein, daß Europa Europa bleibt.

Auch auf kulturellem Gebiete kämpfen wir daher für das große Ideal: Europa den Europäern.

Ein spanischer Student, der in der spanischen Freiwilligen-Division mit der Waffe in der Hand für seine Überzeugung eintritt, schreibt uns:

12. März 1943

Ich bin einer von den vielen Spaniern, der dem Kringsruf gegen den gemeinsamen Feind Folge geleistet hat. Eingereiht in die freiwillige spanische Fliegerstaffel, die im Verein mit den deutschen Fliegern ihren Heldenmut beweist, nehme ich an der Ostfront an dem Kreuzzug Europas teil. Indem ich Europa zurufe, seiner historischen Mission, die Kultur einer zweitausendjährigen Geschichte zu verteidigen, eingedenk zu sein, erhebt ein spanischer Soldat seinen Arm mit dem Ruf: Es lebe Hitler! Es lebe Franco!

Juan Jose Sanchez Naverac

RENÉ PAILLOT, STUDENT DER RECHTSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT, PARIS:

Quartier Latin

Da es mir als französischem Studenten in deutscher Kriegsgefangenschaft gestattet wurde, einen Beitrag zu diesem Blatt zu liefern, möchte ich an dieser Stelle die studentische Jugend der verschiedenen Länder, die das „Junge Europa“ lesen, grüßen.

Wenn einige unter ihnen sich wundern, daß die Besiegten von gestern nach fast dreijähriger Gefangenschaft nicht zögern, die Neutralität, die auch nicht das Gesetz des Lebens ist, aufzugeben und sich entschlossen zu der von ihren Besiegern vertretenen Ideologie zu bekennen, so möchte ich ihnen zur Antwort geben, daß unter den französischen Kriegsgefangenen viele sind, die den Sinn des gegenwärtigen Kampfes begriffen haben und die ihre persönlichen Leiden gering achten im Vergleich zu dem furchtbaren Geschehen dieser Zeit, in dem es um die Zukunft unserer abendländischen Kultur geht.

Ich möchte mich hier in erster Linie an die jungen französischen Studenten wenden, zu welcher Hochschule und Fakultät sie auch gehören mögen, und unter ihnen ganz besonders an diejenigen, die — wie ich — fern der Heimat leben müssen; ich möchte vor allem zu euch sprechen, Pariser Studenten, die Ihr — wie ich — aus eurem euch lieb gewordenen Studium im Quartier Latin herausgerissen worden seid, um in einen Krieg hineingezogen zu werden, der durch nichts gerechtfertigt war, den man aber, wenn man nicht ins Gefängnis wandern wollte, einen „heiligen“ nennen mußte.

Ich möchte auch wünschen, daß recht zahlreiche Studenten anderer Länder diese Zeilen lesen, die die Meinung französischer studentischer Kreise in den Jahren nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus in Deutschland wiedergeben.

Selbst auf die Gefahr hin, an frische Wunden zu rühren, möchte ich dich doch noch einmal heraufrufen, Quartier Latin, das für uns Zwanzigjährige unsere Welt war! Die von der Generation vor uns kannten dich schon nicht mehr wieder, sie fanden dich unfreundlich, fast langweilig geworden. War das nicht wie ein Vorzeichen der schrecklichen Ereignisse, die die Welt erschüttern sollten? — Wie dem auch sei, dein Zaubername, Quartier Latin, ruft

in uns viele so nahe und doch so ferne Bilder wach, daß es uns wie Sehnsucht erfaßt: dein Name weckt die Erinnerung an unsere fröhlichen Umzüge, an die Pausen zwischen den Vorlesungen mit ihren erregten Diskussionen, bedeutet für die einen das Bild eines sorglosen und unbeschwerten Lebens, für andere, die mit Existenzsorgen zu kämpfen hatten, die Erinnerung an eine Jugend voller Schwierigkeiten und ehrenvoller Bewährung, läßt so manchen schönen Abend in den Cafés wiederaufleben, wo in unsern so schnell zu begeisternden Herzen die kühnsten Träume erstanden, ruft uns unsere politischen Diskussionen zurück, von denen mir einige unauslöschlich im Gedächtnis geblieben sind trotz der Jahre, die darüber hingegangen sind, und trotz der furchtbaren Ereignisse, die in unseren jungen Köpfen so viel Verwirrung angerichtet haben.

In jenem Winter 1935 verkehrten wir in der „Source", in der „Bolée" und bei „Capoulade". Da bot sich uns das typische Bild der „Weltstadt Paris" jener Zeit: man sah dort viele Menschen von jenseits des Atlantik, dieselben, welche einige Jahre vorher, als der Kurs so günstig stand, ihre Zigarren mit Hundertfrankenscheinen ansteckten und welche in gewissen Bars von Montparnasse — wie es mit mir auch geschah — die Franzosen, die die Sprache Shakespeares nicht sprachen, vor die Tür setzen ließen, — man sah dort Brasilianer, Chilenen und Mexikaner, Weißrussen, Chinesen und Neger vom tiefsten Schwarz, schließlich auch zahlreiche Vertreter der „großen wandernden Familie", und man sah auch — einige Franzosen.

So war es 1935. — Zwei Jahre vorher hatten sich in Deutschland große politische Ereignisse abgespielt: am 30. Januar 1933 ergriff der Führer Adolf Hitler die Macht. Seit mehreren Monaten bildeten diese Ereignisse vornehmlich den Gegenstand unserer Diskussionen. Zu jener Zeit wurde jenseits des Rheins auf den Gebieten der Wirtschaft, der Sozialpolitik, der Kunst, der Wissenschaft und der Philosophie der Kampf gegen das materialistische Denken und die jüdisch-marxistische Weltanschauung geführt. —

Damals lebte in den aufgeklärten und wirklich französischen Kreisen von Paris eine große Hoffnung auf: nach dem Sturz der Regierung Kerensky hatte nämlich das bolschewistische System in den Steppen des Ostens festen Fuß gefaßt, und der Einfluß des Kollektiv-Systems drohte, sich über ganz Europa auszubreiten; dieser Gefahr sah sich vor allem Frankreich gegenüber, wo der Kommunismus zahlreiche Anhänger besaß.

Jahre sind vergangen, aber ich sehe euch noch, Kameraden meiner ersten Studien, Söhne der besten und ältesten Familien Frankreichs,

Kameraden aller Fakultäten. Wir, die wir fest entschlossen waren, um jeden Preis unsere angestammte Kultur und unsere jahrtausendealten Überlieferungen gegen die Gefahr eines allgemeinen Bolschewismus zu verteidigen, wir alle begrüßten das neue Deutschland als ein unerschütterliches Bollwerk gegen jeden kommunistischen Expansionsversuch nach Westen, erinnert ihr euch noch daran? Wir zögerten damals nicht zu sagen, daß im Falle einer Verschärfung der von Rußland ausgehenden Bedrohung alles daran gesetzt werden müsse, um zusammen mit Deutschland der gemeinsamen Gefahr entgegenzutreten. Hatte der Kanzler des Dritten Reiches nicht am 26. August 1933 auf die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen dem deutschen Volk und Frankreich hingewiesen? Zu jener Zeit wurden nach dem Vorbild der Jugendherbergsverbände tatkräftig verschiedene Versuche zur Förderung des kulturellen Austausches zwischen den beiden Ländern unternommen; französische Studenten wurden nach Deutschland eingeladen, um dort mit den Studenten vom andern Ufer des Rheins zusammenzukommen. Diese vielversprechenden Ansätze wurden jedoch bald durch gewisse Kreise unterdrückt, deren Absicht es war, es zu einem neuen Konflikt zwischen unsern beiden Völkern kommen zu lassen; so fuhren wir schon im Schlepptau der Londoner Regierung. Die nun folgenden Jahre brachten den Triumph der heuchlerischen Machenschaften Englands, die auf einen durch nichts gerechtfertigten Krieg hinzielten, und die von den russischen Machthabern mit Interesse verfolgt wurden, warteten die Sowjets doch nur auf den geeigneten Augenblick, um — wie einst die Hunnen Attilas, der „Gottesgeißel" — ihre Horden über die vom Kampf geschwächten westlichen Länder hinstürmen zu lassen. Am 29. September 1938 wurde der blutige Konflikt mit knapper Not durch das Abkommen von München (das in den Augen der englischen Diplomaten nur einen Aufschub bedeutete) vermieden, und schon weniger als ein Jahr später ließ sich Frankreich, das England sich hörig gemacht hatte, in einen unsinnigen Krieg hineinziehen, in dem es mit seinen lebendigen Kräften zugleich einen großen Teil seiner Söhne, seine Freiheit und sein Prestige verlieren sollte.

Jahre sind vergangen, und viele von uns sind jetzt fern der Heimat in der Gefangenschaft. Auf der andern Seite hat England sich kein Gewissen daraus gemacht, gegen seinen ehemaligen Verbündeten vorzugehen; ihm haben wir den Verlust unseres Kolonialreiches zu verdanken, und wie zur Zeit der Jungfrau von Orleans ist das Elend in Frankreich groß.

Jahre sind vergangen, und der ursprüngliche Konflikt hat ein vollkommen neues Gesicht gewonnen: dem Bolschewismus, der seine

Herrschaft über Europa ausbreiten wollte, ist das Deutschland Adolf Hitlers zuvorgekommen, und Frankreich, das hinter seinem Marschall und dem Ministerpräsidenten steht, setzt — wie gewisse Franzosen es schon 1935 taten — seine ganze Hoffnung in das unerschütterliche Bollwerk der deutschen Wehrmacht.

Wenn ich hier die Studenten aller Länder grüße, die für die gemeinsame Sache kämpfen, möchte ich insbesondere den französischen Studenten, die in den eisigen Steppen des Ostens in diesem Kampf für die Kultur unser Land vertreten, meine Sympathie und meine Bewunderung aussprechen. — Aber ihr, meine Kameraden von gestern und morgen, die ihr vielleicht auch in irgendeinem Gefangenenlager seid und vielleicht diese Zeilen lest, antwortet mir einmal ganz offen: warum schweigt ihr? Sind wir denn so abgestumpft, daß wir die Bedeutung des furchtbaren Geschehens, in dem es um unsere Zukunft als Kulturmenschen geht, nicht mehr klar erleben können? Unsere Aufgabe liegt vor allem auf geistigem Gebiet: warum schweigen wir? Sollten wir etwa der furchtbaren Utopie gewisser, viel zu vieler, unserer Kameraden zum Opfer gefallen sein, die, arme Narren, die sie sind, sich fast über einen bolschewistischen Erfolg freuen würden? Wenn es so wäre, dann müßten wir unsere ganze Vergangenheit verleugnen, dann wären wir bis ins tiefste Herz verdorben, und das will ich doch nicht glauben! Wir, die wir mehr haben empfangen dürfen als viele andere, wir haben dafür auch die Pflicht, uns an die weniger weitblickenden Kameraden in der Gefangenschaft zu wenden und ihnen ein richtiges Bild der Lage zu geben.

Von unseren alten Waffen ist uns eine geblieben, die zur Verwirklichung des gemeinsamen Sieges beitragen kann, der gleichermaßen auf geistigem wie auf militärischem Gebiet liegen wird: Ihr, die ihr dazu befähigt und berufen seid, ergreift die Feder! Vielleicht wendet ihr ein, daß ihr das für zwecklos haltet? Ich für mein Teil bin davon überzeugt, daß solche Betätigung nötiger ist denn je, um die meisten meiner gefangenen Kameraden aus ihrer Apathie aufzurütteln, um ihr durch soviel Lügen, heuchlerische Propaganda und soviel unbegreifliche Irrtümer getrübtes Urteil in Fragen der Wirtschaft und der Geschichte wieder auf den rechten Weg zu führen.

Soll das neue Europa errichtet werden, ohne daß wir zum mindesten unsern geistigen Beitrag dazu liefern? Mit welchem Recht können wir, wenn wieder Frieden herrscht, Anspruch darauf erheben, Bürger des neuen Europa zu sein?

Ich denke zurück an meine Kindheit, in der mir meine fromme Mutter von Gott erzählte, an meine Jugend, in der ich mich voller Stolz mit unserer ruhmvollen Geschichte und glänzenden Vergangenheit beschäftigte, an so viele tüchtige Menschen, die aus unserm Land hervorgegangen sind, an unsere Überlieferungen, unsere Kultur und ihre Schöpfungen, an eine teure Familie, an die Stadt meiner Kindheit, die französisch bleiben will, an eine Glocke, deren silbernen Klang ich als Kind hörte, — deshalb schreibe ich diese Zeilen.

Junge französische Studenten aller Fakultäten und aller Hochschulen, die ihr die Führerschaft von morgen seid: macht euch die Worte des Präsidenten Laval zu eigen:

„Wir wollen verhindern, daß der Bolschewismus, der die furchtbarste Gefahr darstellt, die je das Schicksal der Menschheit bedroht hat, seinen angelsächsischen Schrittmachern auf dem Fuße folgend, das Feuer der französischen Kultur für immer auslöscht."

Einmal wird wieder Frieden sein auf der Welt, und ich glaube fest an den Sieg derer, die die gerechte Sache verteidigen. Dann werden wir Frankreich wiedersehen und die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen. Es soll uns dann eine Freude sein, die Studenten aller Länder, die zum Bau des neuen Europa beigetragen haben, bei uns zu begrüßen; und wir werden glücklich sein, unser geliebtes Quartier Latin wiederzusehen, auf immer befreit von unerwünschten Elementen, verjüngt und geläutert durch eine neue Idee, europäischer und zugleich doch auch französischer geworden.

JEAN LECOSSE, Docteur ès Lettres, der nach der Promotion sich der französischen Freiwilligenlegion anschloß, schreibt uns am 6. März 1943 von der Ostfront:

Mit jedem Tag wird es mir mehr bewußt, daß es für mich keine andere Entscheidung geben konnte, als die, die ich gewählt habe. Zu vieles steht heute auf dem Spiel! Die gesamte Zivilisation des Abendlandes kämpft um ihren Bestand. Für jeden, der sich der Verantwortung vor der Geschichte bewußt ist, gibt es heute nur eine Pflicht: das Erbe der Vergangenheit zu bewahren, um die Zukunft gestalten zu können. Aber diese Bedrohung hat ihr Gutes. Was Jahrhunderte hindurch vergeblich gefordert wurde, was stets an den Einzelbestrebungen und dem europäischen Partikularismus scheiterte, wird heute wahr: Die Einheit Europas konsolidiert sich.

GENERAL *VLADO KREN*, AGRAM:

Wir fliegen für Europa

Im schicksalsschweren Kampfe des jungen Neuen Europa und seiner Armeen gegen den Bolschewismus, in dem es unter der Führung des gewaltigen deutschen Heeres und seiner vorzüglichen operativen Führung um die Zukunft Europas geht, nehmen an den Kämpfen am festen Boden, in der Luft und zur See auch Kroaten teil. Die Kroaten haben sich in zahlreichen kriegerischen Zusammenstößen und Kämpfen an der wichtigen Südfront des östlichen Kriegsschauplatzes Lorbeeren gepflückt und sich als echte Helden hervorgetan, die der ruhmreichen Tradition, an der unsere Kriegsgeschichte ungemein reich ist, vollkommen würdig sind.

An der langen russischen Front gibt es fast keinen einzigen Abschnitt, an dem unsere Flieger nicht gekämpft hätten. Im Laufe der sechszehnmonatigen Kämpfe, auf die sich ihre Teilnahme erstreckt, sehen wir sie auch im Abschnitt von Moskau, wo unsere Verbündeten schwere und zähe Kämpfe geführt haben, das geistige und materielle Zentrum des sowjetischen Widerstandes und die starken Befestigungen überfliegen und bedrohen. Hier wie an der Leningrader Front erzielen unsere Flieger trotz guter feindlicher Luftabwehr ständige Erfolge und zeigen sich den besten feindlichen Luftgeschwadern gewachsen. Unsere prächtigen Jäger wurden auch an der ganzen Südfront eingesetzt, und sie leisteten über Stalingrad, dem bolschewistischen Bollwerk, den Sowjetfliegern heldenhaften Widerstand.

Die kroatischen Luftwaffenverbände gehören durch ihre Tätigkeit zu den treuesten und opferwilligsten Kameraden der deutschen Flieger. Sie sind an allen Fronten Europas als ruhmgekrönte Helden bekannt. Die kroatischen Flieger sichern den Aufbau des Neuen Europa, indem sie die Anstürme des gemeinsamen Hauptfeindes, der Bolschewisten, zurückweisen helfen und durch ihren vollständigen Einsatz zu dem Siege beitragen. Die kroatische Luftwaffe befindet sich erst im Aufbau, doch schon im Laufe dieses Jahres wird sie sicher noch mehr Erfolge aufzählen können als heute. Unsere Flieger wissen, daß ihre Taten für die Zukunft unserer geliebten Heimat entscheidend sind.

P. KNUTZEN, GENERALDIREKTOR DER DÄNISCHEN STAATSBAHNEN, KOPENHAGEN:

Zukünftige Verkehrsverbindungen

Die Natur hat Dänemark wie eine Brücke zwischen das europäische Festland und die skandinavische Halbinsel gelegt, eine Brücke mit zwei Zweigen, von denen Jütland nach Westnorwegen zeigt und das dänische Inselreich nach Schweden und damit weiter nach Ostnorwegen. Damit ist Dänemark die Rolle als Transitland namentlich zwischen West- und Südeuropa und Skandinavien zugewiesen; wenn das bisher nicht stärker in die Augen gefallen ist, so hängt das damit zusammen, daß Dänemark seine Durchgangslinien nicht rationell ausgebaut hat.

Sowohl die dänische Kontinentalroute über Gedser—Warnemünde als auch die schwedische über Trelleborg—Saßnitz leiden daran, daß sie auf die beiden großen Knotenpunkte des Verkehrs, Berlin und Hamburg, hinzielen; ein wirklicher Versuch, eine Schnellroute über Jütland nach Westnorwegen einzurichten, wurde erst in der letzten Zeit vor dem Kriege unternommen.

Die beiden erstgenannten Routen waren zu Beginn des Jahrhunderts recht zufriedenstellend mit ihren bequemen Fährschiffen, ihren durchgehenden Personen- und Schlafwagen usw.; und sie sind beide bedeutend verbessert worden, nicht am wenigsten durch den Bau der Rügen-Brücke und der Storström-Brücke, die beide Routen von einer beschwerlichen Fährschiffverbindung befreiten. Hier wie in so vielen anderen Punkten mußte aber die Entwicklung des Flugwesens dazu führen, daß man sich nach den Möglichkeiten für schnellere Verbindungen umsah. Hierunter verstehe ich nicht, daß man bei einer Überfahrt durch den Bau von schnelleren Fährschiffen vielleicht eine halbe oder eine ganze Stunde sparen kann. Kann man aber durch die Einrichtung einer neuen Linie erreichen, daß man für eine Fahrt von Hamburg nach Kopenhagen nicht mehr Zeit benötigt als die schwedischen Fährschiffe bisher für die Überquerung der Ostsee brauchten — nämlich 4 Stunden — so erschließen sich ganz neue Perspektiven.

Eine solche Schnelligkeit wird durch die neue Linie zwischen Hamburg und Kopenhagen über Fehmarn, die sogenannte Vogelfluglinie, erreicht werden. Sie benutzt die Brücke, die von den dänischen Inseln gebildet wird, und dem Reisenden kommt zugute, daß die Höchstgeschwindigkeit eines Fährschiffs 25—35 km in der Stunde beträgt, während ein Eisenbahnzug heute fünf- bis sechsmal so schnell fahren kann.

Wenn man bisher nicht zur Anlage der neuen Linie schritt, so war das auf die recht erheblichen Anlagekosten auf dänischer wie auf deutscher Seite zurückzuführen sowie auf den allgemein anerkannten Grundsatz, daß im Eisenbahnverkehr keineswegs immer die beste und schnellste Reise eine solche auf geraden Linien ist. Man muß sich vielmehr so lange wie möglich an die Hauptlinien halten, die für den Schnellverkehr ausgebaut sind, selbst wenn diese Hauptlinien einen Umweg bedeuten; neue Hauplinien sind erst einzurichten, wenn ein so großer Verkehr einsetzt, daß zu seiner Bewältigung besondere Durchgangs- und Schnellzüge benötigt werden.

Die modernen Ferntriebzüge haben den alten Plänen der Vogelfluglinie neuen Glanz und neue Aktualität verliehen. Durch diese Züge kann man nämlich zugleich technisch den langen Aufenthalt in den Fährschiffhäfen beseitigen, über den wir uns sicher alle geärgert haben, mochten wir über Trelleborg oder über Gedser reisen. Dieser Aufenthalt ist teils auf die Auflösung und Neuformierung der Züge zurückzuführen, teils auf die Durchführung der Zoll- und Paßkontrolle. Hier wird eine alte Erfahrung bestätigt: Im Verkehrswesen opfern wir Millionen, um die Reisezeit zu verkürzen, während die Zollbehörde und die Polizei uns an der Grenze ohne weiteres lange Zeit aufhalten. Bei den durchgehenden Blitzzügen (den Ferndurchgangstriebzügen) dagegen fällt der Aufenthalt ganz fort, wie in den letzten Jahren vor dem Kriege am Großen Belt. Die Zoll- und Paßkontrolle erfolgt hier in den Zügen auf der Fahrt.

Am 3. Januar 1941 wurde ein dänisches Gesetz über den Ausbau der Eisenbahnlinie erlassen und am 27. April desselben Jahres ein Gesetz über den Bau einer Motorstraße von Rödby zur Storström-Brücke. Am 8. April 1941 wurde zwischen den Verkehrsbehörden Deutschlands und Dänemarks der Ausbau der Linie vereinbart, die auch als Transitverbindung für Schnell- und Güterverkehr dienen sollte. Am 14. September 1941 wurde auf beiden Seiten des Fehmarn-Beltes der erste Spatenstich in festlicher Weise getan unter Beteiligung dänischer Vertreter auf deutscher Seite und deutscher Vertreter auf dänischer Seite. Es wurde vereinbart, daß die Linie spätestens 4 Jahre nach diesem Tage in Gebrauch genommen werden sollte. Die Entfernung von Kopenhagen nach Rödby beträgt etwa 185 km, die von Fehmarn nach Hamburg etwa 150 km. Der Belt ist nur etwa 18 km, also 10 Seemeilen breit, und kann von einem Fährschiff in etwa 50 Minuten überquert werden.

Die Vorteile, die sich aus der neuen Verbindung ergeben werden, sind in der Hauptsache folgende:

a) Kürzere Seefahrt mit verringerter Gefahr für Seekrankheit unter den Reisenden sowie bei Eisschwierigkeiten.

b) Eisenbahnreisende verlassen Hamburg jetzt am Morgen und treffen am Abend in Kopenhagen oder Malmö ein, von wo sie im Laufe der Nacht Stockholm oder Oslo erreichen können.

Die neue Route kann bei der gleichen Abfahrtzeit von Hamburg (8—8½ Uhr) und bei einer Höchstgeschwindigkeit von 160 km in der Stunde in etwa 4 Stunden die Reisenden nach Kopenhagen bringen; von dort kann der Zug nach Helsingör weiterfahren, so, daß die Passagiere gegen 14 Uhr in Hälsingborg sind. Später wird voraussichtlich via Hässleholm und Ängelholm sich die Möglichkeit ergeben, Stockholm bzw. Oslo vor Mitternacht desselben Tages zu erreichen. Umgekehrt kann bei Abfahrt von Helsingör zwischen 16 und 17 Uhr der Anschluß an den Abendfernzug von Hamburg erreicht werden.

Ferner wird mit Anschluß vom norwegischen und schwedischen Nachtzug die Ankunft in Hamburg zwischen 14 und 15 Uhr ermöglicht, in entgegengesetzter Richtung bei Abfahrt von dort danach die Ankunft in Kopenhagen etwa um 19,30 Uhr und damit Anschluß an den Nachtzug nach Stockholm und Oslo. Möglicherweise lassen sich über Lübeck auf der neuen Linie auch mit Berlin neue schnellere Verbindungen erzielen. Voraussetzung dabei ist, wie erwähnt, daß die Zoll- und Paßkontrolle während der Fahrt im Zuge stattfindet, sodaß in den Fährschiffhäfen kein Aufenthalt entsteht. Da der Zug auf dem Fährschiff übersetzt, kann das Passagiergepäck auf den Plätzen der Reisenden bleiben.

c) Bedeutend größere Kapazität für Güterwagentransporte zwischen Skandinavien und Westdeutschland, — namentlich weil die Fährschiffe nur noch eine kurze Strecke zurückzulegen haben, — sowie billigere Tarife.

d) Für Automobilisten, die von Seeland, Norwegen und Schweden nach Westdeutschland usw. fahren, eine wesentliche Verkürzung der Entfernung zu Lande und damit der Reisezeit sowie eine wesentliche Verbilligung der Überfahrt.

Schon früher war Dänemark in großem Stil als Durchgangsland für den Automobilverkehr zwischen der skandinavischen Halbinsel und Deutschland benutzt worden, da die Fährschifflinie Trelleborg—Saßnitz jährlich nur von etwa 1800 Motorfahrzeugen benutzt wurde, vermutlich infolge der langen Seefahrt und des sich daraus ergebenden hohen Preises für die Überfahrt.

Von örtlichem Nachtverkehr auf der Linie wird kaum die Rede sein. Die Reisedauer zwischen Kopenhagen und Hamburg ist zu kurz, um die erforderliche Schlafzeit im Schlafwagen zu bieten. In diesem Punkt eignet sich besser die Route Warnemünde—Gedser, die nach wie vor ebenso wie die Trelleborg-Linie Be-

deutung für den Tagesverkehr nach Berlin und den Nachtverkehr nach Berlin und Hamburg sowie für den Güterverkehr haben wird.

Dagegen wird die Errichtung der neuen Route eine Art Revolution im Tagesverkehr zwischen West- und Südeuropa und dem Norden bedeuten. Sie wird den Norden enger mit den anderen Teilen Europas verknüpfen.

Es sei hier erwähnt, daß verschiedene Projekte über den Bau von Brücken über den Fehmarn-Belt und zwischen Dänemark und Schweden entworfen worden sind, aber keines von ihnen wurde bisher ausgeführt.

Für den Bau einer Brücke zwischen Dänemark und Schweden wurden drei verschiedene Stellen vorgeschlagen: südlich oder nördlich von Kopenhagen oder an der schmalsten Stelle des Öresunds bei Helsingör. Bei Kopenhagen wird die Entfernung über das Meer etwa 15 km betragen, bei Helsingör nur etwa 5 km. An der letzteren Stelle ist aber das Meer bedeutend tiefer und die Strömung sehr stark; auch die Bodenverhältnisse werden vermutlich den Bau erschweren.

Natürlich gibt es eine Reihe anderer Verkehrsmöglichkeiten zwischen dem Norden und dem Kontinent als die Routen über Südschweden und Dänemark. Fischtransporte zwischen Westnorwegen und Deutschland, Erz aus Narvik oder Lulea, Holz oder Papiermasse aus Schweden usw. gehen in großem Ausmaß in direkter Schiffsverbindung. Finnlands Verkehrslage im Verhältnis zum Festlande gleicht augenblicklich fast einer Insel, die auf den Schiffstransport von Waren angewiesen ist. Selbst wenn man die Schwierigkeit überwinden könnte, die sich daraus ergibt, daß die finnischen Eisenbahnen jetzt breite Gleise haben, so würde der Umweg über Haparanda doch so groß sein, daß man sich eher eine Fährschiffverbindung über die finnische Bucht vorstellen könnte, wo die Entfernung zwischen Helsinki und Reval ungefähr dem Abstand der Entfernung zwischen Schweden und Rügen entspricht.

Welche Bedeutung haben nun diese Fragen für die Allgemeinheit? Wir kennen alle die werteschaffende Kraft des Verkehrs. Das Erz oder die Holzmasse des Nordlandes würden wertlos sein, wenn sie nicht transportiert werden könnten. Die Landwirtschaftsindustrie Dänemarks und die Fischerei Norwegens würden auf die Basis der Selbstversorgung herabsinken, wenn die Waren nicht dem großen europäischen Markt zugeführt werden könnten. Der Verkehr ist auf seine Weise ebenso wichtig wie die Produktion selbst.

Die Bedeutung für den Personenverkehr ist nicht geringer.

Ohne Verkehrsverbindung kann man sich eine Dorfkultur vorstellen aber keine Reichskultur. Schon die großen Reiche des

Altertums mußten sich ein Verkehrssystem schaffen, und es ist im übrigen bezeichnend für die Entwicklung, daß mit Reiter und Fuhrwerk die Reisegeschwindigkeit für Alexander den Großen, Cäsar und Napoleon praktisch die gleiche war. Erst beim Aufkommen der Eisenbahnen in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts stieg diese Geschwindigkeit auf etwa das Fünffache. von rund 7 auf rund 35 km in der Stunde.

Ich bin selber auf einer der kleineren von Dänemarks 500 Inseln geboren. Ich habe die Isolation einer Bevölkerung erlebt, von der nur ganz wenige Mitglieder außerhalb der Insel mit ihren 88 Quadratkilometern gewesen waren. Trotz seiner geringen Ausdehnung ist Dänemark gerade auf Grund der Trennung durch das Meer sehr zersplittert, und die Gegensätze zwischen Kopenhagen und Jütland, West- und Nordjütland sind sehr beträchtlich gewesen. Hier bedeuten die Blitzzüge (die FDT-Züge) den Vorteil, daß man zweimal täglich in jeder Richtung zwischen der Hauptstadt und fast allen Gegenden des Landes reisen und obendrein an einem Tage, mit einem Aufenthalt von ein paar Stunden, am Bestimmungsort sein kann.

Zum Vergleich möchte ich Björnsons Gedicht aus der Erzählung „Arne“ zitieren:

Weit will ich fort, weit, weit fort
Über die hohen Berge.
Weg vom beengenden, zehrenden Ort,
und mein Mut ist so jung, und dort,
wo die Schroffen und Firnen liegen,
muß er im Anstieg siegen.

Die Bevölkerung, die abgesondert lebt, ist erfüllt vom Mißtrauen des Lokalpatriotismus und von Minderwertigkeitskomplexen; selbst ihren Vertretern, die zu Verhandlungen mit Vertretern des übrigen Landes ausgesandt werden, fällt es oft schwer, sich auf allgemeinere Gesichtspunkte einzustellen und diese gegenüber ihren Mandanten daheim zu verfechten. Darum hat die Entwicklung des Verkehrsnetzes außerordentlich hohe Bedeutung für die geistige Entwicklung der Bevölkerung, für die Zusammenschweißung der verschiedenen Volksteile zu einer Nation.

Wenn man davon ausgeht, daß der Verkehr die Grenzen zwischen von einander getrennten Gegenden eines Landes verwischt, ist es ja nur ganz natürlich, daß der Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern Europas eine entsprechende Mission und entsprechende Bedeutung hat; und ich möchte der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß nicht allzu lange Zeit vergehen möchte, bevor diese Mission wirksam werden kann, und daß sie dann im Verein mit anderen Faktoren mit Erfolg ihre für die Zukunft der weißen Rasse bedeutungsvolle Aufgabe wird lösen können.

Dr. GIUSEPPE HURLE, ROM:

Die Behauptung der menschlichen Würde

Die Gegenwart ist die Epoche, in der sich seit den Zeiten Napoleons das Rad der Zeit schneller dreht und sich den Bestrebungen eines durch die Schwierigkeiten der seit länger als 20 Jahren andauernden Krise gereiften Bewußtseins anpaßt, explodierend im freiwilligen Aufruf, in dem leuchtenden Glanz eines universellen Protestes.

Vom Mittelmeer, das neuen Schicksalen gegenüber immer empfänglich ist, bis zu den nördlichsten Ausläufern des Deutschtums, vom Rhein vielleicht bis zum Pazifik hat sich durch Opfer und Blut etwas Großes im Hirn und im Herzen der Völker in Bewegung gesetzt. — Mehr als eine Evolution ist es, eine Revolution. Wenn sich die Ideen bewaffnen und auf das Schlachtfeld hinabsteigen, gehen sie mit fortschreitender Schnelligkeit auf dem von der Läuterung glühenden Boden vor: sie reinigen sich von den Schlacken und erneuern die Substanz, sich der Zukunft entgegenwerfend. Daß sich die Welt der Ideen seit mehr als 20 Jahren in einer Krise befand, wußten wir. Aber es war ein mehr oder weniger unbestimmtes Gefühl, das nur die großen Führer in die Wirklichkeit von Werken umzusetzen wußten. Diese Krise versteckte sich auch unter der Maske der gräßlichsten Schminke der Welt, die im Schatten der Paragraphen, in der sogenannten westlichen Kultur bis zur Qual der Absurdität angeschwollen, zum Stillstand gekommen war. Von Tag zu Tag hatte sich die Krise verschärft und war zu einem Brand geworden. Es war die Krise des Kapitalismus, der in der unersättlichen Gier seiner Triumphe danach trachtete, sich die Völker dienstbar zu machen durch die Unterjochung in der Sklaverei des Geldes. Die Intelligenz wurde der Fähigkeit gleichgesetzt, sich zu bereichern; das Gewissen wurde zum Sklaven einer Handvoll Banknoten gemacht, die Rechtschaffenheit auf den Wert eines Wechsels herabgewürdigt, die menschliche Würde zu Geldeswert erniedrigt und im Börsenhandel verkauft.

Der gemeinste Händler, der Bearbeiter von unbeschreiblichen Geschäften, erstieg die Stufenleiter der Berühmtheit mit dem sicher-

sten Schritt und wagte es, die Stirn so hoch zu tragen wie ein Edelmann, der mit Verachtung das Angebot zurückgewiesen hätte, berühmt zu werden auf Kosten einer Schuld.

Die kapitalistische Welt hatte ihre Fangarme wie ein unendlicher Polyp in jede Richtung ausgestreckt. Die Kunst, dieser reine Ausdruck des von edlen Idealen genährten Gefühls — die Politik, diese Kunst des Befehlens, bestimmt, die Menschen unter dem Banner eines friedlichen Zusammenlebens um sich zu scharen — die Redlichkeit, diese Art des Sichverbrüdertfühlens innerhalb der Grenzen eines gemeinsamen Vaterlandes — die soziale Rechtschaffenheit, dieses Gefühl, das den Menschen einer Nation die Achtung vor den Gesetzen des Staates und der Gemeinschaft vorschreibt, sie hatten sich allmählich auf die Minderheiten beschränkt; und auch als alles rund um sie zusammenstürzte, klammerten sie sich verzweifelt an den Felsen ihres Glaubens, und auf dieser granitenen Festung widerstanden sie, um den Weg mit Sonnenaufgang fortzusetzen.

Die Welt war alt geworden. Um das Hirngespinst eines leichten Traumes zu verfolgen, der sich zwischen dem Universalismus und dem vertierten, unaufrichtigen Patriotismus der bolschewistischen Utopie bewegte, hatten sich die Menschen selbst als Begründer des Fortschritts bezeichnet. Aber in Wirklichkeit begründeten sie keinen Fortschritt außer dem des eigenen Reichtums.

Indem sie die menschlichen und sozialen Pflichten vernachlässigten, um die Gottheit des Geldes auf den Thron des egoistischen Wohlstandes zu erheben, verrieten sie sogar ihre eigene Existenzberechtigung. Auf diese aber beruft sich die europäische Jugend mit ihrem Appell an das europäische Gewissen, unterstützt von der Stimme der europäischen Kämpfer, die in einer Front mit der Achse stehen.

Die Jugend, gleichbedeutend mit reinem Gewissen, Frische der Gefühle, Ehrlichkeit der Vorsätze, hat auf den Wällen der ideologischen Festungen der Demokratie und des Bolschewismus die Fahne der idealen Revolution erhoben, die jedesmal ausbricht, wenn die Menschheit verraten wird und sich durch den Blick nach oben erlösen will.

Empor, immer weiter empor, Jugend Europas!

Millionen von Menschen stehen an der Front in einem Kampf bis aufs Messer, um die Verteidigung in einen Angriff zu verwandeln!

Es sind unsere Ideen, die wir in die Töne des Gesanges zu übersetzen lernten seit den ersten Lebensjahren, die uns eine Waffe in die Hand gegeben haben und uns sagen: mit dieser wirst du gegen den Fremden im Geiste kämpfen, gegen den Pflichtvergessenen der Seele, gegen den Nihilisten des Gewissens.

Deutschland und Italien haben auf diesem Gebiet der *Wiederaufrichtung der menschlichen Würde* ein Amt von höchster Wichtigkeit. Aus der faschistischen und nationalsozialistischen Ethik sind die Ursachen der Erhebung hervorgegangen; es ist daher gerecht, daß ihnen das Recht zum Wiederaufbau zukommt. Es ist eine Aufgabe, der man zustimmen muß mit allen offenen und geheimen Kräften des Geistes. Die Schule, die Werkstatt, die Felder und die Büros müssen durchdrungen sein von diesem Hauch der Neuheit, von diesem Feuer der Läuterung, von dieser Notwendigkeit, ein edleres, im Grunde heiteres, den Idealen ergebenes Leben zu führen, in engerem Zusammenhang mit der Geistigkeit unseres Fundamentes von kriegerischen und heiligen Menschen, von Seefahrern, Patrioten, von Lobrednern des häuslichen Feuers und des Mystizismus des Vaterlandes, durch welche sich die Vergangenheit wieder belebt und die Gegenwart in der Zukunft weiterlebt.

Ein finnischer Kamerad, ALADÁR VALMARI, schreibt dem „Jungen Europa“ von der Ostfront:

24. April 1943

Noch haben viele nicht begriffen, daß der Sinn dieses Krieges darin liegt, den europäischen Völkern durch die Härte der Zeit zum Bewußtsein zu bringen, daß sie kulturell wie geschichtlich eine Einheit bilden; aber wir, die es begriffen, haben die Pflicht, alles hinzugeben für die Erreichung dieses großen Zieles. Es ist das größte Glück für die Menschheit, daß die Vorsehung uns, „den Wissenden“, in diesem historischen Augenblick einen solchen Führer gegeben hat wie Adolf Hitler!

Mit heißen Kampfesgrüßen

Aladár Valmari

H. v. d. DECKEN, BERLIN:

Kann Europa sich selbst ernähren?

I.

Die Sicherung der Ernährung Europas im Kriege

Wie war es möglich, die ernährungswirtschaftliche Blockadefestigkeit Kontinentaleuropas in diesem Krieg zu sichern? Die Gründe hierfür liegen einmal in der weitsichtigen Vorratspolitik wichtiger Zuschußländer, vor allem Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Hollands und anderer mehr. Diese Länder hatten große Reserven an Getreide, Zucker, Ölfrüchten, Kühlhausbutter usw. angelegt. Zweitens waren auch die Viehbestände, die ebenfalls eine sehr wichtige, weil unverderbliche, Fleischreserve darstellen, höher als 1914, d. h. beim Ausbruch des Weltkrieges. Ferner war auch die Blockade Europas keineswegs vollkommen. Im Gegenteil! Das „Loch im Osten" ist ständig offen geblieben.

Bei Ausbruch des europäisch-russischen Krieges im Juni 1941 hörten zwar diese Zufuhren natürlich schlagartig auf; ebenso auch die Zufuhren aus Japan, das über die transsibirische Bahn wertvolles Öl und anderes geschickt hatte. Sehr bald aber begannen die besetzten russischen Gebiete, vor allem die Ukraine, unter deutscher Verwaltung wieder Überschüsse zu liefern.

Das wichtigste ernährungspolitische Mittel zur Streckung der Nahrungsdecke liegt aber in der Lebensmittelrationierung. Das Kartensystem erfüllt dabei zwei Zwecke, nämlich einmal, die vorhandene Mangelware „gerecht", d. h. gestaffelt nach Alter und Arbeitsleistung, auf alle zu verteilen, und zweitens den Verbrauch nach einer bestimmten Richtung, zur überwiegend pflanzlichen Ernährung, zu lenken. Die großen hiermit verbundenen Vorteile lassen sich am besten bei Deutschland klarmachen. Im Vergleich zum Frieden werden jetzt im Kriege der landwirtschaftliche Boden

rationeller bewirtschaftet und die erzeugten Agrarprodukte zweckmäßiger verwertet. Insgesamt enthält die Nahrung — was überaus wichtig ist — dabei kaum weniger Kalorien als im Frieden, aber sie ist insofern anders zusammengesetzt, als jetzt die pflanzlichen Nahrungsmittel, wie Brot, Kartoffeln, Nährmittel und Gemüse, eine wesentlich größere Rolle in der Ernährung spielen.

Je pflanzlicher aber die Kost zusammengesetzt ist, um so mehr Menschen vermögen sich im allgemeinen von derselben Fläche zu ernähren, da bei der Erzeugung von tierischen Lebensmitteln große Veredlungsverluste (nämlich bei der Umwandlung von Futtermitteln in Nahrungsmittel) in Kauf genommen werden müssen. So können z. B. je Hektar etwa 200 bis 400 dz Gemüse, 160 dz Kartoffeln, 40 dz Gebrauchszucker, 20 dz Getreide oder Hülsenfrüchte gewonnen werden, jedoch nur 2 bis 5 dz Fleisch, 4 dz Eier und nur 1 dz Butter. Umgerechnet auf Kalorien können je Flächeneinheit durchschnittlich etwa fünf- bis zehnmal mehr pflanzliche als tierische Nahrungskalorien erzeugt werden.

Je weniger tierische Nahrungskalorien also verzehrt werden — das bedeutet, je geringer der Nutzviehbestand ist — um so weiter reicht die Nahrungsdecke. Dies kann man sich wieder besonders deutlich am deutschen Beispiel vergegenwärtigen. In Deutschland (Altreich) beträgt die gesamte pflanzliche Agrarproduktion rund 200 Billionen Kalorien. Hiervon dienen etwa 40 Billionen Kalorien unmittelbar der menschlichen Ernährung. Dagegen werden 130 Billionen Kalorien verfüttert[1]). Dieses „Übergewicht" der Nutztiere wird ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß das Gesamtgewicht der Menschen im Gebiet des Altreichs etwa 3 Millionen Tonnen, das der Nutztiere dagegen 12 Millionen Tonnen beträgt.

Von den obenerwähnten 130 Billionen verfütterten Kalorien kann selbstverständlich ein großer Teil auch direkt zur menschlichen Ernährung dienen. Dies gilt natürlich nicht für Weidegras, Heu, Stroh usw., wohl aber für Kartoffeln, Getreide, Hülsenfrüchte sowie auch für Magermilch. Durch die „direkte" Verwertung dieser Agrarprodukte ergeben sich zwei Vorteile. Erstens fallen

---

1) Der Rest von 30 Billionen Kalorien wird industriell zur Herstellung von Spiritus usw. verwertet. Außerdem sind hierin auch die Verluste durch Schwund und Verderb enthalten.

durch die Eingriffe in die Viehbestände einmalig zusätzliche Fleischmengen an, und zweitens werden laufend „Futterstoffe“, d. h. in diesem Falle aber Nahrungsmittel, gespart, die nunmehr direkt dem menschlichen Verzehr zur Verfügung stehen.

Je höher der Anteil der tierischen Stoffe an der Ernährung, je „verschwenderischer“ also die Ausnutzung der Bodenleistung ist, um so größer ist der für diese Umstellung gegebene Spielraum. Man kann die beiden durch die Umstellung in der Ernährung ausgelösten Reserven auch als „statische“ und „dynamische“ Reserven bezeichnen. Beide sind nun in Europa besonders groß, da die Viehbestände hier in den letzten hundert Jahren im Vergleich zu anderen Großräumen eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Die bedeutenden in den hohen Viehbeständen und der stark animalischen Ernährungsweise liegenden — direkten und indirekten — Reserven bedingen es, daß die Ernährungslage gerade der europäischen Industrieländer (Deutschland, Holland usw.) gar nicht so „unsicher“ ist, wie man auf Grund des Zuschußbedarfs hätte erwarten müssen. Im Gegenteil, ihre Ernährungslage ist sogar ungleich gesicherter als etwa diejenige Chinas oder Indiens oder — um ein besonders naheliegendes Land zu nennen — Rußlands, wo die Ernährung überwiegend auf pflanzlichen Erzeugnissen beruht und damit allen Erntezufälligkeiten ausgesetzt ist. Eine Mißernte hat also hier zwangsläufig Hungersnöte zur Folge, während in Europa weitgehende Ausweichmöglichkeiten durch Eingriffe in die Viehbestände bestehen.

Das ganze „Geheimnis“ der europäischen Blockadefestigkeit beruht also darin, daß hier die Ernährung in der Zusammensetzung wieder dem Stande früherer Jahre mit geringerem Verzehr an tierischen Produkten vorübergehend angeglichen wird. Es spricht jedoch für die Stärke der europäischen Ernährungswirtschaft, wenn auf diese in den Viehbeständen liegenden Reserven bisher nur zum geringen Teil (hauptsächlich nur bei den Schweinen und Hühnern, nicht dagegen bei den Rindern) zurückgegriffen zu werden brauchte. Das wichtigste an diesen Überlegungen ist aber die Tatsache, daß Europa auch auf längere Sicht — und zwar selbst bei rückläufiger Agrarproduktion — noch blockadefest ist und bleibt.

II.

Die zukünftigen Deckungsmöglichkeiten des europäischen Nahrungsbedarfs

Die Ausdehnungsmöglichkeit der Agrarproduktion läßt sich auf zwei Wegen belegen. Man kann einmal direkt für jedes Land errechnen, um wieviel hier die Erzeugung an Getreide, Zucker usw. gesteigert werden kann bzw. werden muß, bis insgesamt der oben errechnete Gesamtzuschußbedarf Europas gedeckt wäre. Dies ist jedoch vorwiegend ein betriebswirtschaftliches Problem, dessen Lösung Aufgabe der Betriebswirtschaftler ist.

Die bedeutenden Unterschiede im Grad der Selbstversorgung mit Lebensmitteln beruhen aber keineswegs allein auf der Weite bzw. Enge des Nahrungsraumes in den einzelnen Ländern, noch auf der Gunst bzw. Ungunst des Klimas, wenngleich diese Faktoren natürlich von Bedeutung sind.

In Frankreich z. B. betrug der Grad der Selbstversorgung mit Lebensmitteln im Frieden — ebenso wie in Deutschland — 83 v. H. Dabei besitzt Frankreich ein vorzügliches Klima und bessere Böden als Deutschland. Vor allem aber verfügt Frankreich über nicht weniger als 80 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche je 100 Einwohner zur Erzeugung von Lebensmitteln gegen nur rund 40 ha in Deutschland, so daß also Frankreich hinsichtlich des Nahrungsraumes doppelt so günstig wie Deutschland dasteht. Würde der Boden in Frankreich also ebenso intensiv wie in Deutschland genutzt werden, so würden in Frankreich noch zusätzliche Nahrungsmittel für viele Millionen Menschen erzeugt werden. Hier harren also noch ungeheure Nahrungsreserven der Erschließung.

Die Beispiele ließen sich, wie gesagt, beliebig vermehren. Sie zeigen, daß die gegenwärtige Erzeugungshöhe und damit der Grad der Selbstversorgung in den einzelnen Ländern durchaus nichts Unabänderliches, sondern noch mehr oder weniger stark steigerungsfähig ist. Man braucht sich in diesem Zusammenhang nur zu vergegenwärtigen, daß die Hektarerträge in Südosteuropa teilweise nur ein Drittel so hoch wie in Nordwesteuropa sind.

Gelingt es in Zukunft, die europäischen Länder auf die deutsche

Intensitätsstufe zu heben, so könnten nach einer Schätzung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Kontinentaleuropa noch Nahrungsreserven für gut 100 Millionen Menschen erschlossen werden. Einschließlich der besetzten russischen Gebiete kann man die Zahl von 100 Millionen sogar verdoppeln, wenn hier die Erzeugungsintensität vorerst nur etwa auf den Stand des ehemaligen Polen, also nur relativ wenig, gesteigert wird. Das bedeutet, daß die Nahrungsfreiheit Europas also grundsätzlich erreichbar ist. Ja, Europa hat danach rechnerisch sogar innerhalb seiner Grenzen noch Raum genug zur Ernährung eines beträchtlichen Bevölkerungszuwachses.

III.

Probleme und Aufgaben der Produktionssteigerung

So außerordentlich günstig diese Aussichten sind, so würde man vorerst schon zufrieden sein, wenn so viele Lebensmittel für die derzeitig in Kontinentaleuropa lebende Bevölkerung zusätzlich erzeugt werden könnten, daß sich die Rationierung mit Hilfe der Lebensmittelkarten erübrigte. Dies ist in der Praxis jedoch erst dann möglich, wenn es gelungen ist,

a) die gesamten bisher aus Übersee nach Europa eingeführten Agrarprodukte zusätzlich in Europa einschließlich der neuen Ostgebiete zu erzeugen und
b) die Agrarproduktion in Europa (die jetzt im Kriege abgesunken ist) wieder auf den Vorkriegsstand zu bringen.

Der Erfolg wird sich dabei um so schneller einstellen, je klarer alle sich hierbei ergebenden, in den folgenden Abschnitten kurz gekennzeichneten produktionstechnischen Probleme erkannt und gelöst werden.

Produktionsmittel

Im Laufe des Krieges ist, teils durch die kriegerischen Handlungen und teils durch Futtermangel, der Viehbestand in ganz Europa dezimiert worden. Eine Steigerung der Produktion an Milch, Butter, Käse, Fleisch, Eiern usw. hat aber vorerst einen Wiederaufbau der Viehbestände und eine Ausdehnung der Futtererzeugung zur Voraussetzung. Friedrich der Große hat einmal ge-

sagt: „Wenn man eine Armee aufbauen will, so muß man mit dem Bauche anfangen." Dasselbe gilt auch für den Aufbau einer Nutzviehhaltung. Aber gerade die Schaffung dieser Futtergrundlage erfordert große Anstrengungen.

Eine weitere Voraussetzung für eine nachhaltige Steigerung der Agrarproduktion liegt in der Verbesserung des gesamten Gebäude- und Maschineninventars. Einen Begriff von der Größe der hier zu lösenden Aufgabe erhält man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, wie kürzlich im Wochenbericht des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung veröffentlicht wurde, die „Aufrüstung des Dorfes", d. h. die Ausstattung der Landwirtschaft mit einem ausreichenden modernen Gebäude- und Maschineninventar, allein in Deutschland nicht weniger als 40 Milliarden Reichsmark kosten würde. Man kann sich leicht errechnen, welche Summen bei einer analogen Berechnung für ganz Europa herausspringen würden.

Verkehrswirtschaft

Ferner ist eine durchgreifende Verbesserung der Verkehrswirtschaft auf dem Lande in ganz Europa erforderlich, damit der Verdienst nicht wörtlich „an den Rädern kleben bleibt" und die Landwirtschaft von einer Intensivierung der Agrarproduktion abhält. Die Forderung für die Zukunft lautet dabei: weitverzweigtes Eisenbahnnetz mit wohlausgewogenen Frachttarifen, gute Chausseen mit leistungsfähigen Autoverbindungen, ausreichende Wasserwege sowie nicht zuletzt billige Telephon- und Telegrammgebühren.

Ausbildung der Landwirtschaft

Eine weitere Grundvoraussetzung für die nachhaltige Erhöhung der Agrarproduktion besteht in der Ausbildung der Landwirtschaft. Vor allem ist es Aereboe gewesen, der immer wieder auf die „Kopfdüngung" als das beste Mittel zur Hebung der Agrarproduktion hingewiesen hat. Hierfür muß nicht nur das landwirtschaftliche Fachschul- und Beratungswesen, sondern insbesondere auch das gesamte Schulwesen auf dem Lande verbessert werden.

Vor allem muß auch die heute noch mehr oder weniger in ganz Europa auf dem Lande anzutreffende bedarfswirtschaftliche Einstellung der Landbewohner einer ertragswirtschaftlichen Einstellung weichen (d. h. die Landwirte müssen bewußt für den Markt pro-

duzieren), wenn die Selbstversorgung Europas mit Agrarprodukten erreicht werden soll.

Ausgewogene Agrarpreise

Eng verbunden mit den vorerwähnten Problemen ist die Frage der Agrarpreise. Solange die Landwirtschaft bedarfswirtschaftlich eingestellt ist, ist der Einfluß der Agrarpreise auf die Marktproduktion gering. Ist sie dagegen ertragswirtschaftlich orientiert, so vermag eine Erhöhung der Agrarpreise wahre Wunder der Produktionssteigerung zu bewirken.

Vor allem ist es dann auch mit der Hilfe wohlausgewogener Agrarpreise möglich, die Agrarproduktion entsprechend dem Bedarf zu lenken. Weiter wird es nach Beendigung dieses Krieges dringend notwendig sein, bei der Hereinnahme billiger Agrarprodukte aus Übersee keinen Preisdruck entstehen zu lassen und so die Erhöhung der europäischen Agrarproduktion zu verzögern. Mit einem Wort, die Erringung der Nahrungsfreiheit wird weitgehend davon abhängen, in welchem Ausmaß die Bildung von sogenannten „Preisscheren" verhindert wird, und zwar einmal bei den Agrarpreisen untereinander (z. B. zwischen Getreide und Fleisch oder Milch), und zweitens im Verhältnis der gesamten Agrarpreise zu den Industrie-, oder besser gesagt, zu den Produktionsmittelpreisen. Das Kostenerlösverhältnis muß also eine Intensivierung der Agrarproduktion gestatten. Das bedeutet, daß es zur Erringung der europäischen Nahrungsfreiheit unbedingt gelingen muß, auch des europäischen Problems der „Unterbewertung der Landarbeit" Herr zu werden und der damit vielfach verbundenen Landflucht Einhalt zu gebieten. — Zur Zeit würde allerdings eine Erhöhung der Agrarpreise infolge des Warenmangels kaum produktionsstimulierend wirken. Eine weitere Voraussetzung für eine Steigerung der Erzeugung liegt also darin, daß das Angebot an Produktions- und Verbrauchsgütern in ganz Europa wieder ausreichend ist.

Kaufkraft- und Bevölkerungsprobleme

Je mehr die Kaufkraft der Verbraucher steigt, um so stärker nimmt die Nachfrage nach hochwertigen Lebensmitteln, wie Fleisch, Milch, Butter, Sahne, Eier, Käse usw., zu, da der Verbrauch hieran — im Gegensatz z. B. zu Kartoffeln — nicht gesättigt war. In der

hier entstandenen Schere zwischen Preisen und Kaufkraft liegt zweifellos ein wichtiges Versorgungsproblem, das es zu erkennen und zu beachten gilt, um sich keine falschen Vorstellungen von der Aufhebungsmöglichkeit der Lebensmittelkarten zu machen.

Dasselbe gilt von der Bevölkerungszunahme. Übersteigt diese die Zuwachsrate der Agrarproduktion, so wird hierdurch die Selbstversorgung Europas hintangehalten.

Die hiervon ausgehenden produktionssteigernden Vorteile sind bedeutend. Schon vor Ausbruch dieses Krieges wirkte sich die teilweise Einbeziehung Südosteuropas in die deutsche Marktordnung, d. h. die garantierte Abnahme von festen Mengen zu festen Preisen, äußerst segensreich für die Ankurbelung der südosteuropäischen Landwirtschaft aus. Gleichzeitig bewahrte aber die Marktordnung wieder die deutsche Landwirtschaft vor Preiseinbrüchen als Folge von unkontrollierten Überschwemmungen des Marktes mit ausländischen Waren. — Eine wesentliche Stütze würde die Marktordnung dabei noch durch Schaffung von festen Währungsverhältnissen in ganz Europa erhalten.

Ausbau der Agrarstatistik

Zur Ausgestaltung einer derartigen Marktordnung ist eine wesentliche Erweiterung und Vereinheitlichung des europäischen Nachrichtendienstes unbedingt erforderlich. Dies gilt einmal für die allgemeinen, laufenden Meldungen über Erzeugung, Einfuhr, Ausfuhr und Verbrauch sowie Preise von Agrarprodukten, wie sie in den letzten Jahrzehnten bereits in vorbildlicher Weise vom Internationalen Landwirtschaftsinstitut in Rom gesammelt und veröffentlicht werden, und zweitens für die praktische Auswertung von betriebswirtschaftlichen Angaben. Auf dem letztgenannten Gebiet hat vor allem der Reichsnährstand in Deutschland besonders erfolgreiche Arbeit geleistet.

Arbeitsteilung und Standortsverschiebung

Im Rahmen der obenerwähnten Marktordnung kommt auch dem Problem der zweckmäßigen landwirtschaftlichen Arbeitsteilung in Europa erhöhte Bedeutung zu, da sich hierdurch Produktionssteigerungen erzielen lassen. Denn ebenso wie z. B. für Deutschland eine gewisse Arbeitsteilung von Vorteil ist (z. B. Zuckerrüben-,

Weidemast-, Roggen- und Kartoffelbetriebe usw.), so ist auch für Europa eine Arbeitsteilung erstrebenswert, da hierdurch die Produktion ergiebiger wird.

Vom Standpunkt der größtmöglichen Ökonomie, d. h. der besten Ausnutzung des Bodens, des Klimas usw., wäre es zweifellos falsch, wenn jedes Land sich ängstlich bemühen würde, sämtliche Erzeugnisse und noch dazu möglichst vollständig im Inland herzustellen. Vielmehr ist es ohne Frage zweckmäßiger, wenn z. B. die regenreichen Küstengegenden Nordeuropas an der Ost- und Nordsee sowie ferner die Gebirgsgegenden (Schweiz, Kroatien, Slowakei) die Viehzucht besonders bevorzugen, da diese hier in den guten Weiden und Wiesen die besten natürlichen Voraussetzungen findet. Der Getreidebau ist dagegen in diesen Gegenden weniger sicher, während er in den trockneren Gebieten mit mehr kontinentalem Klima zum Teil ideale Produktionsbedingungen findet und dementsprechend hohe und sichere sowie auch qualitativ gute Erträge — bei niedrigen Produktionskosten — liefert. Es spricht daher sehr vieles für die Beibehaltung der „Veredlungswirtschaft“, wie sie sich in Nordwesteuropa bereits herausgebildet hatte, und zwar um so mehr, als dadurch das dort vorhandene, sehr gesunde und biologisch besonders wertvolle Bauerntum auch weiterhin eine gesicherte Lebensgrundlage behielte.

Mit Hilfe der Marktordnung werden sich auch Störungen durch allzu weitgehende Standortsverschiebungen und untragbare Abhängigkeiten eines Landes von einem anderen als Folge übertriebener Arbeitsteilung vermeiden lassen. Immerhin erscheint es nicht ausgeschlossen, daß z. B. neben den alten Zwiebelanbaugebieten in Deutschland neue weiter südlich in klimatisch besonders günstigen Gegenden Südosteuropas entstehen. Auch der Anbau von wärmeliebenden Pflanzen, wie Pfirsich, Aprikosen, gewissen Gemüsearten, Tabak, Soja, Wein, Frühkartoffeln usw. könnte möglicherweise ebenfalls weiter südlich wandern. Aus dieser Standortsverschiebung und Arbeitsteilung würde die gesamteuropäische Agrarproduktion bedeutende Vorteile ziehen können. Die Erringung der Nahrungsfreiheit Europas wird daher weitgehend davon abhängen, wie rasch es gelingt, die hier noch brachliegenden Regionalkräfte der Gesamtheit nutzbar zu machen.

IV.

Schlußfolgerungen und Zusammenfassung

Um das Angebot an Lebensmitteln in Europa auf einen derartig hohen Stand zu bringen, daß die Lebensmittelkarten wieder abgeschafft werden können, bedarf es nach dem Gesagten — außer der aufs äußerste zu intensivierenden europäischen Erzeugungsschlacht — noch einer mindestens ebenso nachhaltigen Erzeugungsschlacht in den neugewonnenen Räumen im Osten. In der Praxis sind dabei eine große Zahl agrarpolitischer Probleme zu lösen. Gelingt dies ohne allzu viel Reibungen, so wird die kontinentaleuropäische Nahrungsfreiheit für alle Zeit verwirklicht werden, denn vom produktionstechnischen Standpunkt aus gesehen ist dieses Ziel grundsätzlich erreichbar. Ja, es könnten darüber hinaus sogar noch innerhalb der europäischen Grenzen Nahrungsreserven für mehr als 100 Millionen Menschen erschlossen werden. Europa vermag also selbst noch einen starken Bevölkerungszuwachs zu ernähren.

Nach allem gibt es, wie man zusammenfassend feststellen kann, in Europa nach Kriegsschluß eine Fülle von Agrarproblemen zu lösen, wenn das Ziel des Aufbaus einer gesunden europäischen Ernährungswirtschaft verwirklicht werden soll. Die Arbeit lohnt jedoch, denn gleichsam als Entschädigung dafür bietet der europäische Wirtschaftsraum noch erstaunlich große Siedlungs- bzw. Lebensmöglichkeiten. Überdies werden hieraus insofern bedeutende Vorteile entspringen, als die Intensivierung der europäischen Agrarproduktion fraglos eine „Renaissance", d. h. eine neue Blütezeit, auf landwirtschaftlichem und allgemein wirtschaftlichem Gebiet auslösen wird. Im einzelnen können die günstigen Auswirkungen einer Erhöhung der europäischen Agrarproduktion wie folgt zusammengefaßt werden: Endgültige Sicherung der Nahrungsfreiheit Europas, Steigerung des Lebensstandards und der Kaufkraft der europäischen Landwirtschaft; dadurch Stützung der europäischen Binnenmärkte, ferner biologische Sicherung der Völker und endlich Beseitigung der aus der agrarischen Überbevölkerung entspringenden Gefahren.



JEAN CLOUET 1490 – 1540 — *Porträt eines Gelehrten*



LEONARDO DA VINCI 1452 – 1519 **Selbstbildnis**

DORIN SIDORCIUC,
STUDENT DER PHILOSOPHIE, JASSY:

Die akademische Jugend bezieht ihre Wache

Zwei Welten, getrennt durch einen Abgrund, blicken sich an. Auf der einen Seite steht eine wahrhaft adlige Jugend, die sich ihres Zieles und ihres Weges gewiß ist, ein auserlesenes Element, aus dem Volk emporgewachsen, getragen auf den unsichtbaren Flügeln einer unvergleichlichen Tradition und Erziehung — und auf der anderen Seite steht die stimmlose Menge, deren naiver Geist von gewissenlosen Emporkömmlingen verführt und in die Irre geleitet wurde.

Der Zusammenstoß zwischen der idealistischen Lebenshaltung und dem skrupellosen Egoismus hat bereits an zahlreichen Orten stattgefunden und endete stets mit der Vernichtung derer, die den Abgrund lieben.

Unsere Jugend ist von einem unbändigen Gefühl der Freiheit und von herrlichen Idealen erfüllt. Angehörige der europäischen Jugend, die sich durch die Härte ihres Willens, die Klarheit des Urteils, die Freiheit des Gefühles und durch ihre Begeisterungsfähigkeit auszeichnet, welche ihre Herzen wärmt und ihr die Kraft verleiht, Opfer auf sich zu nehmen, haben sich zum ersten Mal auf dem schönen Boden Spaniens getroffen, wo sie für den Sieg der Gerechtigkeit kämpften. Heute setzen sie diesen Kampf im Osten fort.

Nie werden jemals jene Freiwilligen vergessen werden, die gemeinsam mit ihren spanischen Kameraden durch ihr unschuldiges Blut die erhabensten Seiten des Ruhmes schrieben; sie haben uns durch ihr Opfer ein Beispiel geboten, welchem heute Tausende von jungen Kriegern nacheifern, die ihr Studium unterbrechen und die Zeit begriffen. Sie zuerst erfüllte sie, und durch ihren heldenhaften Tod rettete sie die Ehre Europas, während an manchen Orten des Kontinents noch Gleichgültigkeit und schlechter Wille herrschen. Warum blutet diese europäische Jugend Tausende von Kilometern von ihrer Heimat entfernt?

Weil sie nicht nur das Kind ihrer Eltern ist, sondern auch das ihres Vaterlandes, ihres Volkes, weil dessen Geschichte in ihr fortwirkte, weil diese Jugend aus ihrem ganzen Herzen die Worte Schillers fühlte:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen."

Wenn eine große Anzahl von Menschen an einem gemeinsamen Recht arbeitet, besitzt sie auch gleichzeitig ein gemeinsames Ideal. Alles was existiert, alles was dem Leben gehört, hat die Möglichkeit und damit auch das Recht sich zu behaupten. Auf diesem Recht fußend, kämpfte die europäische Jugend gestern in Spanien, heute in Rußland, und sie wird überall dort kämpfen, wo es zur Rettung Europas erforderlich ist.

Den Kämpfenden steht der andere Teil der akademischen Jugend mit Herz und Seele zur Seite, der sich in den Vorlesungen und den Universitätsbibliotheken ein Wissen aneignet, um dieses Wissen später — erweitert nach den Fähigkeiten eines jeden einzelnen — in den Dienst des gemeinsamen Fortschritts zu stellen.

Neben dieser geistigen Vorbereitung übt der Jugendliche auch die militärische Ausbildung, um die Waffe des gefallenen Kameraden sofort in die eigene Hand zu nehmen, genau wie auf der anderen Seite der Soldat das Buch wieder zur Hand nehmen wird. Deshalb ist der Akademiker erfaßt von der harten, einfachen Arbeit, ist begierig nach dem Leben und erfüllt von wahrem Schöpfungsdrang. Das Leben ist für diese Jugend nur Mittel zur Behauptung persönlicher Fähigkeiten, die dem Nutzen der Menschheit dienen sollen.

Der junge Akademiker, gleichgültig welcher Nation er angehört, kämpft mit der Waffe und dem Geist für ein besseres Schicksal des Europa von morgen.

Mit einem reichen Herzen, mit einem Lächeln auf den Lippen, mit erhobener Stirn, mit der Waffe oder dem Buch in der Hand, marschiert das junge Europa dem Sieg entgegen, beseelt von einem übermenschlichen Willen, denn:

„Der heilige Preis des Sieges
ist geflochten aus den Taten des Willens.“

SERGE SEDLCEK, Feldwebel in der kroatischen Wehrmacht, schreibt an das „Junge Europa“:

29. März 1943

Kameraden!

In die Reihen derer, die Europs Leben verteidigen, sind auch wir mit Entschlossenheit und Begeisterung getreten. Wir haben gezeigt und wir werden weiterhin beweisen, daß unser junger Staat die Aufgabe, Europas Einheit begründen zu helfen, mit ganzer Kraft und Entschiedenheit erfüllt. Nichts wird uns zurückschrecken! Wir sind uns der Gerechtigkeit unserer Sache bewußt, und die Gerechtigkeit ist es, die uns den Sieg verleihen wird.

HAUPTMANN DR. BELA BACSKAI, BUDAPEST:

Die Überwindung des Egoismus

Die Handlungen des Menschen werden geleitet durch seine Anschauungen vom Wert. Er wünscht, durch seine Handlungen Werte zu schaffen. Doch ist er sich manchmal über die Rangordnung der Werte nicht klar und schädigt um der Erreichung niedrigerer Werte willen höhere.

Die sittliche Schwarzseherei, der ethische Pessimismus, die in jedem Menschen einen designierten Verbrecher sehen, sind also nicht begründet. Aber auch der ethische Optimismus ist nicht begründet, nach dem jeder Mensch zum Guten geboren sei und nur die Einziehung und Umgebung ihn verdürben. Der Mensch ist nicht zum Guten geboren, und nicht nur die umgebenden Umstände und die Erziehung üben eine schlechte Wirkung aus, sondern auch die angeborenen Neigungen führen ihn zu Entgleisungen. Vergeblich fordern die strengen Moralisten, der Mensch solle das Gute um des Guten willen tun, vergebens halten sie die guten Handlungen um ihrer selbst willen grundsätzlich für eine notwendige Bedingung der Sittlichkeit; der Mensch ist kein Engel und begeht gute Handlungen nicht um ihrer selbst willen, sondern weil er dadurch gute Zwecke erreichen, Werte verwirklichen möchte.

Der Mensch will das erreichen und schaffen, was er für wertvoll hält. Bewußt oder unbewußt schwebt ihm eine Wertordnung vor, nach der er die Werte der Lebenshandlungen bemißt. Die materiellen Güter und Werte des Lebens, die seelischen und Kulturgüter und ihr Gegenteil sind in die unsichtbare Tafel eingetragen. Die Wertanschauung des Menschen bestimmt, was er erreichen will und was er nicht erreichen will und wie er seine Ziele verwirklicht. Diese Wertanschauung bildet sich in uns seit der Kinderzeit heraus. Jede neue, unerwartete Erfahrung bedeutet die Aufzeichnung eines neuen Gesetzes oder die Bestätigung eines früheren, vielleicht seine Erschütterung oder Entfernung von der Tabelle der positiven Werte. Wen z. B. der Sport von einer Krankheit befreit hat, der schreibt auf seine unsichtbare Werttafel: Sport ist wertvoll. Wem das Rauchen unangenehme Erlebnisse verschafft hat, der schreibt auf seine unsichtbare Werttafel, das Rauchen sei schädlich und wertlos. So bemißt der Mensch von Kindesbeinen an bewußt oder unbewußt jedes Ding und notiert seinen Wert auf der Werttafel.

Die Wertordnung jedes Menschen hat eine objektive und eine subjektive Seite. Die objektive Seite bezieht sich auf die zu erstrebenden und zu verwirklichenden objektiven Güter und Werte, die subjektive Seite auf uns selbst, den Erfolg oder Mißerfolg unserer Handlungen, die Wirkung des Objekts auf uns und auf unseren eigenen Wert. Die der objektiven Seite geltenden Fragen lauten: „Was ist nützlich, was ist wertvoll?", die der subjektiven Seite geltenden Fragen: „Was muß ich tun, um mein Ziel zu erreichen, was muß ich tun, um ein wertvolles Mittel zur Erreichung meiner Ziele darzustellen?" Die Aufteilbarkeit der Wertordnung in eine objektive uud eine subjektive Seite ist darin begründet, daß der Mensch, der bestimmte Aufgaben durchzuführen wünscht, sich auf ihre Durchführung vorbereiten und üben, sich dazu ausbilden muß. Wer ein Ziel erreichen will, der wünscht nicht nur das Ziel zu erreichen, sondern auch als Erreicher des Zieles zu gelten.

Selbstsucht ist eine seelische Krankheit, die in jeder Weise zur Krisis führt. Entweder ist sie mit dem Gefühl der Minderwertigkeit verbunden und schreckt so ihren Träger von einem wertvollen Handeln ab, zu dem er befähigt wäre, oder sie geht Hand in Hand mit einem unbegründeten Überlegenheitsgefühl, das früher oder später an den unerbittlichen Tatsachen scheitern muß. Deshalb wechseln im selbstsüchtigen Menschen oft die Gefühle der Minderwertigkeit und Überlegenheit miteinander.

Der Selbstsucht gegenüber kennzeichnet die Selbstlosigkeit oft das Merkmal der Gesundheit, oft sogar die weitgespannte geistige und körperliche Kraft. Wem ein Reichtum an Kräften zur Verfügung steht, dem macht das Schenken größere Freude als das Erwerben. Der selbstlose Mensch ist immer tapfer und tätig.

Der selbstische Mensch ist immer Egoist, aber nicht jeder Egoist ist selbstisch. Es gibt selbstlose egoistische Menschen, die um die Erreichung höherer Werte ringen; in erster Linie aber sind sie deshalb Egoisten, weil sie wissen, daß sie die Schöpfer höherer Werte sind. Für den objektiven Menschen ist es nicht wesentlich, wer den höheren Wert schafft, nur das ist ihm wichtig, daß dieser überhaupt geschaffen wird. Es gibt keinen absolut sachlichen Menschen. Die Selbstsucht ist besonders in persönlichen Angelegenheiten auch bei sonst objektiven Menschen ein wichtiger Faktor.

Obwohl im schaffenden Leben die Sachlichkeit fruchtbar ist, so wohnt doch, wie auch die Geschichte der großen Taten beweist, auch der Selbstsucht eine große Triebkraft inne. Das dürfte auch verständlich sein, denn wenn wir eine große Tat vollbringen wollen, so müssen wir uns darauf vorbereiten, daß wir ein Opfer der Aufgabe sein können.

Auch dann, wenn ein schneller Entschluß nötig wird, muß jemand die Verantwortung auf sich nehmen. Wenn im Kampf der Führer gefallen ist, so kann nicht lange gefragt werden, wer an seine Stelle treten soll. Inmitten des Todes, wenn die Schreier verstummen, tritt ein Unbekannter hervor und bewirkt das Wunder. Wer nur dort sein Leben einsetzen will, wo es angenehm und nützlich ist, oder mit seinen Schöpfungen dem herrschenden Geschmack frönen will, dessen Ichsucht ist unfruchtbar. Wer aber im Falle der Krise oder Gefahr sich in den Vordergrund vorkämpft, wenn ein Risiko damit verbunden ist, der nimmt eine Verantwortung und übermenschliche Arbeit auf sich; solche Ichsucht ist fruchtbar, und ohne Persönlichkeiten dieser Art gäbe es keinen Fortschritt. Es ist die schöpferische Selbstsucht, die neue Ideen kündet, und sie ist fruchtbarer als die Selbstsucht der Schöpfer, die dem herrschenden Geschmack frönen. Ohne solche Selbstsucht gäbe es keine Kulturentwicklung. Fruchtbar ist also die Selbstsucht derer, die in der Überwindung der Schwierigkeiten die ersten sein wollen, die Wirksamkeit ihrer Kräfte fühlen und die großen Lasten auf sich nehmen.

Der selbsttätige, kämpferische, mutige Geist wagt auch in zweifelhaften Fällen zu handeln, aber mit seinem ganzen Wesen nimmt er auch die Verantwortung für sein Handeln auf sich, wenn er im Namen höherer Werte handelt. Mit Recht erwartet er eine Achtung und Anerkennung seines Ich. Er ist sogar verpflichtet, sich selbst zu achten. Der wertvolle Mensch wird durch seine Selbstachtung dazu verpflichtet, sich auf den Platz hinaufzukämpfen, wo er seine Fähigkeiten entfalten und in den Dienst der Allgemeinheit stellen kann. Es gibt Persönlichkeiten, die zum Führer bestimmt sind, und es gibt auch Persönlichkeiten und Völker, die nur dann fruchtbar sind, wenn sie geführt werden.

Die Tüchtigkeit ist verpflichtet, um das Schaffensrecht zu kämpfen, selbst dann, wenn sie unter tausendfachen Hindernissen oder der kleinlichen Selbstsucht anderer zu leiden hätte. Andere im edlen Wettlauf hinter sich zu lassen, ist keine Selbstsucht, und wenn wir auch den zurückgebliebenen Gegner bedauern, ist uns doch kein Stehenbleiben erlaubt. Nicht der ist selbstsüchtig, der im Wettlauf vorwärtseilt und seinen Gegner hinter sich läßt, sondern jener, der im Wettlauf neidisch dem überlegenen Läufer den Weg verstellt und dadurch die bessere Leistung verhindert.

Dem Begriffe des Eigennutzes ist der Vorwurf zu machen, daß er das Vertrauen in den guten und edlen Menschen und überhaupt in die Sittlichkeit erschüttert und damit zur Ausbreitung der allgemeinen europäischen Vertrauenskrise viel beigetragen hat. Die Behauptung, daß jede Handlung auf Eigennutz beruhe, ist

vom wissenschaftlichen Standpunkt aus irrig, vom sittlichen Standpunkt aus eine Verleumdung der menschlichen Seele. Es ist zwar natürlich, daß der Mensch immer das zu erreichen und zu verwirklichen strebt, was er für wertvoll hält. Das bedeutet aber noch nicht, daß seine Handlungsweise selbstsüchtig ist. Selbstsüchtig ist diejenige Person, die gegen die Interessen anderer, auch um den Preis der Vernichtung anderer, zur Geltung gelangen möchte, die bei der Erwerbung der Güter, der Verwirklichung der Werte auf die Interessen der anderen keine Rücksicht nimmt. Eine selbstlose Persönlichkeit ist eine solche, die bei Erwerbung von Gütern, der Befriedigung persönlicher Interessen, auch die Interessen der anderen berücksichtigt. *Selbstlosigkeit ist das Gefühl der Verantwortung anderen gegenüber, Selbstsucht die Verantwortungslosigkeit anderen gegenüber.*

In der Ordnung der sachlichen Werte dienen die Selbsterhaltungswerte und körperlichen Güter und Freuden am besten dem persönlichen Wohlbefinden, während die seelischen, kulturellen Güter mehr allgemeinen Charakters sind. Der selbstsüchtige Mensch stellt die Werte niedrigerer Ordnung in den Vordergrund gegenüber den Werten der höheren Ordnung. Es mag daher paradox erscheinen, ist aber doch wahr, daß der selbstsüchtige Mensch, wenn er unter den höheren, wertvolleren und den niedrigeren, wertloseren Gütern zu wählen hat, die niedrigeren und wertloseren wählt, während der selbstlose Mensch die Güter von höherer Ordnung und höherem Wert wählen wird. Selbstlosigkeit gehört ebenfalls zu den seelischen Gütern von höherer Ordnung. Wer selbstlos handelt, wählt also auch unter den höherstehenden Gütern ein wertvolles aus und vereinbart auch damit sein eigenes Wohl mit dem Wohl der anderen.

R. HEIP, Dipl.-Ing. in Antwerpen, der z. Zt. als Freiwilliger in der Legion Flandern an der Ostfront steht, schreibt uns:

Kameraden! *18. Mai 1943*

Ich bin jetzt, nachdem ich von meiner zweiten Verwundung im Lazarett genesen bin, endlich wieder einsatzfähig. Dieser Krieg bedeutet die Geburtswehen einer neuen europäischen Gemeinschaft. Europa wird nicht mehr zerfetzt werden durch politische Einzelbestrebungen, sondern zusammengeschweißt durch gemeinsame kulturelle, ökonomische und soziale Belange sein. Gegen die Faktoren, die dieser Entwicklung entgegenstreben, haben wir die Waffen aufgenommen und werden sie erst nach dem Sieg niederlegen, um uns der Friedensarbeit und dem Aufbau zu widmen.

Meditationen

Immer sei darauf bedacht, wie es einem Manne geziemt, bei allem, was es zu tun gibt, eine strenge und ungekünstelte Gewissenhaftigkeit, Liebe, Freimütigkeit und Gerechtigkeit zu üben und dir dabei alle Nebengedanken fern zu halten. Und du wirst sie dir fern halten, sobald du jede deiner Handlungen als die letzte im Leben ansiehst; fern von jeder Unbesonnenheit und der Erregtheit, die dich taub macht gegen die Stimme der richtenden Vernunft, frei von Verstellung, von Selbstliebe und von Unwillen über das, was das Schicksal daran hängt. — Du siehst, wie wenig es ist, was man sich aneignen muß, um ein glückliches und gottgefälliges Leben zu führen. Denn auch die Götter verlangen von dem, der dies beobachtet, nicht mehr.

*

Trotz deines Bestrebens, an Erkenntnis zu wachsen und dein unstetes Wesen aufzugeben, zerstreuen dich die Außendinge noch immer? Mag sein, wenn du jenes Streben nur festhältst. Denn das bleibt die größte Torheit, sich müde zu arbeiten ohne ein Ziel, auf das man all sein Dichten und Trachten hinrichtet.

*

Nichts Elenderes als ein Mensch, der um alles und jedes sich kümmert, auch um das, woran sonst niemand denkt, der nicht aufhört, über die Vorgänge in der Seele des Nächsten seine Konjekturen zu machen und nicht begreifen mag, daß es genug ist, für den Gott in der eigenen Brust zu leben und ihm zu dienen, wie sich's gebührt. Das aber ist sein Dienst: ihn rein zu erhalten von Leidenschaft, von Unbesonnenheit und von Unlust über das, was von Göttern und Menschen geschieht. Denn die Handlungen der Götter zu ehren, gebietet die Tugend und mit denen der Menschen sich zu befreunden die Gleichheit der Abkunft, obwohl die letzteren allerdings auch zuweilen etwas Klägliches haben, weil so viele nicht wissen, was Güter und was Übel sind, — eine Blindheit, nicht geringer als die, wenn man schwarz und weiß nicht unterscheiden kann.

*

Verschwende deine Zeit nicht mit Gedanken über das, was andere angeht, es sei denn, daß du jemand damit ersprießlich sein kannst. Du versäumst offenbar notwendigere Dinge, wenn dich

nichts weiter beschäftigt, als was der und jener macht und aus welchem Grunde er so handelt, was er sagt oder will oder anstellt. So etwas zieht den Geist nur ab von der Beobachtung seiner selbst. Man muß alles Eitle und Vergebliche aus der Kette der Gedanken zu entfernen suchen, vorzüglich alle müßige und nichtswürdige Neugier, und sich nur an solche Gedanken gewöhnen, über die wir sofort, wenn uns jemand fragt, was wir gerade denken, gern und mit aller Offenheit Rechenschaft geben können, so daß man gleich sieht: hier ist alles lauter und gut und so, wie es einem Gliede der menschlichen Gesellschaft geziemt, hier wohnt nichts von Genußsucht und Lüsternheit, nichts von Zank oder Neid oder Mißtrauen, nichts von alledem, wovon der Mensch nur mit Erröten gestehen kann, daß es seine Seele beschäftige. Und ein solcher Mensch — dem es nun ja auch nicht an dem Streben nach Auszeichnung fehlen kann — ist ein Priester und ein Diener der Götter; er ist ein Held in jenem großen Kampfe gegen die Leidenschaft, und — eingetaucht in das Wesen der Gerechtigkeit — vermag er jegliches Geschick von ganzer Seele zu begrüßen. Ein solcher Mensch aber denkt selten und nur, wenn es das allgemeine Beste erfordert, an das, was andere sagen oder tun oder meinen. Vielmehr ist die eigene Pflicht der einzige Gegenstand seines Tuns, und das, was ihm das Schicksal gesponnen im Gewebe des Ganzen, der Hauptgegenstand seines Nachdenkens. Das Lob derer, die nicht sich selber zu genügen wissen, kann ihm nichst sein.

*

Tue nichts mit Widerwillen, nichts ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, nichts ungeprüft, nichts, wobei du noch ein Bedenken hast. Drücke deine Gedanken aus ohne Ziererei. Sei kein Schwätzer und kein Vieltuer. Sondern mit einem Worte: der Gott in dir führe das Regiment, welchem Geschlecht, Alter, Beruf, welcher Herkunft und Stellung du nun auch angehören magst, so daß du immer in der Verfassung bist, wenn du abgerufen werden solltest, gern und willig zu folgen. — Innerlich aber sei heiter, nicht bedürfend, daß die Hilfe von außen dir komme, auch nicht des Friedens bedürftig, den andere uns geben können. — Steh', heißt es, nicht: lasse dich stellen!

*

Von jedem Gegenstande, der sich deinem Nachdenken darbietet, suche dir stets einen klaren und bestimmten Begriff zu machen, so daß du weißt, was er an sich und was er nach allen seinen Beziehungen ist, damit du ihn selbst sowohl wie seine einzelnen Momente nennen und bezeichnen kannst. Denn nichts erzeugt in dem Grade hohen Sinn und edle Denkungsart, als wenn man im-

stande ist, sich von jeder im Leben gemachten Erfahrung, dem Wesen ihres Gegenstandes und ihrer Vermittlung nach, Rechenschaft zu geben, und alle Begebenheiten so anzusehen, daß man bei sich überlegt, in welchem Zusammenhange sie erscheinen und welche Stelle sie in demselben einnehmen, welchen Wert sie für das Ganze haben und was sie dem Menschen bedeuten, diesem Bürger eines höchsten Reiches, zu dem sich die übrigen Reiche wie die einzelnen Häuser zu der ganzen Ortschaft verhalten; daß man weiß, was man jedesmal vor sich hat, wo es sich herschreibt und wie lange es bestehen wird, und wie sich der Mensch dazu zu verhalten habe, ob milde oder tapfer, zweifelhaft oder vertrauensvoll, hingebend oder auf sich selbst beruhend; so daß man sich von jedem einzelnen sagen muß, entweder: es kommt von Gott, oder: es ist ein Stück jenes großen Gewebes, das das Schicksal spinnt, und so und so gefügt, oder endlich: es kommt von einem unserer Genossen und Brüder, der nicht gewußt hat, was naturgemäß ist. Du aber weißt es, und darum begegnest du ihm, wie es das natürliche Gesetz der Gemeinschaft fordert, mit Liebe und Gerechtigkeit. Und auch bei gleichgültigen Dingen zeigst du ein ihrem Wert entsprechendes Verhalten.

*

Leib, Seele, Geist — das ist des Lebens Dreiheit: der Leib mit seinen Begierden, die Seele mit ihren Empfindungen und der Geist mit seinen Erkenntnissen. Aber Bilder und Vorstellungen haben auch unsere Haustiere; von Begierden in Bewegung gesetzt werden auch die wilden Tiere oder Menschen, die nicht mehr Menschen sind, ein Phalaris, ein Nero; in allem, was vorteilhaft erscheint, sich vom Geiste leiten zu lassen, ist auch die Sache solcher, welche das Dasein der Götter leugnen, welche das Vaterland verraten, welche die schändlichsten Dinge tun, sobald es nur niemand sieht. Wenn soweit also jenes etwas allen Gemeinsames ist, so bleibt als dem Guten Eigentümliches nur übrig, das ihm vom Schicksal Bestimmte willkommen zu heißen, das Heiligtum in seiner Brust nicht zu entweihen, sich nicht durch Gedankenwege zu verwirren, sondern im Gleichmaß zu verharren, der Stimme des Gottes zu folgen, nichts zu reden wider die Wahrheit und nichts zu tun wider die Gerechtigkeit. Und daß man dabei ein einfaches, züchtiges und wohlgemutes Leben führt, daran sollte eigentlich niemand zweifeln. Geschähe es aber, wir würden doch deshalb keinem zürnen, noch von dem Wege weichen, der zum Ziel des Lebens führt, bei welchem wir unbefleckt, gelassen, wohl gerüstet und willig dem Schicksal gehorchend ankommen müssen.

*

In der Seele eines andern sitzt es nicht, was dich unglücklich macht, auch nicht in der Meinung deiner äußeren Verhältnisse, sondern in deinem Urteil! Halte es nicht für ein Unglück, und alles steht gut.

*

Wie der Fels im Meere, an dem die Wellen unaufhörlich rütteln — aber er steht, und ringsum legt sich der Brandung Ungestüm: so stehe auch du! Nenne dich nicht unglücklich, wenn dir ein „Unglück" widerfuhr. Nein, preise dich glücklich, daß, obwohl es dir widerfahren ist, der Schmerz dir doch nichts anhat und weder Gegenwärtiges dich müde machen, noch Zukünftiges dich ängstigen kann. Jedem könnte es begegnen, aber nicht jeder hätte es so ertragen. Und warum nennst du das eine ein Unglück, das andere ein Glück? Kann dich denn irgend ein Schicksal hindern, gerecht zu sein, hochherzig, besonnen, klug, selbständig in deiner Meinung, wahrhaft in deinen Reden, sittsam und frei in deinem Betragen, hindern an dem, was, wenn es vorhanden ist, so recht dem Zweck der Menschennatur entspricht? So oft also etwas Schmerzhaftes dir nahe tritt: denke, es sei kein Unglück; aber ein Glück sei es, es mit edlem Mute zu tragen.

*

Bei allem, was dir widerfährt, stelle dir diejenigen vor Augen, denen dasselbe widerfahren ist, und die sich dabei widerwillig voll eitler Verwunderung oder höchst vorwurfsvoll bewiesen haben. Denn wolltest du diesen wohl gleichen, oder wolltest du nicht lieber solche ungehörigen Eigenschaften anderen überlassen, selbst aber nur darauf achten, wie du deine Erfahrungen zu benutzen habest? Und du wirst sie auf das Beste benutzen, sie werden dir einen herrlichen Stoff liefern, wenn du keine andere Absicht hast, als dich bei allem, was du tust, als edler Mensch zu zeigen.

*

Wer nicht im Leben stets den gleichen Zweck verfolgt, der ist auch eigentlich nicht der gleiche Mensch. Doch kommt es vor allem darauf an, von welcher Art dieser Zweck ist. Es hängt dies genau mit dem Begriff der Güter zusammen, der schwankend und unbestimmt bleibt, so lange es sich darum handelt, was jedem einzelnen gut ist, und der zur Klarheit und Bestimmtheit nur gebracht werden kann, wenn man das Ganze, die Gemeinschaft aller ins Auge faßt. Und so muß auch der Zweck des Lebens eines jeden sich nach dem Ganzen richten, ein mit dem Zwecke der Gemeinschaft, der man angehört, harmonierender sein. Wer nun alle seine besonderen Tendenzen diesem Zweck unterordnet und ihm gemäß gestaltet, der wird dadurch auch Konsequenz in seine Handlungsweise bringen und so immer derselbe Mensch sein.

DOM DUARTE, KÖNIG VON PORTUGAL, 1433–1483:

Wie wir leben sollen

Um richtig und fruchtbringend unsere Charaktereigenschaften zum Einsatz bringen zu können, bedarf es eines zielbewußten, umsichtigen und wohlüberlegten Wollens, Wissens und Könnens. Ein wertvolles Wollen ist begründet auf einer hochherzigen, stets einwandfreien und gleicherweise festen, wie unermüdlichen Entschlußkraft. Damit wir über ein Können verfügen, das den an uns herantretenden Verpflichtungen entspricht, wird mit Recht vorausgesetzt, daß wir in den einzelnen Lebenslagen über eine hinreichende körperliche Gesundheit sowie die Unterlagen eines erträglichen materiellen Auskommens verfügen und nicht zuletzt die für unsere Handlungen und Arbeiten notwendige Zeit haben. Zu diesen Voraussetzungen müssen aber unbedingt noch die Werte der natürlichen Charaktertugenden hinzugefügt werden.

Im einzelnen sei hierzu noch das folgende gesagt:

Wenn jemand mit Erfolg bemüht sein will, ein ersprießliches Wissen sich anzueignen, dann geht das nicht aufs Geratewohl, sondern nur durch die Verwirklichung ganz bestimmter Anforderungen, die er an sich selbst zu stellen hat. Wie das geschehen kann, lernt man oft schon durch wertvolle Bücher, die geschrieben wurden, um die Wege zum wahren Wissen auf den verschiedenen Gebieten der Bildung zu ebnen. Freilich dürfen sich solche Werke nicht nur ausschließlich an den Verstand wenden; vielmehr sollen wir durch sie zu einer wirklich vertieften Erkenntnis der Zusammenhänge geführt werden, so nämlich, daß wir befähigt sind, unsere eigenen Handlungen zu verantworten. Von Wichtigkeit ist dann ferner, daß unser Körper in allem, was ihn anbelangt, so geübt und gehalten wird, daß er uns bereitwillig dient, nicht aber selbst in unangebrachter Weise mitbestimmt. Vor allem aber ist es notwendig, daß der Allmächtige unseren Unternehmungen günstige Begleitumstände schenkt, damit die erstrebten Leistungen möglich werden. Andernfalls bliebe nur zu leicht unser

Wissen, Wollen und Können wertlos, und schon kleine, unerwartete Geschehnisse, die stärker als wir selbst sind, könnten die Ursache sein, daß unsere guten Absichten zu Schaden kommen.

Um in der dargelegten Weise ans Ziel zu gelangen, wollen wir kurz fünf Punkte zusammenfassen, die uns Leitsterne sein mögen.

Erstens: Vor allem benötigen wir den Beistand des Allmächtigen!

Zweitens: Um im Leben ehrenvoll bestehen zu können, müssen wir in Kriegszeiten zu heldischen Taten bereit sein und im Frieden nach Tugend und Wissen streben!

Drittens: Es ist darauf zu achten, daß wir in einer gesundheitlich einwandfreien Weise leben. Erreichen läßt sich das durch Regelmäßigkeit und Zucht in Speise und Trank. Ferner durch eine wohlabgewogene Arbeitseinteilung und durch eine ausreichende Erholung von der geleisteten Anstrengung. Daß Umsicht und Tatkraft nie fehlen dürfen, versteht sich von selbst; aber alle Sorgen sollen auf ein vernünftiges Maß beschränkt bleiben, auch dann, wenn Ärger und Kummer unsern Weg kreuzen. Sollte jemand von physischen Krankheiten gequält werden, dann suche er den Rat tüchtiger Ärzte, deren Anordnungen aber auch Folge zu leisten ist!

Viertens: Im Interesse der Allgemeinheit liegt es, daß eine fürsorgende Hand sich der einzelnen Volksteile, der verschiedenen Landstriche und besonders der Ernährungswirtschaft annehme. Das wird erreicht, wenn wir die uns gebotenen Möglichkeiten mit Umsicht ausnützen und mit Fleiß von Fortschritt zu Fortschritt weiterschreiten, so wie es dem einzelnen zuträglich ist. Dabei müssen selbstverständlich Einkommen und Ausgaben stets in geordnetem Verhältnis zueinander stehen.

Fünftens: Wollen wir zufrieden leben, dann müssen wir selbstverständlich in unserem ganzen Wandel einen edlen Sinn an den Tag legen. Lassen wir uns nicht durch Unannehmlichkeiten, die unterlaufen, oder durch Zorn, Ärger und störende Auftritte, die jedem einmal begegnen können, beeinflussen! Statt dessen wollen wir grundsätzlich wohlgesetzt im Reden und immer frohen Mutes sein.

Alle, die sich die Beobachtung des in den fünf Punkten Gesagten angelegen sein lassen, werden als besonnene, vornehme, kluge und wohlgelittene Menschen dastehen. Sollte jemand nur einen Teil davon in die Tat umsetzen, kann er naturgemäß nur das entsprechend begrenzte Lob finden, das ihm allerdings nicht vorenthalten werden soll.

Was nun die für das weise Leben so wichtige Geisteshaltung der Hoffnung anbelangt, so sei auch dazu einiges gesagt!

Leider begründen sie nicht wenige darin, daß sie bestimmte rein äußerliche religiöse Praktiken sich angelegen sein lassen. Darauf gestützt hoffen sie, daß ihr Lebensglück als gesichert angesehen werde, und daß sie im übrigen ihren launenhaften Einfällen und jedwedem Gelüste ungeniert nachgeben dürften. Das allerdings beweist nur, daß sie einem weitverbreiteten Irrtum erliegen, indem sie wähnen, sie brauchten bestimmte Charakterschwächen nicht abzulegen, weil sie sich einreden, sie seien im ganzen genommen doch fehlerlos. Da bleibt es denn nicht aus, daß sie — zumal im Zorn — Handlungen vollbringen, die wahrlich besser ungeschehen blieben. Oft genug sind sie auch maßlos im Essen und Trinken, in der rein geschlechtlich aufgefaßten Liebe, in Haß, Neid und Mißgunst.

Sie reden sich ein, das seien eben Naturanlagen, denen sie machtlos gegenüberständen, wenn nicht der Allmächtige ihnen durch ein Wunder aus dieser Zwangslage heraushülfe. Die Wirklichkeit ist natürlich die, daß sie für ihre Selbsterziehung keinerlei Anstrengung auf sich nehmen wollen und sie vertrösten sich damit, daß man eben nicht vollkommen sein könne.

Immer wieder von ihrer Charakterschwäche besiegt, bilden sie sich die Meinung, sie hätten allen Grund, mit ihrem Lebensablauf zufrieden zu sein. Einen Tadel verdienen sie nach ihrem Dafürhalten nicht. Ja, sie versteigen sich zu der Ansicht, sie führten sich eigentlich doch recht gut und beispielhaft, wenn nicht gar lobenswert auf. Dabei vergessen sie nur eines: weil sie aus eigener Schuld in einem Charakterfehler verharren, sind sie dafür verantwortlich, daß das Gesamtbild ihrer Persönlichkeit abstoßend und tadelnswert wirkt.

GALILEO GALILEI,
ITALIENISCHER GELEHRTER UND DICHTER, 1564–1642:

Grenzen des menschlichen Wissens

Sagrado: Es scheint mir sehr gewagt zu behaupten, der Mensch mit seinem Verstande könne alles begreifen, was die Natur zu wirken imstande sei, während es doch in der Natur kein einziges, noch so unscheinbares Phänomen gibt, das in seiner Gesamtheit zu begreifen auch nur dem größten Genie möglich wäre. Diese eitle Anmaßung, alles zu verstehen, kann nur daher kommen, niemals von etwas gehört zu haben, denn wer sich auch nur einmal darin versuchte, eine Sache gründlich zu verstehen und so einen Geschmack vom Wissen erhalten hätte, müßte zur Erkenntnis gekommen sein, von der Unzahl anderer Theorien keine zu verstehen.

Salviati: Eure Rede ist sehr zutreffend, wie uns die Erfahrung jener lehret, die etwas verstanden haben und die, je weiser sie waren, mit umso größerem Freimut bekannten, nur wenig zu wissen. Der große Weise Griechenlands, der auch vom Orakel als solcher anerkannt wurde, erklärte offen, nichts zu wissen.

Simplicio: Daraus könnte man schließen, daß entweder das Orakel oder Sokrates selbst gelogen habe, da jenes ihn für den Weisesten hielt und dieser sich als unwissend bezeichnete.

Salviati: Daraus folgt weder das Eine noch das Andere, da beide Aussprüche zutreffend sein können. Das Orakel erkannte Sokrates als den weisesten unter allen Menschen an, deren Weisheit jedoch begrenzt ist. Sokrates hielt sich für unwissend in bezug auf die absolute Weisheit, die unendlich ist und mit der gemessen das Viel, das Wenig und das Nichts den gleichen Wert besitzen, denn um z.B. die Zahl unendlich zu erreichen, hilft es gleich wenig, ob man Tausender, Zehner oder Nullen anhäuft. Und so hatte Sokrates recht, wenn er seine begrenzte Weisheit im Vergleich mit der unendlichen, die er nicht besaß, als nichtig bezeichnete. Da aber die Menschen einiges Wissen besitzen, der Eine mehr, der Andere weniger, und Sokrates mehr davon besaß als alle anderen, so ist auch der Orakelspruch wahr.

Sagrado: Diese Erklärung leuchtet mir vollkommen ein. Jedem Menschen ist die Fähigkeit zum Handeln gegeben, aber sie ist nicht an alle gleich verteilt. So ist die Macht eines Kaisers größer

als die einer privaten Person, aber weder die eine noch die andere bedeutet etwas im Vergleich zur göttlichen Allmacht.

Es gibt Menschen, die die Landwirtschaft besser verstehen als andere, aber die Fähigkeit, einen Rebenzweig zu setzen, was ist sie im Vergleich dazu, diesen Zweig Wurzel fassen zu lassen, ihm die notwendigen Nahrungsstoffe zu geben und davon jenen Teil zu wählen, der für das Wachstum der Blätter nötig ist und jenen anderen Teil, um die Trauben sowie die Reben und die Schale der einzelnen Beeren zu bilden, was alles ein Werk der Natur ist. Und dieses ist nur ein einziges Werk von den unzählig vielen, die die Natur vollbringt. Aber schon in diesem Werk allein erkennen wir eine unendliche Weisheit, so daß wir schließen können, die Weisheit Gottes ist unendliche Male unendlich.

Salviati: Und mir fällt übrigens auch ein Beispiel ein. Sagen wir nicht, die Fähigkeit Michelangelos, aus einem Stück Marmor eine wunderbare Statue erstehen zu lassen, habe seinen Geist weit über den Geist der anderen Menschen erhoben? Und dieses Werk ist dabei doch nur die Nachahmung einer einzelnen Haltung und eines bestimmten Ausdruckes äußerlicher, oberflächlicher Gliedmaßen eines unbeweglichen Menschen. Was bedeutet das daher im Vergleich zu einem von der Natur geschaffenen Menschen, der aus so vielen inneren und äußeren Teilen, Muskeln, Sehnen, Nerven, Knochen besteht, die zur Ausführung so vieler und so verschiedener Bewegungen dienen? Und was sollen wir erst zu den Sinnen, der Seelenkraft und vor allem zum Verstand sagen? Müssen wir nicht mit Recht ausrufen, daß die Herstellung einer Statue weit hinter der Schaffung eines lebenden Menschen, ja, sogar hinter der eines elenden Wurmes weit zurück bleibt?

Sagrado: Und was für ein Unterschied besteht nicht zwischen der mechanischen Holztaube des Tarentiner Philosophen Archita und einer Taube der Natur?

Simplicio: Entweder gehöre ich zu den Menschen, die nichts begreifen, oder Eure Rede enthält einen deutlichen Widerspruch. Ihr zollt dem Menschen das größte Lob wegen des Verstandes, der ihm von der Natur verliehen worden ist. Jetzt zollt Ihr das größte Lob dem Menschen ob des ihm von der Natur verliehenen Verstandes, während Ihr kurz vorhin Sokrates recht gabet, da er seinen Verstand als Null betrachtete. Folglich muß man zum Schluß kommen, daß es auch die Natur nicht verstanden habe, einen Verstand zu bilden, der genügend verstehe.

Salviati: Eure Bemerkung ist sehr scharfsinnig und um darauf zu antworten, ist es nötig, daß wir zu einer philosophischen Unter-

scheidung Zuflucht nehmen und erklären, das Verstehen auf zweifache Art zu betrachten und zwar in bezug auf die Tiefe — intensiv — oder in bezug auf seine Ausweitung — extensiv. Im extensiven Sinne genommen, also was die Vielheit des intelligiblen Gegenstandes anbelangt, ist das menschliche Verstehen verschwindend klein. Auch dann wenn ein Mensch tausend Theorien kennen würde, denn auch tausend im Vergleich zur Unendlichkeit ist gleich null. Fassen wir aber das Verstehen intensiv, also in Bezug auf die Tiefe auf, dergestalt, daß dieser Ausdruck ein vollkommenes Verstehen einiger Theorien bedeutet, dann behaupte ich, daß sie der menschliche Verstand so gründlich versteht wie die Natur selbst. Dies gilt für die reine Wissenschaft der Mathematik: die Geometrie und die Arithmetik, aus der die göttliche Erkenntnis unzählig mehr Theorien kennt (denn ihr sind alle bekannt), aber von den wenigen, die der menschlichen Vernunft erschlossen sind, glaube ich, daß die menschliche Kenntnis in der objektiven Genauigkeit der göttlichen gleichkommt, da diese Wissenschaft notwendigerweise nicht anders und nicht vollkommener sein kann.

Simplicio: Eure Sprache dünkt mich sehr entschlossen und kühn.

Salviati: Was ich sagte, ist eine ganz gewöhnliche Behauptung, der auch jeder Schatten von Vermessenheit oder Kühnheit fern ist und die auch um nichts die Majestät der göttlichen Weisheit verkleinert, so wenig als der Spruch: factum infestum fieri nequit (Gott kann nicht machen, daß das Gemachte nicht gemacht sei). Meine Worte mißverstanden zu haben, wird Euch hoffentlich nicht argwöhnisch gemacht haben. Um mich besser auszudrücken, möchte ich sagen, daß, was die Wahrheit anbelangt, von der uns die mathematischen Beweisführungen Kenntnis geben, es sich um dieselbe handelt, die auch die göttliche Weisheit hat, doch räume ich ein, daß die Art, wie diese die unendlich vielen Probleme meistert, von denen wir nur einige wenige kennen, bei weitem vortrefflicher ist als unsere. Denn um uns zu erkennen, müssen wir den Weg der Ableitungen, Diskussionen und Schlüsse beschreiten, während Gott die Kraft der einfachen Intuition in sich aufnimmt. So müssen wir, um einige der vielen Eigenschaften des Kreises kennenzulernen, bei der einfachsten beginnen und dann Schritt für Schritt zu den folgenden schreiten, während die göttliche Erkenntnis, indem sie das Wesen des Kreises kennt, auch die unzähligen Charakteristiken kennt, die ihm eigen sind.

Abschließend möchte ich sagen, daß unser Verstand, sowohl was die Art, als auch die Anzahl der von uns begriffenen Dinge betrifft, unendlich von der göttlichen Erkenntnis übertroffen wird.

RICHARD WAGNER, DEUTSCHER MUSIKER, 1813–1883:

Pilgerfahrt zu Beethoven

Von dem großen Tondichter niedergeschrieben in den Jahren zwischen der Entstehung der Opern „Rienzi" und „Der fliegende Holländer".

Eine Stadt des mittleren Deutschlands ist meine Vaterstadt. Ich weiß nicht recht, wozu man mich eigentlich bestimmt hatte, nur entsinne ich mich, daß ich eines Abends zum ersten Male eine Beethovensche Symphonie aufführen hörte, daß ich darauf Fieber bekam, krank wurde und, als ich wieder genesen, Musiker geworden war. Aus diesem Umstande mag es wohl kommen, daß, wenn ich mit der Zeit wohl auch andere schöne Musik kennen lernte, ich doch Beethoven vor allem liebte, verehrte und anbetete. Ich kannte keine Lust mehr, als mich so ganz in die Tiefe dieses Genius zu versenken, bis ich mir endlich einbildete, ein Teil desselben geworden zu sein, und als dieser kleinste Teil fing ich an, mich selbst zu achten, höhere Begriffe und Ansichten zu bekommen. So lebte ich einige Zeit in meinem Dachstübchen, als mir eines Tages einfiel, daß der Mann, dessen Schöpfungen ich über alles verehrte, ja noch lebte. Nun war es um meine Ruhe geschehen! Alle meine Gedanken wurden zu dem einen Wunsch: Beethoven zu sehen. Ich konnte mein Bündel schnüren und zu Beethoven wandern. Ein heiliger Schauer erfaßte mich, als ich zum Tore hinausschritt und mich dem Süden zuwandte. So zog ich in das schöne Böhmen ein, das Land der Harfenspieler und Straßensänger. In einem kleinen Städtchen traf ich auf eine Gesellschaft reisender Musikanten; sie bildeten ein kleines Orchester, zusammengesetzt aus einem Baß, zwei Violinen, zwei Hörnern, einer Klarinette und einer Flöte; außerdem gab es eine Harfnerin und zwei Sängerinnen mit schönen Stimmen. Sie spielten Tänze und sangen Lieder; man gab ihnen Geld, und sie wanderten weiter. Auf einem schönen schattigen Plätzchen neben der Landstraße traf ich sie wieder an; sie hatten sich da gelagert und hielten ihre Mahlzeit. Ich gesellte mich zu ihnen, sagte, daß ich auch ein wandernder Musiker sei, und bald wurden wir Freunde. Ich frug, ob sie nicht auch andere Musik als Tanzmusik machten? „Ei wohl", antworteten sie, „aber nur für uns, und nicht vor den vornehmen Leuten." — Sie packten ihre Musikalien aus — ich erblickte das große Septuor von Beethoven; staunend frug ich, ob sie auch dies spielten? „Warum nicht?" entgegnete der älteste. „Joseph hat eine böse Hand und kann jetzt nicht die zweite

Violine spielen, sonst wollten wir uns gleich damit eine Freude machen." Außer mir, ergriff ich sogleich die Violine Josephs, versprach, ihn nach Kräften zu ersetzen, und wir begannen das Septuor. O, welches Entzücken! Hier, an einer böhmischen Landstraße, unter freiem Himmel das Beethovensche Septuor von Tanzmusikanten, mit einer Reinheit, einer Präzision und einem so tiefen Gefühle vorgetragen, wie selten von den meisterhaftesten Virtuosen. Großer Beethoven, wir brachten dir ein würdiges Opfer!

Wir waren soeben im Finale, als — die Chaussee bog sich an dieser Stelle bergauf — ein eleganter Reisewagen langsam und geräuschlos herankam und endlich dicht bei uns stillhielt. Ein erstaunlich langer und erstaunlich blonder junger Mann lag im Wagen ausgestreckt, hörte unserer Musik mit ziemlicher Aufmerksamkeit zu, zog eine Brieftasche hervor und notierte einige Worte. Darauf ließ er ein Goldstück aus dem Wagen fallen und weiter fahren, indem er zu seinem Bedienten wenige englische Worte sprach, woraus mir erhellte, daß dies ein Engländer sein müsse. Dieser Vorfall verstimmte uns; zum Glück waren wir mit dem Vortrage des Septuors fertig. Ich umarmte meine Freunde und wollte sie begleiten, sie aber erklärten, daß sie von hier aus die Landstraße verlassen und einen Feldweg einschlagen würden, um für diesmal zu ihrem Heimatdorfe zurückzukehren. Hätte nicht Beethoven selbst meiner gewartet, ich würde sie gewiß auch dahin begleitet haben. So aber trennten wir uns gerührt und schieden. Später fiel mir auf, daß niemand das Goldstück des Engländers aufgehoben hatte. Im nächsten Gasthof, wo ich einkehrte, um meine Glieder zu stärken, saß der Engländer bei einem guten Mahle. Er betrachtete mich lange; endlich sprach er mich in einem passablen Deutsch an.

„Wo sind Ihre Kollegen?" frug er.

„Nach ihrer Heimat", sagte ich.

„Nehmen Sie Ihre Violine und spielen Sie noch etwas", fuhr er fort, „hier ist Geld!"

Das verdroß mich; ich erklärte, daß ich nicht für Geld spielte, außerdem auch keine Violine hätte, und setzte ihm kurz auseinander, wie ich mit jenen Musikanten zusammengetroffen war.

„Das waren gute Musikanten", versetzte der Engländer, „und die Symphonie von Beethoven war auch sehr gut."

Diese Äußerung frappierte mich; ich frug ihn, ob er Musik treibe; „Yes", antwortete er, „ich spiele zweimal in der Woche die Flöte, Donnerstags blase ich Waldhorn und Sonntags komponiere ich."

Das war viel; ich erstaunte. In meinem Leben hatte ich nichts von reisenden englischen Musikern gehört; ich fand daher, daß sie sich sehr gut stehen müßten, wenn sie in so schönen Equi-

pagen ihre Wanderungen ausführen könnten. Ich frug, ob er Musiker von Profession sei. Lange erhielt ich gar keine Antwort; endlich brachte er sehr langsam hervor, daß er viel Geld habe. Mein Irrtum wurde mir einleuchtend, denn ich hatte ihn jedenfalls mit meiner Frage beleidigt. Verlegen schwieg ich und verzehrte mein einfaches Mahl. Der Engländer, der mich abermals lange betrachtet hatte, begann aber wieder.

„Kennen Sie Beethoven?" frug er mich.

Ich entgegnete, daß ich noch nie in Wien gewesen sei und jetzt im Begriff stehe, dahin zu wandern, um die heißeste Sehnsucht zu befriedigen, die ich hege, den angebeteten Meister zu sehen.

„Woher kommen Sie?", frug er.

„Von L...."

„Das ist nicht weit! Ich komme von England und will auch Beethoven kennenlernen; er ist ein sehr berühmter Komponist."

Welch wunderliches Zusammentreffen, dachte ich bei mir. Hoher Meister, zu Fuß und zu Wagen wandert man zu dir! Mein Engländer interessiert mich; ich gestehe aber, daß ich ihn seiner Equipage wegen wenig beneidete. Es war mir, als wäre meine mühselige Pilgerfahrt zu Fuße heiliger und frömmer, und ihr Ziel müßte mich mehr beglücken als jenen, der in Stolz und Hoffart dahinzog. Da blies der Postillon; der Engländer fuhr fort, nachdem er mir zugerufen, er würde Beethoven eher sehen als ich.

Endlich betrat ich die Straßen Wiens; das Ende meiner Pilgerfahrt war erreicht. Alle Mühseligkeiten der langen und beschwerlichen Wanderschaft waren vergessen; ich war am Ziele, in den Mauern, die Beethoven umschlossen.

Ich war zu tief bewegt, um sogleich an die Ausführung meiner Absicht denken zu können. Zunächst erkundigte ich mich zwar nach der Wohnung Beethovens, jedoch nur, um mich in dessen Nähe einzulogieren. Ziemlich gegenüber dem Hause, in welchem der Meister wohnte, befand sich ein nicht zu vornehmer Gasthof; ich mietete mir ein kleines Kämmerchen im fünften Stock desselben, und dort bereitete ich mich nun auf das größte Ereignis meines Lebens, auf einen Besuch bei Beethoven vor. Nachdem ich zwei Tage ausgeruht, gefastet und gebetet, Wien aber noch mit keinem Blick näher betrachtet hatte, faßte ich denn Mut, verließ meinen Gasthof und ging schräg gegenüber in das merkwürdige Haus. Man sagte mir, Herr Beethoven sei nicht zugegen. Das war mir gerade recht; denn ich gewann Zeit, um mich von neuem zu sammeln. Da mir aber den Tag über noch viermal derselbe Bescheid, und zwar mit einem gewissen gesteigerten Tone, gegeben ward, hielt ich diesen Tag für einen Unglückstag und gab mißmutig meinen Besuch auf.

Als ich zu meinem Gasthof zurückwanderte, grüßte mir aus dem ersten Stocke desselben mein Engländer ziemlich leutselig entgegen.

„Haben Sie Beethoven gesehen?" rief er mir zu.

„Noch nicht, er war nicht anzutreffen", entgegnete ich, verwundert über mein abermaliges Zusammentreffen mit ihm. Auf der Treppe begegnete er mir und nötigte mich mit auffallender Freundlichkeit in sein Zimmer. „Mein Herr", sagte er, „ich habe Sie heute schon fünfmal in Beethovens Haus gehen sehen. Ich bin schon viele Tage hier und habe in diesem garstigen Hotel Quartier genommen, um Beethoven nahe zu sein. Glauben Sie mir, es ist sehr schwer, Beethoven zu sprechen; dieser Gentleman hat sehr viele Launen. Ich bin im Anfange sechsmal zu ihm gegangen und bin stets zurückgewiesen worden. Jetzt stehe ich sehr früh auf und setze mich bis spät abends an das Fenster, um zu sehen, wann Beethoven ausgeht. Der Gentleman scheint aber nie auszugehen."

„So glauben Sie, Beethoven sei auch heute zu Hause gewesen und habe mich abweisen lassen?" rief ich bestürzt.

„Versteht sich, Sie und ich, wir sind abgewiesen. Und das ist mir sehr unangenehm, denn ich bin nicht gekommen, Wien kennen zu lernen, sondern Beethoven."

Das war für mich eine sehr trübe Nachricht. Nichtsdestoweniger versuchte ich am andern Tage wieder mein Heil, jedoch abermals vergebens, die Pforten des Himmels waren mir verschlossen.

So entschied ich mich denn endlich, mein Herz auszuschütten, zu schreiben. Dies geschah. Ich schrieb; erzählte kurz meine Lebensgeschichte, wie ich zum Musiker geworden war, wie ich ihn anbetete, wie ich ihn einmal hätte kennenlernen wollen, wie ich meine Pilgerfahrt antrat und vollendete, welche Leiden der Engländer über mich brachte, und welche grausame Lage gegenwärtig die meinige sei. Mit wahrhafter Begeisterung schloß ich endlich diesen Brief; es flimmerte mir vor den Augen, als ich die Adresse: „An Herrn Ludwig van Beethoven" schrieb. Ich sprach noch ein stilles Gebet und gab diesen Brief selbst in Beethovens Hause ab.

Als ich voll Enthusiasmus zu meinem Hotel zurückkehrte, o Himmel, wer brachte mir auch da wieder den furchtbaren Engländer vor meine Augen? Von seinem Fenster aus hatte er auch diesen meinen letzten Gang beobachtet; er hatte in meinen Mienen die Freude der Hoffnung gelesen, und das war genug, um mich wiederum seiner Macht verfallen zu lassen. Wirklich hielt er mich auf der Treppe an mit der Frage: „Gute Hoffnung? Wann werden wir Beethoven sehen?"

Wie aber soll ich beschreiben, was in mir, was um mich vorging, als ich wirklich in der nächsten Stunde ein kleines Stück Notenpapier erhielt, auf welchem mit flüchtiger Hand geschrieben stand:

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie bitte, mich erst morgen vormittag zu besuchen, da ich heute beschäftigt bin, ein Paket Musikalien auf die Post zu liefern. Morgen erwarte ich Sie. Beethoven." Ich konnte die Nacht nicht schlafen. Was ich soeben erlebt und was mir morgen bevorstand, war zu groß und überwältigend, als daß ich es ruhig hätte in einen Traum mit übertragen können. Ich wachte, ich schwärmte und bereitete mich, vor Beethoven zu erscheinen. Endlich erschien der neue Tag. Mit Ungeduld erwartete ich die zum Morgenbesuch schickliche Stunde; auch sie schlug, und ich brach auf. Mir stand das wichtigste Ereignis meines Lebens bevor: von diesem Gedanken war ich erschüttert.

Aber noch sollte ich eine furchtbare Prüfung überstehen. Mit großer Kaltblütigkeit an die Haustüre Beethovens gelehnt, erwartete mich mein Dämon, der Engländer. Der Unselige hatte alle Welt, somit endlich auch den Wirt unseres Gasthofes bestochen; dieser hatte die offenen Zeilen Beethovens an mich früher als ich selbst gelesen und den Inhalt derselben an den Briten verraten.

„Kommen Sie", begann er, „stellen wir uns Beethoven vor!"

Da ward die Türe geöffnet. Die alte Aufwärterin erschien, zeigte ein finsteres Gesicht und machte Miene, die Tür sogleich wieder zu schließen. In der Angst rief ich laut meinen Namen und beteuerte, von Herrn Beethoven eingeladen worden zu sein.

Noch war die Alte zweifelhaft, als durch ein Ungefähr auf einmal Beethoven selbst an der Türe seines Kabinetts erschien. Diesen Moment benutzend, trat ich schnell ein und wollte auf den Meister zu, um mich zu entschuldigen. Zugleich zog ich aber den Engländer mit herein, denn dieser hielt mich noch fest. Er ließ mich erst los, als wir vor Beethoven standen. Ich verbeugte mich und stammelte meinen Namen; wiewohl er diesen jedenfalls nicht verstand, schien er doch zu wissen, daß ich der sei, der ihm geschrieben hatte. Er hieß mich in sein Zimmer eintreten, und ohne sich um Beethovens verwunderten Blick zu kümmern, schlüpfte mein Begleiter mir eiligst nach. Wir setzten uns an einem Tische nieder, der voll Papiere und Federn lag. Es herrschte unbehagliche Stimmung, keiner sprach. Augenscheinlich war Beethoven verstimmt, zwei für einen empfangen zu haben.

Endlich begann er, indem er mit rauher Stimme frug: „Sie kommen von L...?"

Ich wollte antworten; er aber unterbrach mich; indem er einen Bogen Papier nebst einem Bleistift bereitlegte, fügte er hinzu: „Schreiben Sie, ich höre nicht!" Ich wußte von Beethovens Taubheit und hatte mich darauf vorbereitet. Nichtsdestoweniger fuhr es mir wie ein Stich durch das Herz, als ich von dieser rauhen, gebrochenen Stimme hörte: „Ich höre nicht!" Freudenlos und arm

in der Welt zu stehen; die einzige Erhebung in der Macht der Töne zu wissen und sagen zu müssen: ich höre nicht! Im Moment kam ich in mir zum vollkommenen Verständnis über Beethovens äußere Erscheinung, über den tiefen Gram auf seinen Wangen, über den düsteren Unmut seines Blickes, über den verschlossenen Trotz seiner Lippen: er hörte nicht!

Verwirrt und ohne zu wissen was, schrieb ich eine Bitte um Entschuldigung und eine kurze Erklärung der Umstände auf, die mich in der Begleitung des Engländers erscheinen ließen. Dieser saß währenddem stumm und befriedigt Beethoven gegenüber, der, nachdem er meine Zeilen gelesen, sich ziemlich heftig zu ihm wandte mit der Frage, was er von ihm wünsche?

„Ich habe die Ehre", entgegnete der Brite.

„Ich verstehe Sie nicht!" rief Beethoven, ihn hastig unterbrechend; „ich höre nicht und kann auch nicht viel sprechen. Schreiben Sie auf, was Sie von mir wollen!"

Der Engländer sann einen Augenblick ruhig nach, zog dann sein zierliches Musikheft aus der Tasche und sagte zu mir: „Es ist gut. Schreiben Sie: ich bitte Herrn Beethoven, meine Komposition zu sehen; wenn ihm eine Stelle darin nicht gefällt, wird er die Güte haben, ein Kreuz dabei zu machen."

Ich schrieb wörtlich sein Verlangen auf, in der Hoffnung, ihn nun loszuwerden, und so kam es auch. Nachdem Beethoven gelesen, legte er mit einem sonderbaren Lächeln die Komposition des Engländers auf den Tisch, nickte kurz und sagte: „Ich werde es schicken."

Damit war mein Gentleman sehr zufrieden, stand auf, machte eine besonders herrliche Verbeugung und empfahl sich. Ich atmete tief auf, er war fort. Nun erst fühlte ich mich im Heiligtum.

*

Als ich ins Hotel zurückgekehrt war, traf ich den Bedienten des Engländers an, wie er die Koffer seines Herrn im Reisewagen zurechtpackte. Also auch sein Ziel war erreicht; ich mußte gestehen, daß auch er Ausdauer bewiesen hatte. Ich eilte in mein Zimmer und machte mich ebenfalls fertig, mit dem morgigen Tage meine Fußwanderschaft zurück anzutreten. Als ich den Gasthof verließ, sah ich meinen unseligen Genossen in den Wagen steigen.

„Leben Sie wohl!" rief er mir zu. „Sie haben mir große Dienste geleistet. Es ist mir lieb, Herrn Beethoven kennengelernt zu haben. Wollen Sie mit mir nach Italien?"

„Was suchen Sie dort?" frug ich dagegen.

„Ich will Herrn Rossini kennenlernen, denn er ist ein sehr berühmter Komponist."

LUDWIG VAN BEETHOVEN, 1770–1827:

Heiligenstädter Testament

O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet.

Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt.

Aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen; wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub; auch wie wäre es möglich, daß ich dann die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei anderen sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben.

O ich kann es nicht, drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte, doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß; für mich dürfen Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben, ganz allein fast nur soviel, als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen, wie ein Verbannter muß ich leben;

nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen.

So war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte; von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, soviel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe der Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ.

Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte oder jemand den Hirten singen hörte, und ich auch nichts hörte; solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben.

Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach, es dünkte mich unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann.

Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen; ich habe es.

Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen; vielleicht geht's besser, vielleicht nicht; ich bin gefaßt.

Schon in meinem achtundzwanzigsten Jahre war ich gezwungen, Philosoph zu werden, es ist nicht leicht; für den Künstler schwerer als für irgend jemand.

Gottheit! du siehst herab auf mein Inneres, du kannst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen.

O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden.